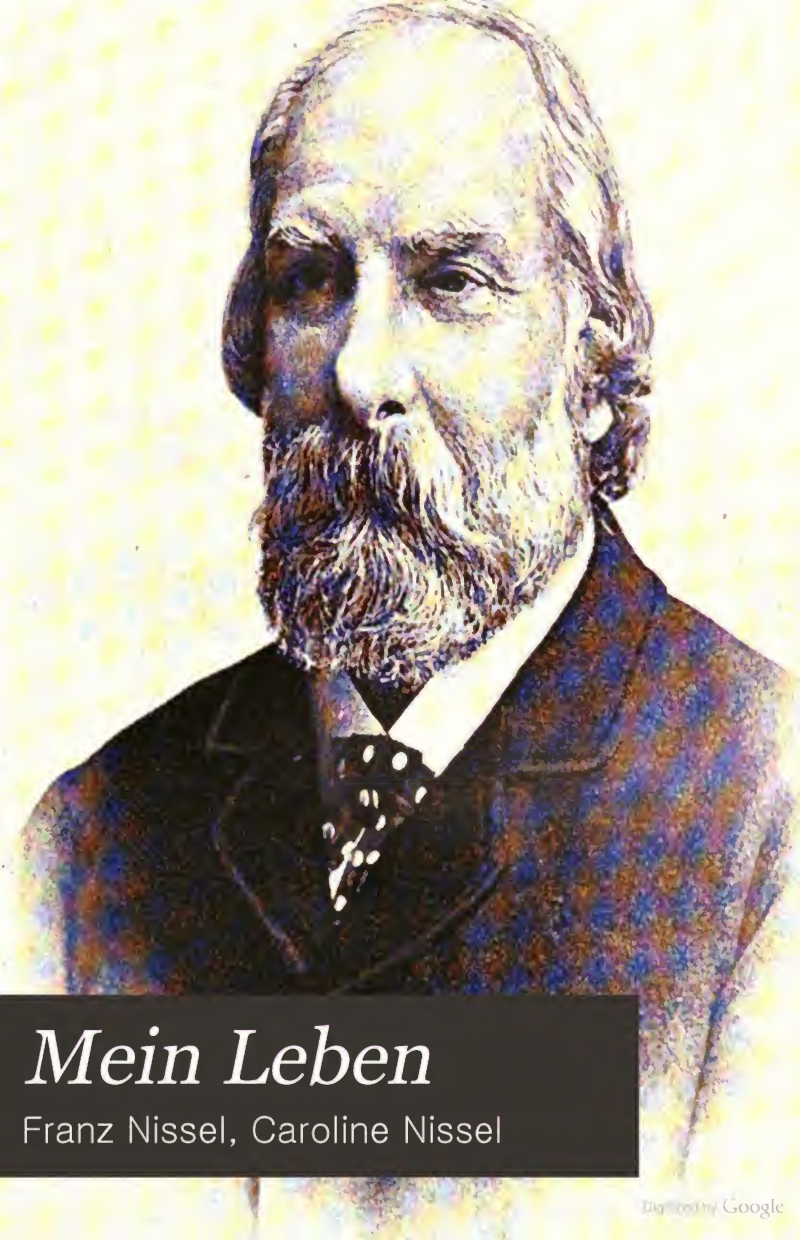


Mein Leben

Franz Nissel, Caroline Nissel

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
871
Class N726

Digitized by Google

Digitized by Google

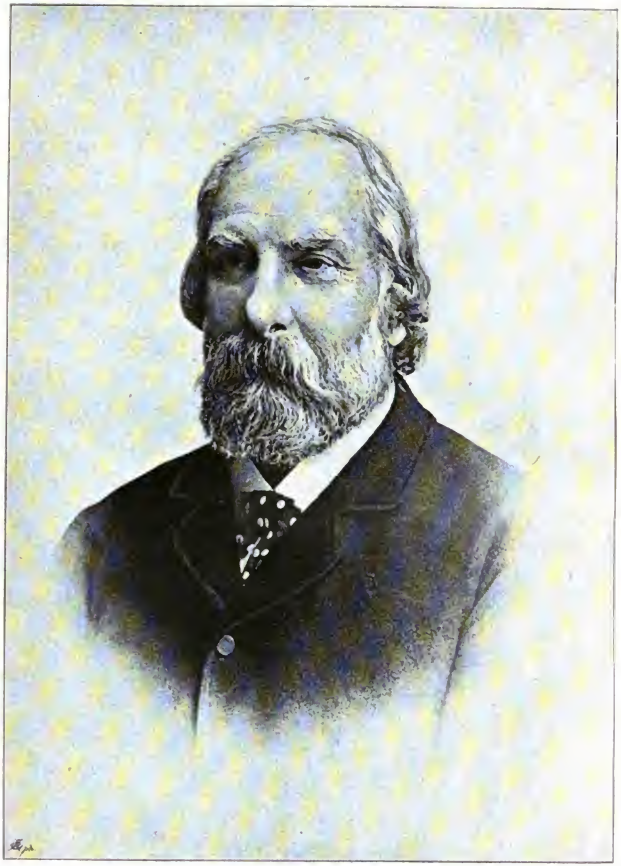
GENEVA

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Frank Russell

Digitized by Google

Mein Leben.

Selbstbiographie, Tagebuchblätter und Briefe

von

Franz Nissel.

Aus dem Nachlaß herausgegeben von seiner Schwester

Caroline Nissel.

Mit dem Bildnis des Dichters.

Stuttgart 1894.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Digitized by Google

MAIN
GENERAL

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

PT 2440
N73 Z5
1894
MAIN

Vorwort.

Ohne Zagen und Bedenken sende ich dies Buch in die Oeffentlichkeit. Was auch sein Los sei, ich erfülle damit eine heilige Pflicht, denn es war meines Bruders Absicht, diese Memoiren zu veröffentlichen, um einer möglichen unrichtigen Auffassung und Beurteilung seiner Art und seines Wesens vorzubeugen. In rückhaltloser Entschleierung ist das düstre Gemälde seines Lebens vor den Augen des Lesers aufgerollt; keine falsche Scham bestimmte mich, dieses oder jenes in den Briefen wegzulassen. Man soll bis in die Tiefe dieser Seele blicken können, die ja nichts zu verbergen hatte und den Tag nicht zu scheuen brauchte. Das Licht ist nun erloschen und die Erde deckt einen der vornehmsten Menschen. Ich, seine Schwester, die mit ihm, ich kann nicht sagen „Freud' und Leid", sondern fast nur Leid getragen, blicke trauernd nach dem Grabe, in welchem dies arme, abgequälte Dichterherz nun ausruht, und unsagbares Mitleid überkömmt mich. Wird in dies Grab noch eine Auferstehungskunde dringen — —?

Caroline Nissel.

128519

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Erster Teil. 1831—1849 1

Zweiter Teil. Tagebuchblätter und Briefe. 1849—1893 113

Religiöse Betrachtungen aus der Jugendzeit (1847—1849) 289

Digitized by Google

Erſter Teil.

1831—1849.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Mein Leben.

Wien, den 1. Dezember 1889.

Ich blicke zurück auf ein unerhört trauriges und nahezu verlorenes Leben — verloren wohl auch durch eigene Schuld. Mein Haar ist ergraut und meine Kräfte sinken. Ich habe nichts mehr zu hoffen, nachdem ich so lang und doch — ach! so wenig gelebt, kein Glück gefunden und — was am bittersten zu sagen ist — so viel wie nichts gewirkt!!

Und doch war ich nicht ohne Begabung, nicht ohne Streben, doch schlug vielleicht kein edleres Herz in eines Menschen Brust. Was ich geträumt, gewollt, es war vielleicht zu groß; es begehrte nicht nur die höchsten Gaben, sondern auch den unbeugsamsten Willen und die Gunst der Zeit. Fehlte nur eines, so mußte aus dem Propheten und geistigen Helden, der zu sein ich mich vermaß, der arme Gemütskranke und geistig Verstörte werden, den ich mich fühlte seit manchem Jahr. — Ja, wer weiß — denn was wissen wir bei aller Selbstkenntnis von uns selbst so ganz gewiß? — wer weiß, ob ich nicht schon krank war an „Größenwahn", als mein Gedanke den ersten Flug wagte!

Dann freilich wäre es thöricht, mich mit Selbstvorwürfen zu quälen und zugleich schmerzlich die Welt anzuklagen, die so besonders hartnäckig und grausam über mich zur Tagesordnung gegangen ist, wenn je ein Lichtstrahl auf meine düstere Existenz, sie erhellend, fiel — — dann freilich wär' ich nichts weiter als ein würdiger Gegenstand ihres Mitleids gewesen. Und dieses schenk' ich ihr ja so gern!

Wozu also diese Aufzeichnungen?

Weil Unglück immer belehrend ist.

Weil man es doch vielleicht der Mühe wert finden könnte, sich

Digitized by Google

nach meinem Tode noch mit mir zu beschäftigen und weil dann, wenn ich dem nicht zuvorkomme, ganz falsche Auffassungen meines Wesens, ganz falsche Ansichten und Urteile über mich und mein Schaffen sich verbreiten und festsetzen könnten.

Vor allem aber, weil es mich drängt, vieles noch auszusprechen, was vielleicht doch kein andrer so auszusprechen vermag und was in mir erstickt zu haben, mich bis zum letzten Hauche quälen würde.

Auch dürften meine Erfahrungen und Schicksale als Dichter in meinem Verhältnisse zur deutschen Bühne, mein Urteil über manchen Zeitgenossen und die lebendige Schilderung der Eindrücke, welche die großen politischen Ereignisse auf mich hervorgebracht, nicht ohne alle Bedeutung, nicht ohne jeden Nutzen sein, indem sie das Gemälde des halben Jahrhunderts, das ich geschaut, in eine neue — oder doch ganz ungewöhnliche — Beleuchtung rücken.

Und endlich sollen diese Aufzeichnungen ein letzter Versuch sein, das dumpfe und erdrückende Gefühl geistiger Umnachtung, welches sich mehr und mehr meiner bemächtigen will, noch in der zwölften Stunde los zu werden und die Mission, an die ich einst geglaubt, zum Teile wenigstens doch noch zu erfüllen.

Gelänge mir dies Werk und wär' es mir vergönnt, es zu vollenden — woran ich freilich fast verzweifeln muß — dann könnte ich zuletzt vielleicht doch noch ausrufen: „Kein verlorenes Leben!" — und mit erleichtertem Herzen hinübergehn.

Denn, wenn ich mir auch viel zu viel zugemutet und zugetraut habe, eine wahrhaft große Gesinnung hat mich doch beseelt; große Gedanken und Ideen waren es doch, mit denen ich mich unablässig beschäftigte, große, tiefe und echte Empfindungen, die mich bewegten. Und noch eines reizt mich: mir selbst und der Welt zu beweisen, daß, hätte das Glück mir nur ein wenig mehr gelächelt, hätte ich nur etwas mehr freundliches Entgegenkommen gefunden und hätte nicht Kränklichkeit mein ganzes Leben lang mich gestört und gehindert, meinem Volk und der Menschheit in mir doch wohl ein großer Dichter mehr erstanden wäre.

Genug! und ans Werk!

Digitized by Google

I.

Meine Jugend.

Bin ich denn jemals jung gewesen? Ich kann mich kaum darauf besinnen. — Wenn froher Mut und leichter Sinn, wenn frische Lebenslust, naive Hoffnungsseligkeit, eine rosige Weltanschauung, wenn unbefangen freudiges Genießen und rasche Tröstung im Leid ihr Wesen mit bezeichnen, dann hab' ich wohl vom dreizehnten oder vierzehnten Jahre an keine Jugend mehr gehabt.

Bis dahin war ich eben ein Knabe wie andre Knaben auch. Wie es gekommen ist, daß schon in so zartem Alter der tiefste Ernst und eine fast düstere Melancholie sich meiner bemächtigten, das werde ich nur zu bald erklären müssen, so weit ich es mir selbst erklären kann. Ich bin ganz unerwartet in Wien zur Welt gekommen; denn es geschah auf der Durchreise und vor der Zeit. Der Beruf meiner Eltern — sie waren Schauspieler — brachte es mit sich, daß sie häufig den Aufenthalt wechselten. So eilte denn auch meine Mutter, mit mir gesegnet, ihrem Gatten, der noch für einige Vorstellungen in Preßburg gebunden war, von dort voraus in das neue Engagement nach Graz.

Nur eine Nacht wollte sie in Wien Rast halten und kehrte zu diesem Zwecke in dem sehr bescheidenen Gasthofe „zu den drei goldenen Kronen" am Anfange der Vorstadt Wieden ein.

(Dieser Gasthof hat noch vor einigen Jahren existiert und ist erst vor kurzem niedergerissen worden, um einer Zinskaserne Platz zu machen.)

Allein in eben dieser Nacht vom 13. auf den 14. März 1831 stellten sich plötzlich die Wehen ein und, ehe noch die herbeigeholte Geburtshelferin zur Stelle sein konnte, hatte sich schon ein überaus zartes Knäblein dem Schoße der Mutter entwunden. Diese mag

Digitized by Google

wohl bei solcher Ueberraschung und bei dem Mangel aller Vorbereitungen nicht ganz die nötige Pflege gefunden haben. Auch mußte sie nach kaum überstandenem Wochenbett, ihrem Berufe folgend, die Reise in aller Eile wieder fortsetzen und die beschwerliche Fahrt in der Landkutsche über den Semmering bei abscheulichem Unwetter wagen.

„Dieser frühzeitige Reiseaufbruch" — so erzählte mir später mein Vater — „hat wunderbarerweise dem Siebenmonatkinde nicht den geringsten Schaden zugefügt; aber die Mutter büßte ihn mit andauernder Schwäche, welche auf ihre theatralische Wirksamkeit schadhaften Einfluß nahm und durch Verkettung von Umständen und Mißverständnissen mancher Art den Frieden zwischen uns und selbst für die Zukunft untergrub."

Die Ehe meiner Eltern war in der That von dieser Zeit an keine ganz glückliche, und Jahre vergingen, bis sie sich wieder in leidlicher Eintracht zusammenfanden. Es scheint, daß die Begabung meiner Mutter als Künstlerin (obgleich sie in zweiter Linie und manchmal auch in ihr besonders zusagenden *ersten* Rollen sehr Verdienstliches geleistet hat) in gar keinem Verhältnisse stand zu ihrem großen, brennenden Ehrgeize und daß namentlich ihre physischen Mittel zu einer glänzenden Laufbahn nicht im entferntesten ausreichten. Sie wurde deshalb vom Publikum wenig beachtet, von den Direktoren nur selten beschäftigt, ja häufig nur des Vaters wegen mit engagiert. In diesen Zustand wollte sie sich aber nicht finden. Das war Zurücksetzung, Vernachlässigung, Unterdrückung ihres Talentes! Mit dieser Klage quälte sie den Gatten unaufhörlich, sowie mit der immer gereizteren Forderung, als ihr Anwalt und Kämpe den Direktionen gegenüber aufzutreten. Davon wollte aber mein Vater meist nichts hören, weil er die Illusionen seiner Frau nicht teilte und selbst mit seiner Stellung und Lage sehr zufrieden war. Er hätte sich mit ihm befreundeten Direktoren und Kollegen überwerfen und manches gute Engagement aufgeben, vielleicht seinem eigenen Fortkommen dadurch schaden müssen. Auch lag es in seinem Charakter, äußere Konflikte so viel als möglich zu vermeiden, mit aller Welt in Frieden leben zu wollen. So mag er denn mitunter auch Unrecht gehabt und weniger gethan haben, als er hätte thun können und sollen. Er ist in jedem Falle zu entschuldigen — selbst dann, wenn ihm vielleicht an seiner Wirtschaft im Hause und der Pflege seiner Kinder mehr gelegen war, als an den theatralischen Erfolgen seiner Frau. Die Konsequenzen waren aber trauriger, als er geahnt. Er hat sich das Herz seiner Gattin für lange entfremdet.

Dieses Zerwürfnis und diese Verstimmung im Hause hat wohl

Digitized by Google

erst später trübe Schatten auch in mein Dasein geworfen. Zunächst erwuchs das Kind unter der zärtlichen und sorgsamen Pflege der Mutter, deren Liebling es war, zum blühenden Knaben heran, jedoch leider verhätschelt, verweichlicht, in Baumwolle gewickelt, vor jedem rauhen Luftzuge ängstlich verwahrt, was den anfangs so Schwächlichen wohl gegen momentane Gefahren geschützt haben mag, ihn aber, da auch später keine rechte Abhärtung erfolgte, für sein ganzes Leben zu dem Empfindlichsten und Untüchtigsten der Sterblichen gemacht hat. Erst im neunten und zehnten Jahre trat eine Art von Kräftigung ein, und zwar hauptsächlich deshalb, weil ich mit der Geburt meiner jüngsten Schwester Lina der Mutter „Lieblingskind" zu sein aufhörte, mich freier und weniger beaufsichtigt zu bewegen anfing, der Schule wegen bei jedem Wetter hinaus mußte und Kameradschaft mit kräftigeren und lebhafteren Knaben zu pflegen Gelegenheit hatte. Nur dauerte diese meiner physischen Entwicklung günstigere Zeit nicht lang genug. — Ich war in dem genannten Alter mit meinen Eltern schon viel gereist: von Graz nach Brünn, von Brünn nach Prag. Ich habe aus diesen ersten Jahren der Kindheit nur sehr wenige und undeutliche Erinnerungen. Nur aus der Brünner Zeit taucht das Bild eines schönen, kleinen Knaben auf, mit dem ich immer zusammen war. Er war das Söhnchen einer Schauspielerin Namens M. D., die später ein hervorragendes Mitglied des Münchner Hoftheaters geworden ist. Ich hatte den lieben kleinen Spielgefährten längst vergessen, als ich vierzehn Jahre später die Nachricht erhielt, daß er als Freiwilliger in der kaiserlichen Armee während der Belagerung von Venedig beim Sturme auf das Fort Malghera in Stücke gerissen, seinen frühen Tod gefunden.

Von Prag wieder nach Graz! Zum zweitenmale wurde ich auf dieser Reise (1837) über den Semmering gebracht, unter noch böseren Umständen, nämlich wieder in der Landkutsche (der stolze Bau der Semmeringbahn existierte ja noch immer nicht) bei Schneegestöber und Kälte, am Scharlach schwer erkrankt, der eben zum Ausbruche gekommen war, als wir die Fahrt von Wien aus angetreten hatten.

In Wien hatten wir uns nämlich drei Tage aufgehalten, um mit den nächsten Verwandten des Vaters zu verkehren; denn er stammte aus einer alten, ehrsamen Wiener Bürgerfamilie. Von einer Stiefmutter bis aufs Blut gequält und mißhandelt, war er von einem mitleidigen Onkel, einem wohlhabenden Kaufmann, aus dem väterlichen Hause fast mit Gewalt entfernt und zur Erziehung in das städtische Waisenhaus gebracht worden, hatte später das Buchbinderhandwerk gelernt und endlich, von einem Jugendfreunde mit

Digitized by Google

einem Haustheater in Berührung gebracht, den Entschluß gefaßt, sich der Bühne ganz zu widmen — und zwar mit vollem Berufe. Er hat als Schauspieler den Namen Joseph Korner geführt und sich als „erster Held" an den bedeutenderen Provinztheatern Oesterreichs und auch an deutschen Bühnen wie Nürnberg, wo er meine Mutter kennen lernte, und München der größten Beliebtheit erfreut, seinen bürgerlichen Ursprung aber niemals verleugnet, sondern vielmehr durch die Schlichtheit seines Wesens, dem auch nicht die geringste Spur von Komödiantentum anhaftete, und durch die Ehrbarkeit seines Charakters, der ihm auch nicht die kleinste Unsolidität erlaubte und ihm überall die höchste Achtung erwarb, stets an denselben erinnert.

Jenen Onkel und seine Familie hatten wir besucht, als plötzlich mein Schwesterchen Wilhelmine, ein sehr hübsches, schwarzäugiges Mädchen, nur ein Jahr jünger als ich, vom Scharlachfieber in heftiger Weise ergriffen ward und auf dringenden Rat des Arztes im Kinderspitale bei den „Elisabethinerinnen" zurückbleiben mußte. Kaum aber hatten wir, wie gesagt, Wien verlassen, so erkrankte auch ich an diesem bösen, heimtückischen Uebel. Da an eine Umkehr für meine Eltern nicht mehr zu denken war, so langte ich denn, in Tücher und Betten eingehüllt, immer auf dem Schoße meiner Mutter, nach langer, für alle Teile qualvoller Fahrt endlich in Graz an, wo ich sogleich zu Bett gebracht wurde und nach ein paar Wochen vollständig genas, während von Wien schon in wenig Tagen die Nachricht kam, daß meine Schwester gestorben sei. Ein furchtbarer Schlag für den Vater, der sie über alles geliebt hatte. Ich habe ihn nie wieder so von Schmerz überwältigt gesehen.

Unsre Familie, die nach und nach sehr zahlreich geworden war — denn ich hatte nicht nur einen älteren Bruder und eine dreijährige Schwester, Namens Marie, geboren 1834, meine Mutter hat während dieses zweiten Grazer Aufenthaltes auch noch Drillingen das Leben gegeben! — ist auch bald wieder ganz zusammengeschmolzen.

Die Drillinge zumal, gar wunderliebe, winzig kleine Mädchen, die so augengleich waren, daß man, um sie zu unterscheiden, sie bei der Taufe mit verschiedenfarbigen Seidenbändern bezeichnen mußte, hauchten schnell wieder ihr kurzes Leben aus. Die kleinen Särge kamen mir wie Spielzeuge vor. Ihnen folgte die immer kränkliche Marie (Februar 1838), und da auch der alte, brustleidende Vater meiner Mutter, den wir ins Haus genommen hatten, eines Tages plötzlich verschied, so hatten wir in vierzehn Monaten nicht weniger als fünf Leichen im Hause.

Als wir im März des Jahres 1839 nach Linz übersiedelten,

Digitized by Google

saßen in der Landkutsche nur mehr vier Personen, Vater und Mutter, mein Bruder Joseph, natürlich immer Peppi genannt, und ich. Die vier Jahre, die wir in Linz verlebten, brachten schon wichtigere Ereignisse und tiefere Eindrücke. Am eingreifendsten in mein Leben hat sich vor allem die Geburt meiner Schwester Lina erwiesen, die ich bereits genannt und mit der ich bis in mein Alter — bis zum heutigen Tage, an welchem ich dies niederschreibe, in innigster Verbindung geblieben bin (bis an mein Ende wohl auch bleiben werde!) — und zwar nicht nur durch die Macht der Gewohnheit, nicht nur durch gegenseitige Neigung, sondern auch durch die unlösliche Verkettung meiner und ihrer Geschicke.

Die erste wahrhafte Erschütterung, den ersten großen Schmerz brachte mir der Tod meines Bruders.

Der Schulbesuch hatte begonnen und ich erlernte die Schulgegenstände, wie sie in der Normalschule (so hieß damals die Volksschule) den Kindern beigebracht wurden, mehr spielend als emsig oder zum Fleiße angehalten.

Es trat aber jene Zeit der freieren Bewegung, des ungebundeneren Wesens ein, die mir körperlich so wohl bekam. Anfangs zwar stand ich der neuen Situation nicht wenig verdutzt und beklommen gegenüber. Es machte einen nicht geringen, mit Schrecken verwandten Eindruck auf den verwöhnten, eigenwilligen und doch so empfindlich zarten Liebling seiner Mutter, als er sich plötzlich den strengen Lehrern gegenübersah, die mit Ernst Gehorsam forderten — mehr noch, wenn er zum Gegenstande des Spottes für eine Rotte wilder, unbändiger Buben ward, die ihn wie um die Wette und um so erpichter neckten, peinigten und verlachten, je komischer ihnen seine fassungslose Bestürzung, je einladender seine wehrlose Scheu erschien. Vor allem wurden meine langen, goldnen Locken, die wohlgepflegt mein junges Haupt umwallten, der Stolz und die Freude der Mutter, zum Anhaltspunkte der allgemeinen Verfolgung. Denn jedesmal, sobald wir Schüler unter uns waren, fühlte ich mich bald an dieser, bald an jener gezupft und gezogen, und während ich mich von einem der Angreifer schreiend los machte, war schon ein zweiter und dritter mir zur Seite oder im Rücken thätig. Bei einer solchen Gelegenheit gewann es einmal der Zorn über die Angst, ich stürzte auf einen der Buben los, warf ihn zu Boden und schlug wie ein Besessener auf ihn los. Damit war das Eis gebrochen. Der erste Sieg erhöhte meinen Mut, ich erfocht unter vielen schmählichen Niederlagen, aus denen ich mir aber immer weniger machte, noch manchen andern, vertrug mich aber, je mehr ich ihnen gleich ein kleiner Raufbold wurde, immer besser

Digitized by Google

mit meinen früheren Quälgeistern und Widersachern. Ja, ich soll sogar ein wenig zu „wild“ geworden sein und dadurch auch zu Hause Veranlassung zu manchem Verdruß gegeben haben.

Zumeist aber trieb ich, in Gemeinschaft mit andern, mein Unwesen außer dem Hause: in einem großen Hofe, dem sogenannten Reitschulhofe, unmittelbar hinter dem Theatergebäude, ferner auf dem „freien Berge“ in der Nähe des Jesuitenkollegiums und der Verteidigungstürme, in dem von da leicht erreichbaren Walde, doch wohl auch in den belebtesten Straßen von Linz, zum Aergernis der ehrsamen Bürger dieser guten Stadt.

Von meinen Gefährten, Mitschülern und Spielgenossen waren es besonders drei, mit denen ich in intimerem Verhältnisse stand. Zwei davon waren bestimmt, noch später, zur Zeit der Revolution und Reaktion in Wien eine zwar kurze, aber — fast möchte ich sagen, tragikomische Rolle in meinem Leben zu spielen. Der dritte gehörte einer interessanten, später auch bekannten Künstlerfamilie an.

Einer von diesen Dreien war es aber vorzüglich, von dem ich singen könnte:

Ich hatt' einen Kameraden,
Ein'n bessern findst du nit —

wenn unser Verhältnis in der Folge nicht eine so peinliche Wendung genommen und endlich einen so katzenjämmerlichen Abschluß gefunden hätte.

Ich lernte ihn in der dritten Klasse der Normalschule kennen. Ich war zehn Jahre alt, schon ziemlich hoch aufgeschossen, etwas gekräftigt, aber noch immer von zartem Bau — er ein derber, vierschrötiger Bursche von bedeutender Muskelkraft, um volle sechs Jahre älter, fast schon ein junger Mann. Wir saßen in der Schulbank nebeneinander, und da er sehr wenig begabt, ja in Dingen der Intelligenz oft von wahrhaft rührender Hilflosigkeit, dazu ein blutarmer Teufel war, so gab es häufig Gelegenheit für mich, ihm kleine Dienste zu erweisen: Schulrequisiten zu leihen, Aufgaben zu erklären oder auch abschreiben zu lassen, ja, wenn er aufgerufen wurde, mich selbst dem Zorn des Lehrers exponierend, ihm leise einzusagen u. s. w. Das war es, was mich zuerst an ihn knüpfte. Man glaubt gar nicht, wie stolz es einen Knaben macht, den Protektor eines andern, und nun gar eines um so viel älteren spielen zu können. Er war mir aber auch dafür in einer Weise dankbar, daß er mir, fast wie ein treuer Hund seinem Herrn, auf Schritt und Tritt folgte und überglücklich war, wenn er mit meinen langen Locken, den einst so viel gefährdeten, ein wenig spielen durfte.

Digitized by Google

Ich hatte mich ja längst schon aufgerafft und die Spötter verstummen gemacht. Jetzt aber, seit der starke Freund an meiner Seite schritt, hatte ich überhaupt nichts mehr zu fürchten. Das bloße Ballen seiner großen Faust hätte jeden mir Drohenden hinweggescheucht. Mit Siegeszuversicht ging ich nunmehr in alle jugendlichen Kämpfe, vulgo Balgereien. Wie ein König fühlte ich mich, der sich des tapfersten und treuesten aller Vasallen freut. Aber ich vergalt ihm auch die Waffenbrüderschaft, die immer mein Vorteil war, eines Tages in einem ernsteren Kampfe, den er bestand. Wir begaben uns nämlich einmal Sonntags, mitten im Winter, auf die ganz zugefrorne Donau; ich, um zu schleifen — er, um sich mit andern dort immer versammelten Burschen, meist jüngeren Gesellen und ältern Lehrjungen, der beliebten Belustigung des sogenannten Eisschießens hinzugeben. Er geriet dabei in Streit und ein paar ihm an Kraft überlegene Kerle hieben mit den Holzscheiben, die zum Eisschießen gebraucht werden, wie besessen auf ihn ein. Beim Anblicke seiner Gefahr lief ich näher hinzu und kam eben zurecht, als ein gewaltiger Schlag auf seinen Kopf niederschmettern wollte. Ihm meinen Radmantel wie einen Schild überzuwerfen und ihn gleichzeitig zurückzureißen, war das Werk eines Augenblicks. Obgleich der Schlag dadurch nicht voll traf und abgedämpft wurde, stürzte mein guter Kamerad, sei es, doch etwas betäubt, sei es auf dem Eise ausgleitend, dennoch recht unsanft zu Boden. Dadurch entstand Stille und ich konnte ihn alsbald hinwegführen zu einem Brunnen, wo ich ihm mein in das eiskalte Wasser getauchtes Taschentuch auf die getroffene Stelle an seiner Stirn drückte. Es machte mir überhaupt Freude, ihm Gutes erweisen zu können, und so war mein Verhältnis zu ihm trotz seiner geistigen Beschränktheit und einer gewissen Roheit kein völlig unedles. — Er war von niedrigster Herkunft, von ganz armen Eltern, die ihn vom Lande in die Stadt zu Verwandten geschickt, damit er die Schule besuche — denn damals gab es noch nicht in jedem Nest eine solche — und dann irgend ein Handwerk erlerne. Diese Verwandten aber, selbst arm, gönnten ihm wohl das Nachtquartier, kümmerten sich aber sonst beinahe gar nicht um ihn. Er geriet deshalb oft in die bitterste Not und mußte froh sein, wenn er seinen Hunger mit einigen Kartoffeln stillen konnte. Da verwendete ich denn mein kleines Taschengeld dazu, ihm hin und wieder bessere Nahrung zu verschaffen, bewog meine Mutter, ihn ein paarmal die Woche zum Mittagessen einzuladen, steckte ihm manchmal wohl auch ein Stück kaltes Fleisch, Brot oder Kuchen zu, das ich mir selbst vom Munde abgespart hatte. Ich wußte ihm aber das Leben auch

Digitized by Google

noch in andrer Weise zu verschönern, denn ich war in der Lage, ihm und andern ein ganz besonderes Vergnügen zu bereiten. Als Sohn des besten und beliebtesten Schauspielers hatte ich nämlich ungehinderten Zutritt auf alle offenen Plätze des Theaters, ebenso wie auf die Bühne selbst — und da ich mit allen Billeteurs auf dem vertrautesten Fuße stand, so nahm ich von meinen Freunden und Mitschülern zu den Vorstellungen mit, wen ich wollte. Das machte mich zu einer sehr gesuchten Persönlichkeit. Wenn ich mich gegen Abend in dem schon genannten großen Hof hinter dem Theater herumtrieb, da sammelte sich um mich eine immer wachsende Schar von Buben aller Art, je näher die verheißungsvolle siebente Stunde heranrückte, und aller Blicke hingen erwartungsvoll an mir, wie jene der Odalisken und Schönen des Harems an den Brauen des Sultans, der, sie musternd, schon das ersehnte Schnupftuch zum Wurf bereit erhoben hält. Nur an einem Abende *nicht*, an einem Abende, an welchem man sich gar nicht um mich kümmerte, weil meine Protektion gar nicht nötig war, — an jenem Abende, an welchem Raimunds „Diamant des Geisterkönigs" aufgeführt wurde. Denn da trat ein anderer, gewaltigerer als ich: der Theaterfeldwebel oder gar der Inspizient in Person unter sie und warb um ihre künstlerische Mitwirkung in jener effektvollen Scene, in welcher Eduard, der Sohn des Zephyses, mit seinem dummen Bedienten Florian den Zauberberg ersteigt und der letztere, sich gegen das Verbot umsehend, in einen Pudel verwandelt wird; worauf, da Eduard ihn mit sich nehmen will, der böse Geist Koliphonius ihn zu erschießen droht; worauf hinwiederum auf einen Wink Eduards mit dem vom singenden Baume gebrochenen Zauberzweig die ganze Bühne sich mit Pudeln füllt, aus denen heraus der böse Geist den rechten nicht mehr zu erkennen vermag u. s. w. Diese Pudel wurden von im Hofe angeworbenen Buben dargestellt und man kann sich wohl denken, wie diese sich zu solchem Spaße drängten. Nur wir nicht — ich und mein starker Freund. Uns nahte der Versucher mit so schnödem Antrag nicht. Er wußte, daß ich ihn entrüstet von mir weisen würde.

Ich — *ich*, der Sohn des ersten Helden, selbst vielleicht einst ein Held (auf der Bühne, wie ich vorerst noch dachte), ich sollte vor dem versammelten Publikum auf allen Vieren kriechen, springen, wedeln und bellen? Niemals!! — Und was meinen Freund betrifft, so schützte ihn seine Gestalt, die das enge Pudelfell unfehlbar gesprengt haben würde, vor solcher Zumutung.

Und so blieben wir denn in Freud und Leid vereint, so lange wir zusammen die Volksschule besuchten. Dann freilich stockte unser

Digitized by Google

Verkehr, um endlich ganz aufzuhören. Ich trat in das Gymnasium über, wohin mein Freund mir natürlich nicht folgen konnte; bald darauf verließ er Linz und kehrte zu seinen Eltern auf das Land zurück. Erst mehrere Jahre später, an ganz andrem Orte, unter ganz andern Verhältnissen, in stürmisch bewegten Tagen sollte ich ihm wieder begegnen.

Die vielleicht für mein Heil allzukurze „wilde Knabenzeit" ging zu Ende. Das Gymnasium stellte ernstere Anforderungen, die ich zwar anfangs nicht mit sehr großem Eifer zu erfüllen trachtete, doch auch nicht ganz abweisen konnte. Auch hatte ich den Geschmack am wüsten Herumtreiben außer dem Hause, an den lärmenden Spielen en masse und allem, was damit zusammenhing, nach und nach verloren. Dafür gesellte sich der „Theaterwut" — die sich eigentlich nicht mehr steigern konnte, da ich seit meinem neunten Jahre wohl kaum eine Vorstellung versäumte, ja an schulfreien Tagen und während der Ferien sogar den Proben häufig beiwohnte — nunmehr auch die „Lesewut". Es genügte mir nicht mehr, die Stücke aufgeführt zu sehen, ich wollte sie schon vorher kennen lernen und bemächtigte mich deshalb eines jeden Buches, das zum Behufe des Studiums seiner Rolle in meines Vaters Hände kam, verschlang es noch vor ihm, ja las ein und dasselbe Drama oft wiederholt, bis ich ein andres bekommen konnte. Das aber weckte den Trieb zu lesen überhaupt. Ich suchte mir nun auch Romane zu verschaffen und las oft bis in die Nacht hinein, bis ich des Schlafes mich doch nicht mehr erwehren konnte, las alles bunt durcheinander, was mir in die Hände fiel, Gutes und Schlechtes — in jedem Falle mehr Schlechtes als Gutes. Das Beste, vielleicht das einzig Gute waren die dramatischen Werke unsrer Klassiker, Schiller und Goethe, die ich schon wiederholt gesehen und gelesen.

Bald aber genügten mir Theaterbesuch und Lektüre vereint auch nicht mehr — ich wollte selbst spielen und errichtete deshalb im Bunde mit einigen Mitschülern ein kleines Haustheater. Einer derselben, der Sohn eines Gärtners, stellte uns zu diesem Zwecke einen großen Pavillon in dem geräumigen, seinem Vater zur Pflege und Verwaltung anvertrauten Garten zur Verfügung.

Jetzt wurden Stücke eingerichtet, jämmerlich gestrichen und verändert, so daß nur ein paar lose verknüpfte Haupteffektscenen übrig blieben — oder ich dichtete wohl auch selbst (denn ich war natürlich der Dramaturg) irgend eine, dem nächstbesten Roman entlehnte schreckliche Begebenheit in ein paar Scenen zusammen. Es wurde lustig darauf losgespielt — ohne Publikum, also immer zur vollen Selbst-

Digitized by Google

befriedigung. Zuletzt, da einer der Knaben nach dem andern abfiel, spielte ich mit dem Gärtnersohn ganz allein, bis wir es endlich auch aufgeben mußten.

Dieser Gärtnersohn aber war es, der einige Jahre später unter einer wahrhaft lächerlichen Anklage, in die hineingezogen zu werden ich in drohende Gefahr kam, vor jenem furchtbaren Kriegsgerichte stand, welches während des Belagerungszustandes in Wien über politische Vergehen aburteilte und so viele arme Teufel um geringer Schuld willen zum Erschießen in den Stadtgraben oder in Ketten auf die Festung geschickt hat.

Indem ich immerfort in dieser berauschenden, wohl auch betäubenden Atmosphäre des Theaters atmete, in Dichtungen, in Phantasiegebilden rastlos schwelgte, dadurch die eigene Phantasie ungebührlich und allzufrüh erhitzte, bekam mein ganzes Wesen einen tief schwärmerischen und romantischen Zug. Und so verliebte ich mich denn, noch nicht elf Jahre alt, in ein zehnjähriges Mädchen, welches freilich auffallend schön war und mir noch außerdem in dem magischen Lichte einer Bühnencelebrität erschien. Dieses Mädchen, Lina Strampfer, war nämlich die Tochter eines trefflichen Schauspielers, Kollegen und Freundes meines Vaters — und spielte bereits die Kinderrollen mit solchem Talent, daß sie vom Publikum sehr häufig mit rauschendem Beifall ausgezeichnet wurde. An ein Stück, „Ein Uhr" betitelt, erinnere ich mich noch besonders, in welchem die Kinderrolle fast eine Hauptrolle war, mit der die kleine Künstlerin, meine Flamme, den vollständigsten Erfolg errang. — Um nur so oft als möglich in ihrer für mich so beseligenden Nähe zu sein, schloß ich mich mehr und mehr an ihren etwa dreizehnjährigen Bruder Ludwig an, und da Vater Strampfer ein überaus freundlicher Mann und seine Frau die gutmütigste Person von der Welt war, so fand ich auch die beste Aufnahme in der Familie und wurde bald mit allen vertraut wie ein Kind vom Hause; ich gewann sie alle lieb und wurde von allen gern gesehen. Am wenigsten, ja beinahe gar nicht kam ich in Berührung mit dem ältesten Sohne des Hauses, Friedrich Strampfer, der später als Direktor und Gründer des „Strampfer Theaters" in Wien und wenn ich nicht irre, auch als Entdecker oder doch erster Förderer der Gallmeyer allgemein bekannt wurde. Es waren frohe Stunden, die ich in dieser Familie zubrachte, sie hatten auch guten Einfluß auf mich und trugen nicht wenig zur Sänftigung meines Gemütes bei. Doch sollte nur zu bald sowohl im Hause Strampfer, als leider auch in meinem Vaterhause die tiefste Betrübnis und bitterste Sorge einziehen.

Digitized by Google

Strampfers ältere Tochter, ein sehr hübsches, liebenswürdiges und besonders sympathisches Mädchen von achtzehn bis neunzehn Jahren, welches die sentimentalen Liebhaberinnen spielte und schon ein Liebling der Linzer geworden war, mußte, von einem Brustübel befallen, ihrem Berufe entsagen und zu ihrer „Erholung" aufs Land gebracht werden. Ungefähr zur selben Zeit ist auch mein Bruder Peppi infolge einer Erkältung, die er sich bei einem Leichenbegängnisse zugezogen hatte, sehr schwer erkrankt. Ich wanderte nunmehr an jedem freien Nachmittage, bei halbwegs schönem Wetter mit meinem neuen Freunde Ludwig hinaus zu dem ungefähr eine Stunde von Linz entfernten Meierhofe, in welchem die leidende junge Schauspielerin mit ihrer sie pflegenden Mutter und ihrem Schwesterchen Lina Unterkunft für den Sommer gefunden hatte. Natürlich war die zuletzt Genannte der Magnet, von dem ich mächtig angezogen wurde.

Auf einer von diesen Wanderungen fand ein bemerkenswerter Vorfall statt. Ich hatte schon öfter wahrgenommen, daß Ludwig ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung war. Auf meine Frage: „Warum?" gab er mir nur die lakonische Antwort: „Ach, es ist wegen meiner Religion" — was ich nie recht begreifen wollte. Strampfers waren Protestanten. Allein auch meine Mutter war evangelisch und ich konnte mich nicht erinnern, daß es deshalb zwischen ihr und meinem Vater auch nur den geringsten Zwist gegeben. Mein Vater war nämlich katholisch und hatte nach dem damaligen Gesetze für Mischehen einen Revers ausstellen müssen, durch den er sich verpflichtete, alle seiner Ehe entspringenden Kinder im katholischen Glauben aufzuziehen.

Ich muß freilich hinzusetzen, daß bei uns im Hause von Religion überhaupt gar nie die Rede war und mein Vater sich um die seine ebensowenig bekümmerte, als meine Mutter um die ihre. Aus diesem Grunde konnten auch wir Kinder den Glauben nicht sozusagen mit der Muttermilch einsaugen oder in der Atmosphäre des Hauses einatmen. Und so blieb uns denn auch, mir zumal, die spätere Zweifelsqual, der peinliche Kampf des sich aufklärenden Geistes mit den Eindrücken der Kindheit und den ihr eingeimpften religiösen Anschauungen gänzlich erspart.

Ohne Vorbereitung in der Familie, insbesondere ohne den zauberhaften Einfluß einer frommen Mutter auf des Kindes zartes Herz, kann auch der Religionsunterricht in der Schule keine nachhaltige Wirkung mehr machen.

Eines Nachmittages also, nach Beendigung der Schulstunden, trat ich mit Ludwig wie gewöhnlich den Marsch nach jenem Meier-

Digitized by Google

hofe an. Wir hatten schon den halben Weg zurückgelegt, als wir bemerkten, daß eine Rotte von Burschen uns in einiger Entfernung folgte und zwar offenbar in böswilliger Absicht; denn sowie sie näher kamen, schlugen Hohn und Scheltworte an unser Ohr. Wir achteten aber dieser Herausforderung nicht und wanderten traulich plaudernd fort, bis sich, nicht weit von unserm Ziele, wo der Pfad durch ein kleines Gehölz führte, plötzlich unsre Verfolger in zwei Haufen teilten, deren einer uns den Vorsprung abgewann. Wir waren mit einemmal vollständig umzingelt und konnten nicht weiter. Da tönte aus dem Schwarm heraus der Ruf: „Jetzt haben wir den Ketzer in der Mitte!“ worauf die andern Stimmen durcheinander schrieen: „Werft den Hund! werft ihn mit Steinen!“ Die Geschichte sah gleich im Anfange ernster aus, als die Raufscenen, die ich bisher selbst erlebt hatte, selbst jene auf der eisbedeckten Donau kaum ausgenommen. Daher kam es, daß meine gewöhnliche Tapferkeit mich diesmal im Stiche ließ und ich nicht übel Lust hatte, mich aus dem Staube zu machen, als an mich die Worte gerichtet wurden: „Geh du zum Teufel! mit dir haben wir nichts zu thun; du bist katholisch!“ Aber Ludwig allein zu lassen, gewann ich doch nicht über mich, und so hielt ich denn standhaft aus an seiner Seite, als ein Hagel von Steinen sich über ihn entlud, deren mancher auch mich traf oder streifte. Wir erhoben natürlich ein höllisches Geschrei und versuchten den Kreis zu durchbrechen. Umsonst! sie folgten uns, immerfort schleudernd, und wichen nicht, bis Ludwig, am Kopf getroffen, aufschrie und Blut sein Gesicht überströmte. Bei diesem Anblick erst ergriffen sie die Flucht. Ich aber lief, was ich konnte, in den Meierhof voraus und alarmierte Ludwigs ganze Familie. Schrecken und Entrüstung waren nicht gering. Mutter Strampfer, Lina und eine Magd folgten mir sogleich, Ludwig entgegen. Seine Wunde erwies sich zum Glück als ungefährlich und wurde bald geheilt. Er hatte in mehreren seiner Angreifer Mitschüler erkannt und sein Vater machte sofort die Anzeige von diesem Vorfalle bei dem Vorstande der Unterrichtsanstalt, die Ludwig besuchte.

Ich kann mich nicht mehr ganz genau erinnern, ob er noch in der vierten Klasse der Normalschule oder schon, wie er gewollt, in die Realschule übergetreten war. Genug, es wurde seinem Vater die strengste Bestrafung der Schuldigen zugesagt und sie kamen — mit einem Verweis davon. Wie man sieht, war die Schuldirektion sehr nachsichtig gegen sie, was beinahe einer latenten Parteinahme für sie ähnlich sah und den alten Strampfer zu lauten Aeußerungen seiner Entrüstung veranlaßte. Jedes Wort fiel tief in meine Seele, in

Digitized by Google

welcher sich ohnehin schon Groll gegen die Kirche, der ich angehörte, zu sammeln begann.

Bevor ich zu dem traurigen, tief beklagenswerten Ereignis übergehe, welches bestimmt war, den düsteren Abschluß unsres Linzer Aufenthaltes und meiner frohen Knabenzeit zu bilden — leider der einzigen glücklichen, die ich erlebt —, muß ich noch schnell das klägliche, tragikomische Ende berichten, das meine Liebesaffaire nahm, die übrigens, sehr unschuldig, darin bestand, daß ich nicht satt wurde, die liebliche Lina anzusehen und ganz beglückt war, wenn ich sie nur bei der Hand nehmen durfte, was ja, z. B. bei den jugendlichen Spielen, oft genug geschah.

Ich bildete mir aber endlich doch ein, daß ich die „Sehnsuchtsqual" nicht mehr ertragen könne, und beschloß, ihr meine Liebe zu gestehen. Ich hatte aber nicht den Mut. Endlich schrieb ich einen Brief, der überschwenglichsten Ausdrücke voll, wie ich sie aus Theaterstücken und Romanen im Kopfe trug. Ihn zu schreiben war leicht; aber wie ihn bestellen? Ihn mit der Post zu senden, durfte ich nicht wagen, weil er da ganz gewiß zuerst in andre Hände gefallen wäre. Die Vermittlung einer dritten Person kam mir nicht in den Sinn, und so wollte ich denn das Brieflein bei Gelegenheit Lina selbst heimlich zustecken. Nun, die Gelegenheit ergab sich oft genug — wem aber immer das Herz zu stark klopfte, wer den Brief immer wieder in seiner Tasche ließ, das war ich. So trug ich ihn schon wochenlang bei mir und hätte ihn wahrscheinlich niemals abgegeben. Da eines Tages bekam mein Rock unerwartet und plötzlich einen großen Riß, der augenblickliche Reparatur erheischte. Man schickte ihn deshalb auch gleich fort zum Schneider — und — o tödliche Bestürzung! — ich hatte vergessen, meinen Brief aus der Brusttasche zu nehmen. Und so fiel er dem Sohne des Theaterschneiders in die Hände, einem boshaften Jungen, der ihn las, unbändig lachte und ihn sofort, ehe ich es hindern konnte, dem Bruder Linas, meinem Freunde Ludwig überlieferte. Dieser war ganz empört über meine Verwegenheit und stellte mich in einem so beleidigenden Ton zur Rede, daß auch ich in Zorn geriet und wir daran waren, uns in die Haare zu fahren. Wir bezähmten uns aber beide und begnügten uns damit, uns nur ganz feierlich und für immer die Freundschaft zu kündigen. Wir hatten uns ganz lächerlich ernsthaft gebärdet. So erinnere ich mich, daß Ludwig, den ritterlichen Bruder spielend, der für die „Ehre" seiner Schwester eintrat, meinen Liebesbrief vor meinen Augen in Stücke riß, diese zu Boden warf und mit Füßen trat, indem er mir sagte, wenn wir nur ein paar Jahre älter wären, so

Digitized by Google

würde er mich unbedingt zum Duell herausfordern. Verstört, beschämt und auch betrübt eilte ich von ihm hinweg, denn ich glaubte mich nun aus der Familie Strampfer ausgestoßen, aus ihrem Hause auf ewig verbannt. Und ich bin in der That weder mit Ludwig, noch mit Lina, noch mit irgend jemand von ihren Angehörigen mehr in persönliche Berührung gekommen. Ob Linas Eltern von der Sache erfahren haben, wie sie sich darüber geäußert, blieb mir unbekannt. Gewiß ist, daß von keiner Seite mehr die geringste Aufmunterung zu einer Wiederanknüpfung kam.

Freilich hatten die Aermsten jetzt andre, ernstere Dinge im Kopf. Linas ältere Schwester, die für die Perle der Familie galt, hatte sich nicht erholt, sondern schwand dahin und dem Grabe zu. Leider war auch mein Bruder Peppi, der eine Weile wie hergestellt schien, in seine Krankheit zurückverfallen und diesmal hoffnungslos. Das Leiden, welches er sich durch Erkältung zugezogen, war ein gichtisches, war nicht gründlich geheilt worden und hatte sich auf das Herz geschlagen.

Mein armer, guter Bruder! Nun ist es Zeit, von dir zu reden — einmal und nicht wieder!

Wie sehr auch seine äußere Erscheinung meinem Gedächtnisse entschwunden ist, denn nur undeutlich tritt sie mir vor das Auge, welches die ineinander verschwimmenden Züge nicht mehr festzuhalten vermag — ich besitze leider kein Porträt von ihm und weiß nur, daß er nicht schön, aber von angenehmstem Gesichtsausdrucke war — so lebhaft steht sein geistiges Bild vor mir!

Seine seelische Entwicklung war seinem Alter (er war im fünfzehnten Jahre als er starb) ohne Zweifel weit vorangeeilt. Und doch war in seinem Wesen nichts Künstliches, nichts Ungesundes, treibhausartig Herausgetriebenes, im Gegenteile alles schlicht, einfach und natürlich an ihm. Herzensgüte, unverwüstliche Geduld, die er an mir oft genug erprobt hatte, Fleiß und Beharrlichkeit, ein milder, stiller, der Betrachtung zugeneigter Sinn vereinigten sich mit einer stets gleichen Heiterkeit und inniger Freude am Leben, um ihn zum liebenswürdigsten der Menschen zu machen.

So erscheint er mir nicht nur in meiner Erinnerung und dem, was ich mit ihm erlebt, sondern auch nach allem, was andre mir von ihm erzählt haben.

Alle liebten ihn und nannten ihn den guten Geist des Hauses. Wie mein Verhältnis zu ihm gewesen ist? Anfangs ein ziemlich entferntes, später ein immer näheres und zuletzt ein sehr nahes.

Da seine letzten Jahre zum Teile mit jener Zeit zusammenfielen,

Digitized by Google

in der ich, wenn nicht in der Schule oder im Theater, mich am liebsten mit meinen Kameraden außer dem Hause herumtrieb, so kümmerte ich mich oft wochenlang nicht um den stillen Bruder daheim. Sowie aber ein Kummer mich drückte, ein Zweifel mich quälte, ich über etwas Aufschluß haben wollte, eine Vermittlung den Eltern gegenüber nötig war, ich etwas Uebles zu gestehen oder einen schwer zu erfüllenden Wunsch auf dem Herzen hatte, da trieb es mich gleich zu ihm hin, als ob es nicht anders sein könnte; denn auf der ganzen Welt gab es niemand — selbst nicht die Mutter —, dem ich so gern und leicht mich anvertraute.

Nicht selten waren es auch religiöse Fragen, deren Beantwortung ich immer nur bei meinem Bruder suchte. Im Hause war, wie schon erzählt, von Religion kaum die Rede gewesen. Auf den ersten Eindruck des Religionsunterrichtes in der Schule kann ich mich nicht mehr besinnen; es muß eben kein besonderer gewesen sein. Später verleidete mir der Religionslehrer, ein sehr häßlicher Mensch, der etwas von der schleichenden Art einer Katze an sich hatte, gleichwohl auch sehr scharf und streng sein konnte, den Gegenstand, den er lehrte, indem ich auf denselben den Widerwillen, den der Lehrende mir einflößte, mit übertrug. Auf die Persönlichkeit des Lehrers kommt oft bei Kindern alles an. Wenn ich im ganzen also ziemlich gleichgültig und kalt blieb, so fing doch allmählich, wie es nicht anders sein konnte, dies und jenes mir im Kopfe herumzugehen an und hörte nicht auf, mich zu quälen, bis ich mich an den Bruder, mein Orakel, um Belehrung und Aufklärung gewendet hatte. Diese fiel nun gewöhnlich sehr zum Nachteile des Religionslehrers aus, was meinen Groll gegen ihn, von dem ich mich belogen und hintergangen sah, merklich vermehrte. Nur in einem stimmte mein Bruder vollkommen mit ihm überein: in dem Glauben an einen Gott — — und da dieser Glaube in wenig Jahren bei mir ein sehr starker geworden ist, der noch bis tief in meine Manneszeit hinein mein ganzes Wesen durchdrungen hat, so muß ich wohl annehmen, daß meines Bruders zarte Hand den Keim desselben tief in meine Brust gesenkt — doch nicht so tief, daß er nicht auch entwurzelt werden konnte durch eine andre, gewaltigere Hand — die des Schicksals!

Entwurzelt? — Ist das nicht zu viel gesagt? — — (Wenn man mich heute, nach beinahe fünf Jahrzehnten, auf Ehre und Gewissen fragen würde: „Glaubst du noch an einen Gott?“ — ich könnte nur seufzend die Achseln zucken und doch nicht nein sagen.)

Es ist ein eigen Ding mit dem Glauben und den Grundanschauungen der Menschen. Wie immer sie auch aus Erziehung und

Digitized by Google

Lehre hervorgehen mögen, sie werden im Durchschnitt (abgesehen von seltenen Ausnahmen, die gewiß ihre gewichtige Ursache haben) auch bei den Weisesten, Edelsten und Stärksten von ihren Erlebnissen und Erfahrungen beeinflußt, verändert, oft gänzlich umgewandelt. Der Glückliche wird immer eher ein Gläubiger bleiben (wenn er es ursprünglich war) als der Unglückliche, weil ihm die Weltordnung, in der es ihm so wohl geworden ist, natürlich sehr gefällt und er deshalb einen weisen und gütigen Ordner und Lenker anzunehmen leicht geneigt ist, während der Unglückliche — — — doch das brauche ich nicht weiter auszuführen; es ergibt sich durch den Gegensatz von selbst.

Es trifft das auch im Völkerleben zu. Jede Nation, die große Erfolge errungen hat, hält sich für einen ganz besonderen Liebling der „Vorsehung" (was zu sein übrigens jede prätendiert).

Mein großer Irrtum und Fehler war es auch, daß ich fast mein halbes Leben nicht nur an einen Gott glaubte, sondern auch mich selbst von ihm erwählt und zu Großem berufen wähnte (und zwar nicht nur, weil ich die Schaffens- und Gestaltungskraft des Dichters in mir fühlte) und deshalb die Lenkung meiner Geschicke von ihm mit Zuversicht erwartete. Und das war es, was ich in der Einleitung zu diesen Aufzeichnungen als vielleicht krankhaften „Größenwahn" bezeichnete.

Nun, in dieser Beziehung — wie leider auch in mancher andern, in der meine Hoffnungen viel berechtigter waren — hat mich mein Leben gründlichst ad absurdum geführt, so zwar, daß aus dem, welcher einer der großen Führer der ganzen Zeitbewegung werden wollte, der letzte und ohnmächtigste aller Sterblichen geworden ist.

Aber ich sah auch, wie meine Ideale von Völkerfreiheit, Völkerglück und Völkergröße sanken, sah vor allem die heilige Idee der Menschheit, den großen Gedanken des Weltbürgertums nahezu untergehen im nationalen Hochmut, Haß und Hader, der nächstens die Dimensionen eines alles vernichtenden, an Zerstörungskraft einer Völkerwanderung gleichkommenden Weltkrieges anzunehmen droht. Unter solchen Eindrücken mußte denn wohl mein Glaube an eine leitende Vorsicht mindestens doch erschüttert, wenn auch — vielleicht — nicht ganz entwurzelt werden. — Indessen ist der Glaube an die Leitung der Menschengeschicke keineswegs völlig identisch mit dem Glauben an einen Gott — und ich kann ihn deshalb auch nicht leugnen. Und ist es nicht, genau betrachtet, ein Spiel mit Wort und Schall, was den Deisten von dem Atheisten trennt? Gott, Gottheit, Weltgeist, Urkraft, Naturgesetz u. s. w., bezeichnen sie nicht alle dasselbe: die unbekannte, unerforschte und unerforschliche Grundursache

Digitized by Google

und Triebkraft des Alls? Wie sie auch genannt werde, niemand kennt sie, niemand weiß etwas von ihr. Und dennoch — dennoch atmet sie Offenbarungen aus, Wahrheiten, Lehren und Gebote für uns, aus unserm eigenen Innern heraus und aus allem, was uns umgibt.

Doch ich kehre nach dieser großen Abschweifung zurück zu meiner Knabenzeit und dem kranken Bruder, den mir — ach! nur zu bald, zu früh der Tod entreißen sollte und der, selbst fast noch ein Knabe, den jüngeren mit so viel Ernst belehrte, oft zurechtwies, mitunter wohl auch belächelte, wenn ihm allzu kindisch-naive Fragen vorgelegt wurden — irgend jemand auszulachen hätte er nicht über sich gebracht.

Ich kann natürlich nicht mehr Rechenschaft geben über den Inhalt all dieser Gespräche; oft waren sie auch sehr kurz, wenn ich nicht die Geduld hatte, still zu halten, vielmehr gleich auf und davon lief, sobald ich erfahren, was ich gewollt. Nur einzelne Momente stehen noch vor mir. So, daß ich ihn eines Abends frug, ob es denn wahr sei, daß man beten müsse, ob er denn ein Morgen- und Abendgebet verrichte? — Er schüttelte den Kopf: „Ich nicht! wozu auch? Was soll das Hersagen eingelernter Worte? Sei du nur gut und brav. Das ist besser, und nimm dir vor, in Zukunft recht viel Gutes zu thun; denn jede gute That ist ein Gebet, Gott wohlgefälliger als das gedankenlose Bewegen der Lippen." So ungefähr, nicht wörtlich, vielleicht noch einfacher ausgedrückt, lautete der Bescheid.

Einmal kam ich in großer Gewissensangst zu ihm. Es war das einzige Mal, daß ein religiöser Skrupel mir ernsthafte Unruhe verursachte, und daß der in seinen Formen auf die Sinne des Menschen berechnete Kultus der katholischen Kirche einen stärkeren, mich überwältigenden und verstörenden Eindruck auf mich hervorgebracht hat. Es war an dem Tage, an welchem ich nach der nicht zu umgehenden Schulordnung zum erstenmal zur Beichte gehen mußte. Die frühe Morgenstunde, das fahle Dämmerlicht in der düsteren Kirche, das schweigende Kommen und Gehen der Mönche, die monotone Stimme des Priesters, der an einem der Seitenaltäre die Messe las, die finsteren Schatten der mächtigen Pfeiler, die hohen, dunklen, gotisch geschnitzten altertümlichen Beichtstühle, die in den entlegensten Winkeln und, wie mir schien, an den schauerlichsten Stellen angebracht waren; das leise und doch deutliche Flüstern des Beichtvaters durch das Gitter, vor dem ich kniete, nachdem ich mein Bekenntnis abgelegt (von zwei oder drei willkürlich gewählten Sünden, die ich vielleicht begangen, vielleicht auch nicht begangen, jedenfalls aber,

Digitized by Google

um schnell wieder loszukommen nach der gewöhnlichen Einleitungsformel wohl gar zu eilig hergesagt hatte); seine mir unerwartete und mich verwirrende Frage, ob das auch alles sei, ob ich sonst nichts mehr zu gestehen habe? (er mochte gemerkt haben, daß ich die Sache gar zu leicht abthun wollte); seine eindringliche, auf das Gemüt des Knaben berechnete Ermahnung, mich ja genau zu besinnen, weil, wenn ich etwas verschwiege, dies eine neue, sehr große Sünde sein und Gottes Strafe herausfordern würde: — das alles versetzte mich in eine mir ganz ungewohnte, zerknirschte Stimmung und eine Art von Grauen bemächtigte sich meiner. Erst, nachdem ich eine Weile, schon aus Verlegenheit, still geschwiegen, wurde ich absolviert und mit einer Buße bedacht. Wie atmete ich auf, als ich endlich erlöst war, hinaus ins Freie und nach Luft schnappen konnte! Da — es überlief mich heiß — da fiel mir ein, daß ich in Wahrheit etwas sehr Böses begangen und nicht gebeichtet hatte. Ich hatte nämlich im letzten Frühlinge einmal in meinem Uebermut einen Maikäfer mit einem Dorn an eine hölzerne Bank gespießt, um zu sehen, wie lange es dauern würde, bis er tot wäre; ihn dann wohl, da es mir zu lange währte, wieder herabgerissen und zertreten, war aber den ganzen Tag schlechter Laune gewesen. Doch hatte ich das längst schon vergessen. Jetzt aber, nach der Beichte, fiel diese Unthat mir plötzlich schwer auf die Seele; mir war, als schriee der gemarterte Maikäfer um Rache gegen mich empor zum Himmel, und ich eilte nur, meinen Bruder aufzusuchen und ihm mein banges Herz zu öffnen. Er aber lächelte und schalt mich ein thöricht Kind, das sich schrecken lasse: „daß ich das arme Tier gequält, sei allerdings sehr schlecht von mir gewesen und daß ich es bereue, gut und recht; ich möchte so was auch nicht wieder thun; ob ich es aber gebeichtet oder nicht, daran sei gar nichts gelegen." Ich war nun beruhigt; doch der Gedanke an den armen Maikäfer betrübte mich noch oft und ich glaube, daher schreibt sich der Widerwille, den ich später immer hatte, ein Tier, wenn auch das unbedeutendste, kleinste, zu töten oder töten zu lassen — so daß ich als Jüngling von neunzehn Jahren noch einstens in der Nacht nicht Ruhe fand und heimlich aufstand und auf den Zehen durch das Zimmer schlich, um eine Maus, die sich in einer ihr gestellten Falle gefangen hatte, wieder zu befreien.

In der letzten Zeit vor des Bruders Erkrankung, als auch mein jugendlicher Uebermut schon etwas gedämpfter war, zog es mich öfter noch in seine Nähe, auch ohne daß ich Aufklärung oder Herzenserleichterung bei ihm suchte. Er war nicht nur ein fleißiger Schüler des Linzer Gymnasiums, dessen vierte Klasse er besuchte, als

Digitized by Google

ich in die erste eingetreten war, konnte mir also vielfach helfen, die Lateinaufgaben ausbessern u. s. w.; er zeichnete auch und spielte schon sehr gut die Violine. Während sein Talent zum Zeichnen ein mäßiges gewesen zu sein scheint, prophezeiten ihm Sachverständige, daß er ein tüchtiger Musiker werden würde. Ich sah ihm gerne zu, wenn er Figuren und Landschaften aufs Papier hinwarf, noch lieber aber lauschte ich den Tönen, welche er seiner geliebten Geige schon so schön zu entlocken wußte. Da überkam es mich wohl zuerst, jenes Sinnen und Träumen, welches mir mehr und mehr zum Bedürfnisse und zur zweiten Natur werden sollte. Es war, als ob der erste Hauch der tiefen Melancholie, in die ich nur zu bald verfiel, über mich hinstriche!

Und nun kamen die traurigen Tage, in welchen die entkräftete und abgezehrte Hand des Kranken den Griffel nicht mehr zu halten, den Bogen nicht mehr zu führen vermochte, in welcher die Klänge seiner Geige verstummten — auf immer verstummten!!

Er aber war weit davon entfernt, das zu glauben, wie elend er auch schon darniederlag; ihn belebte stets zuversichtliche Hoffnung auf baldige und volle Genesung. Er liebte das Leben und seine einfachen Freuden; denn seine Wünsche waren nie unbescheiden. Es war im Frühlinge. Die Sonne schien so hell, so warm herein. Jetzt mußte es ja besser werden, der Sommer mußte ihm ja die Gesundheit wiederbringen. In dieser Ueberzeugung und mit Plänen spielend, wie er den Rest der schönen Jahreszeit dann auch mit vollen Zügen recht genießen wollte, ertrug er seine Leiden mit wahrhaft himmlischer Geduld und sie vermochten seine gewohnte Heiterkeit nicht ganz zu zerstören. Dabei war er so lieb und gut, erfreute sich innig jedes Zeichens der Teilnahme — und diese letzte Freude ward ihm oft; denn es zeigte sich jetzt erst ganz, wie gern ihn alle hatten. Unter andern kam auch häufig ein Bote der Familie Strampfer: „Das kranke Fräulein erkundige sich um das Befinden des jungen Herrn.“ Und mein Bruder ließ sich wieder um das Befinden des kranken Fräuleins erkundigen. Und immer gab man ihnen, die fromme Lüge nicht scheuend, die besten Nachrichten voneinander, weil es die eine und den andern tröstete und ermunterte. Er war auch ein leicht zu behandelnder Kranker, mein Bruder, nicht wie mancher die Qual seiner Umgebung, so weit es nicht ihres ihn liebenden Herzens still verborgene Qual. Er war so dankbar für jede, auch die kleinste ihm erwiesene Hilfe oder Aufmerksamkeit, er hatte für jeden ein freundlich Wort, ein freundlich Lächeln.

Schon war auch ein Teil des Sommers verstrichen und es stand

Digitized by Google

sehr schlimm um ihn. Schon waren seine Füße angeschwollen, von Wasser gefüllt, das immer höher und höher stieg. Als es in den Unterleib eindrang, mußte er sich einer Operation unterziehen, um nur einige Erleichterung zu gewinnen. Mut und Vertrauen wichen noch nicht ganz von ihm.

Endlich erklärte der Arzt meinem Vater, daß es zu Ende gehe mit dem armen Peppi, daß er kaum Tage mehr zu leben habe.

Dieser Ausspruch versetzte uns alle in die tiefste Betrübnis; am verzweifeltsten beinahe gebärdete sich unsre alte Bedienerin Marie. Diese war nämlich schon sehr oft zur Aushilfe für geraume Zeit neben der ständigen Magd aufgenommen worden, wenn außergewöhnliche Bedürfnisse im Hause es erheischten. So auch jetzt während der Krankheit meines Bruders. Sie betrachtete sich deshalb auch fast wie zum Hause gehörig und stand mit uns allen, als gutmütige und äußerst gefällige Person, die sie war, auf ganz vertrautem Fuße. Sie hatte den Ausspruch des Arztes vernommen und Thränen überströmten ihr Gesicht, denn der seelengute Peppi war ja ihr Herzensjunge, den sie nicht genug loben und anstaunen, für den sie nicht genug denken und sorgen, den sie nicht genug warten und pflegen konnte. Aber diese ihre besondere Anhänglichkeit sollte ihm teuer zu stehen kommen; denn es entzündete sich daran ihr Fanatismus für sein Seelenheil.

Längst schon hatte sie darüber den Kopf geschüttelt, daß man den jungen Herrn, dem es doch schon so schlecht ging, nicht „versehen" ließ. Jetzt hielt sie es nicht länger aus, trat vor den schmerzbetäubten Vater, der auf einen Stuhl niedergesunken war und den Kopf auf die Hände stützend ihrer nicht achtete, entschlossen hin und schreckte ihn empor mit der peinlichen, dringenden Frage: „Soll ich den Geistlichen holen?" — Er sprang auf, wurde bleich und sah sie eine Weile schweigend an, dann, sich fassend, entfernte er sich rasch, ohne sie einer Antwort zu würdigen. Nun aber bemächtigte sich der tödlich Bestürzten eine Art von heiligem Zorn. Sie ging von Thür zu Thür, von Haus zu Haus und erzählte und klagte und heulte: „Mein Vater wolle den armen jungen Herrn ohne den Trost der Religion wie einen Heiden sterben lassen, ihn um die ewige Seligkeit bringen." — Genug, sie hetzte in der besten Absicht die ganze Nachbarschaft gegen den Vater auf. Und nicht ohne Erfolg; denn es kam einer nach dem andern, ihm ernste und „wohlmeinende" Vorstellungen zu machen. Die Vernünftigsten meinten, er müsse der Welt ein Opfer bringen, einem Aergernis und Skandal vorbeugen. Kurz alles stürmte auf ihn ein, von allen Seiten wurde er bearbeitet und zusehends

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

schwächer in seinem Widerstande. Nur die Mutter rief ihm beharrlich zu: „Thu's nicht! thu's nicht!“ — — Endlich machte man ihm sogar Angst vor den äußeren Folgen seiner Weigerung, was vielleicht übertrieben, aber doch nicht ganz unbegründet war, wenn man seine öffentliche Stellung als Künstler und den finstern Geist bedenkt, der damals noch im absoluten Oesterreich herrschte, wo in einigen Provinzstädten (ich weiß nicht, ob auch in Wien; in Tirol soll es noch heute vorkommen) zur Osterzeit die Beichtzettel durch die Hausherrn von den Parteien eingefordert wurden.

Als sie ihn wankend und fast schon überwunden sah, wagte auch die alte Marie noch einen letzten Sturm auf den Vater, indem sie sich ihm zu Füßen warf, seine Kniee umklammerte und beteuerte, sie werde nicht früher wieder aufstehen, bis er ja gesagt.

Da entfuhr dem Gepeinigten das unselige, verhängnisvolle Wort: „In Gottes Namen denn!“ — und ihm die Hände küssend, laut aufjubelnd sprang sie auf und stürzte fort, den Auftrag augenblicklich auszuführen. Schon mochte seine Schwäche ihn reuen — wie sie ihn später immer gereut hat. Es war zu spät. — Sich mit Gewalt zusammenraffend, eilte er nun, die schwere Aufgabe zu erfüllen, die ihm noch oblag: meinen Bruder vorzubereiten. Mit mühsam erzwungenem Lächeln trat er an dessen Bett. Er wollte ihn täuschen, ihm einreden, daß nach einer neuen Verordnung auch die Kranken im Hause die Beichte ablegen müßten, die eben im Gymnasium stattfinde, und daß er deshalb den Priester schon bestellt. — Umsonst! — Schon bei den ersten Worten war der Kranke aufgefahren; Totenblässe bedeckte sein Gesicht, immer entsetzlicher wurde der Ausdruck desselben — plötzlich schlug er verzweiflungsvoll die Hände vor Stirn und Augen, indem er mit herzzerreißender, im Aufschrei erstickender Stimme rief: „Sterben! sterben!“ — und in die Kissen zurücksank.

Vergeblich war jede Bemühung, ihn zu beruhigen, ihm die Sache in anderm Lichte darzustellen, ihm den Gedanken an den Tod auszureden. „Sterben! sterben!“ war seine Antwort auf alles, was man ihm sagte. — Endlich schien es, als habe sich sein Grauen, sein Schmerz von der geliebten Erde Abschied nehmen zu müssen, von selbst erschöpft. Der Ausdruck der Ergebenheit kehrte wieder in seine Züge zurück, er wurde wieder der „gute Peppi“, der sanfte Engel der Geduld, und flüsterte: „Meinetwegen! thut, was ihr wollt — oder müßt, ich füge mich in alles!“ Und so empfing er denn in stiller Resignation die Sterbesakramente — aber kein Strahl von Hoffnung drang von da an mehr in seine Seele — und schon am

Digitized by Google

nächsten Tage mittags war er tot. Er war in meiner Abwesenheit gestorben; der Vater hatte mich fortgeschickt. Er bedauerte es wohl bereits, daß ich schon mancher ihm insbesondere peinlichen Scene beigewohnt. Als ich nach Hause kam, fand ich nur mehr die Leiche meines Bruders.

Meine Mutter erzählte mir, in Thränen gebadet, wie rührend schön sein Tod gewesen sei. Er habe noch in der letzten Stunde gelächelt und sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von unendlicher Liebe und wie verklärten Auges angeblickt, indem er ihre Hand in der seinen hielt. Dann sei er zurückgesunken und habe die Augen geschlossen. Plötzlich fühlte sie noch einen leichten Druck seiner Hand — einige Minuten später entfloh sein letzter Hauch. Mein Vater ging ohne Thränen, ohne Wort den ganzen Tag ruhelos im Zimmer auf und ab. Mir war es, als hätte ich einen Schlag auf den Kopf bekommen; ich war wie betäubt.

Noch an demselben Tage erschien das Stubenmädchen der Familie Strampfer auf des kranken Fräuleins Wunsch anzufragen, wie es meinem Bruder gehe? Sie erhielt auch diesmal den Auftrag zu sagen: „Gut, recht gut!“ Und das arme kranke Mädchen freute sich dieser Antwort. Doch vierzehn Tage später erhoben sich auf dem Friedhofe zwei frische Grabhügel, nur durch ein einziges älteres Grab getrennt, und unter dem einen schlief mein Bruder, unter dem andern das Mädchen, welches ihm nur zu bald gefolgt.

Unser Aufenthalt in Linz war zu Ende. Die Direktion Pellet schloß und übersiedelte mit einem Teil der Gesellschaft nach Lemberg, wo Graf Scarbeck in einem prachtvollen, neuen Gebäude der Bühnenkunst eine glänzende Heimstätte gegründet hatte. Mein Vater entschloß sich schwer, dahin zu folgen, weil er sich dort an der äußersten Grenze der deutschen Theaterwelt wie verbannt wähnte. Pellet, dem gerade an ihm und seiner Kraft gelegen war, wußte ihn durch bedeutende pekuniäre Vorteile dafür zu gewinnen. Andre Mitglieder, darunter auch Strampfer, trennten sich von Pellet und suchten Engagements an andern Orten. Der gute, wackere Vater Strampfer!! Wer hätte damals gedacht, daß er fünf Jahre später als Nationalgardist in Wien während der Belagerung dieser Stadt durch die kaiserlichen Truppen in der Nacht vom 26. zum 27. Oktober 1848 bei einer Rekognoszierung im Prater, von einer Kugel in die Brust getroffen, den Heldentod für die Freiheit zu sterben bestimmt war? Sein jüngerer Sohn, mein ehemaliger Freund Ludwig, soll sehr brav

Digitized by Google

gelernt haben und ein ausgezeichneter junger Mensch geworden, aber schon leidend, durch das Schicksal des Vaters zerschmettert, noch in sehr jungen Jahren gestorben sein. Und meine erste „Flamme" Lina? — Eine berühmte Schauspielerin ist sie leider nicht geworden. Es ist eine häufig wiederkehrende Erfahrung, daß Talente, die zu früh auf die Bühne hinausgestellt werden und in den Kinderrollen sich auszeichnen, es später zu nichts Rechtem mehr bringen. Ich habe viele Jahre von Lina Strampfer nichts mehr gehört, dann einmal, daß sie eine Frau Völkl geworden sei. Und als Frau Völkl-Strampfer hat sie auch einige Zeit vor der furchtbaren Brandkatastrophe die Direktion des Wiener Ringtheaters geführt.

Von meinen neun Geschwistern war mir nur die jüngste Schwester Lina, zu jener Zeit ein dreijähriges Kind, geblieben, und nur von dieser Lina wird nun in diesen Blättern fortan mehr die Rede sein.

Nach einer ewig langen Fahrt — zuerst mit dem Dampfschiff von Linz nach Wien; dann mit der Eisenbahn, der ersten und einzigen, wenn ich nicht irre, die damals in Oesterreich existierte, von Wien bis Weißkirchen in Mähren, von hier noch drei Tage und Nächte ununterbrochen im Eilwagen — kamen wir alle sehr erschöpft in der Hauptstadt Galiziens an.

Hier ging, nachdem schon die letzte Zeit in Linz eine Uebergangsperiode gebildet, eine gänzliche Veränderung in meinem Wesen und Charakter vor. Aus dem wilden, fast unbändigen, gern plaudernden, oft vorlauten Knaben wurde ein stiller, bescheidener, überaus schüchterner junger Mensch, dessen Leben sich, von der Außenwelt abgewandt, um desto leidenschaftlicher und intensiver in seinem Innern konzentrierte. Wenn auch der niederschmetternde Eindruck des letzten traurigen Familienereignisses seine verdüsternde Wirkung nicht verfehlt, wenn auch die eintretende Mannbarkeit den erwachenden Ernst mit motivierte, die neue Situation, in der ich mich befand, hat doch wahrscheinlich das meiste dazu gethan.

Zur Isolierung gezwungen, fand ich allmählich Geschmack an der Einsamkeit und war bald zufrieden, mit meinen Büchern, meinen Gedanken und Träumen allein zu sein. Zur Isolierung gezwungen!? Ich kam in ein fremdes Land, zu fremden Menschen, die sich von den mir bekannten in vielem unterschieden; wohin ich horchen mochte, schlug eine fremde, mir unverständliche Sprache an mein Ohr.

Am drückendsten empfand ich das in der Schule. Alle meine Mitschüler am Gymnasium zu Lemberg, bis auf einen, waren Polen —

Digitized by Google

und gerade dieser eine, ein Grazer, war mir in hohem Grade antipathisch, weshalb ich seine Gesellschaft mied. Sonst aber gewohnt, gute Kameradschaft zu suchen und zu bieten, machte ich mehr als einen Versuch, mich andern anzuschließen. Vergebens! Sie gingen nicht darauf ein, gaben mir im besten Falle nur eine ganz kurze, nichtssagende — oft auch gar keine Antwort, ließen mich stehen oder sprachen auch in meiner Gegenwart ihr Polnisch fort. Mancher zeigte mir sogar in noch demonstrativerer Weise, daß er nichts mit mir zu thun haben wollte. Das beleidigte und ärgerte mich endlich, scheuchte mich in mich selbst zurück, ja es kränkte mich; denn ich sah mich gemieden und wußte nicht warum. Weil ich ein Deutscher? — Das fing ich nach und nach wohl zu wittern an, begriff es aber nicht, obgleich ich selbst mich eines wachsenden Grolles gegen die Polen nicht zu erwehren vermochte. Von ihrer Geschichte, ihrem Unglück wußte ich noch nichts. Wir hielten ja noch nicht bei der neueren Geschichte; übrigens hätte ich auch aus dieser in österreichischen Schulen damals nichts Rechtes und Wahres darüber erfahren. So kam es denn, daß ich selbst komischerweise mich für den Repräsentanten unterdrückter und verfolgter Nationalität hielt und nicht ahnte, daß ich der Rasse der Unterdrücker angehörte.

Auch die Professoren waren zum größten Teile Polen und gefielen sich darin das hervorzukehren. Obwohl der Unterricht damals nach Vorschrift und Gesetz in allen Gymnasien der Monarchie in deutscher Sprache zu erteilen war, begnügten sie sich damit, über den Teil des Gegenstandes, den sie eben behandelten, rasch ein paar deutsche Sätze herzusagen, um hierauf oft stundenlange Vorträge in polnischer Sprache zu halten, wobei ich natürlich in peinlichster Langweile wie auf Nadeln saß. Besonders liebten sie es, Vergleiche zwischen der lateinischen und polnischen Sprache anzustellen und den Schülern auf diese Art manches zu erklären und leichter zu machen, welcher Vorteil mir aber ganz verloren ging. Was ich unter diesen Umständen überhaupt gelernt und wie ich mich zum Lernen ermuntert fühlte, kann man sich denken. — An eine persönliche Unfreundlichkeit oder Zurücksetzung von Seite der Professoren kann ich mich nicht erinnern; im Gegenteil, man war sehr nachsichtig gegen mich und den Grazer, ja gab uns bessere Klassen als wir verdienten. Man hatte uns gegenüber wahrscheinlich kein ganz gutes Gewissen. Allein ich verlor auf diese Art das Interesse für die Schulgegenstände, welches gerade jetzt hätte erwärmt werden müssen.

Aber auch alles, was ich außer der Schule sah und hörte, wirkte abstoßend auf mich. Die hochfahrenden, übermütigen und sittenlosen

Digitized by Google

Kavaliere, welche den Damen des Theaters nachstellten oder, schon im Besitze derselben, mit der ganzen Theatergesellschaft frère et cochon waren, die „Komödianten“ aber trotzdem oft ihre Verachtung fühlen ließen, mißfielen mir ebenso wie das niedere Volk, besonders die Bauern, die an Markttagen in Scharen zur Stadt hereinkamen. Die Exemplare des Adels, die mir zu Gesicht kamen, mochten ja zufällig nicht zu den Edelsten ihrer Nation gehören oder ich mochte sie schon mit den Augen des Vorurteils ansehen; denn ein junger, reicher Kavalier konnte ja ein lockeres Leben führen, dem weiblichen Geschlecht gegenüber sich sogar ein wenig wegwerfen und dabei doch ein Patriot, ein Held, ja selbst im Grunde seines Wesens ein guter Kerl sein. Ich urteilte wahrscheinlich mehr nach dem, was ich hörte, als nach dem, was ich wahrnahm; denn dieses konnte in meinem Alter eben nicht sehr viel sein. Meine Gewährsmänner waren die Schauspieler, die sich von den edlen Herren sehr gern traktieren, aber dadurch nicht verhindern ließen, hinterher über sie zu schimpfen und unschöne, aber pikante Anekdoten von ihnen zu erzählen. (Es ist meine Pflicht einzuschalten, daß meine Eltern solchem Treiben gänzlich fern blieben.) — Mit dem Mittelstande der Gebildeten und besser situierten Bürger, die wohl damals nicht sehr zahlreich sein mochten, kam ich in gar keine Berührung. Die gemeinen Leute aber, das Landvolk (das jedoch, ohne daß ich es ahnte, gar kein polnisches, sondern ein ruthenisches sein mochte), hatte ich genauer zu beobachten vollauf Gelegenheit. Das Scarbeckſche Theater war ein Riesengebäude; rings um Auditorium und Bühne zogen sich in gewaltigem Viereck und in drei Stockwerken eine Menge hübscher Wohnungen. Nicht nur die Direktionswohnung, Theaterkanzlei, Bibliothek u. s. w. befanden sich in diesem Gebäude, sondern auch alle Schauspieler und Sänger mit ihren Familien, ja selbst ein Teil des untergeordneten Personals wohnten in demselben. Unsre Fenster gingen auf einen sehr großen Platz (ich glaube, es war der größte von Lemberg), auf welchem fast immer Marktbuden aufgestellt waren, auch viele Stände für Fleischer, Bäcker und jede Art von Viktualien, wie sie vom Lande in die Stadt hereingebracht werden.

Da gab es denn tagtäglich ein lebhaftes und buntes, mir aber meist widerwärtiges Treiben. — Zwischen Gewerbsleuten und Bauern, Verkäufer und Käufer drängten sich schmutzige Juden in ihren langen, fast bis zu den Knöcheln hinabreichenden schäbigen Röcken, mit ihren struppigen, langen Bärten, die Löckchen rechts und links an den Schläfen baumelnd, den fetttriefenden, alten, schon etwas zerknitterten Cylinderhut ein wenig nach rückwärts auf den Kopf gestülpt, deren

Digitized by Google

Züge den unverfälschten Rassentypus wiesen, kurz, in ihrer am wenigsten ästhetischen Erscheinung. Da wurde gehandelt, gefeilscht und geschachert, da gab es lauten Wortwechsel und heftigen Streit. Vom frühen Morgen an schon taumelten Betrunkene aus den Branntweinschanklokalen, deren es in dieser gesegneten Stadt an jeder Straßenecke eines gab. — Aus diesem Zustande entwickelten sich Raufhändel; besonders die Bauern schlugen sich oft die Köpfe blutig, um sofort, wenn der Polizeimann sich zeigte, voneinander abzulassen, sich zu ihm hinkriechend bis zur Erde zu bücken und ihm die Stiefel zu küssen. — Gegen Abend, wenn schon alles still geworden, die Buden und Stände abgeräumt waren, sah man auf diesen lang hingestreckte Gestalten liegen, die ihren Rausch ausschnarchten, hier und da ein paar Bauern, nur mit ihren grobleinenen langen Hemden bekleidet, gemütlich beisammen sitzen und an denselben Stellen, wo kurz vorher Fleisch, Würste, Eier, Butter, Obst und andre Lebensmittel ausgelegt waren und am nächsten Morgen wieder ausgelegt werden sollten, sich mit gegenseitigem Liebesdienste die Läuse und andres Ungeziefer absuchen. Also auch das viel gelästerte und verfolgte und doch auf ein paar Gebieten zur vergeblich bestrittenen Herrschaft gelangte Volk der Juden, wenn man sie noch ein Volk nennen kann, lernte ich zuerst in Lemberg kennen und zwar nicht in seiner vorteilhaftesten äußeren Gestalt. Schon auf dem besten Wege, ein Polenfeind zu werden, hätte ich mithin auch Gelegenheit gehabt, mich zum Antisemiten auszubilden. Es geschah aber nicht — und zwar aus folgenden Gründen. Erstens waren mir die Juden, noch ehe ich irgend ein Exemplar dieser Rasse leibhaftig gesehen, schon aus Romanen und Theaterstücken, insbesondere durch eine meiner Lieblingsopern, Halevys „Jüdin", als ungerecht Unterdrückte und grausam Mißhandelte bekannt geworden. Und für Unterdrückte habe ich immer eine gewisse Schwäche gehabt und schäme mich gar nicht, zu gestehen, daß ich sie noch habe. Und damals waren die Juden auch noch gar nicht emanzipiert, sondern noch ziemlich rechtlos. — Da ich ferner mit meiner eigenen Religion immer mehr zerfiel, wurde ich immer toleranter gegen Angehörige andrer Konfessionen. Endlich lernte ich die Juden in Galizien auch als sehr nützliche Leute kennen, ohne deren Vermittlung und geschäftige Thätigkeit bei der Indolenz der Bevölkerung und der damals gewiß noch geringen Kraft des Bürgertums vielleicht alles gestockt haben und still gestanden sein würde. Meinem Vater war gleich nach der Ankunft gesagt worden, er müsse sich einen Juden als Faktotum nehmen, sonst werde er in tausend Verlegenheiten geraten; jedermann habe ein solches Faktotum und ein Fremder könne es schon gar nicht ent-

Digitized by Google

behren. Das Faktotum, das uns beschieden war, erwies sich als ein sehr angenehmes Individium. Ich sehe ihn noch vor mir, den „schönen Jossel". Er war noch ziemlich jung, etwas über dreißig Jahre und in der That ein hübscher Mann, der sich wohl in der Tracht und in den Manieren von seinen Glaubensbrüdern nicht unterschied, aber — wahrscheinlich, damit seiner „Schönheit" kein Eintrag geschehe — sehr auf Reinlichkeit hielt. Er war zwar eine große Plaudertasche, aber die Gefälligkeit, Dienstfertigkeit und Thätigkeit selbst. Er besorgte und vermittelte meinem Vater geradezu alles, erriet völlig dessen Bedürfnisse und Wünsche, ersparte ihm jede, auch die geringste Mühe, verschaffte ihm alles rasch, gut und so billig, daß mein Vater oft staunte und sagte: er begreife es nicht; der Mensch könne ja gar keinen oder doch nur minimalen Profit dabei haben. — Die Uneigennützigkeit dieses Juden war wirklich oft rührend. „Lassen Sie mich nur machen! lassen Sie mich nur machen!" war seine stereotype Antwort — und im Handumdrehen hatte er es auch gemacht. Dieser besondere Eifer hatte aber auch seinen besonderen Antrieb. Jossel war nämlich ein ganz origineller Kauz, ein wütender „Kunstenthusiast", ein Theaternarr ärgster Sorte, der für die Schauspieler schwärmte und alles that, besonders für meinen Vater, den er vor allen bewunderte. „Die Leut' von der Kunst" — pflegte er zu sagen — „sind keine reichen Leut', da muß man schon ein Uebriges thun." Andre Kunden und Klienten mochte er vielleicht anders bedienen und mehr zu seinem Vorteile behandeln. Dazu war er ein lustiges Haus, liebte sein Späßchen und verstand auch Spaß. Genug, er erfreute sich in den mir nahestehenden Kreisen allgemeiner Beliebtheit und wahrscheinlich habe auch ich seinetwegen seine Stammesgenossen mit nachsichtigerem Auge angesehen. Was ich doch noch sonst mir Mißfälliges am Judentum bemerkte, rechnete ich mit zu den „Landeseigentümlichkeiten", warf also meinen ganzen Haß auf den polnischen Namen. — Polenlieder waren mir in meiner Lektüre leider noch nicht vorgekommen!

Und so wäre denn auch mir, obgleich nur kurze Zeit, das „Glück" zu teil geworden, von welchem Gustav Freytag in seinen „Erinnerungen" spricht, das Glück nämlich: „An den Grenzen der deutschen Welt durch die Berührung mit einem fremden Volkstume (womit ebenfalls die Polen gemeint sind) den Wert des eigenen besser verstehen und tiefer empfinden zu lernen." — Und ich hätte auch alle Aussicht gehabt, gänzlich verschont zu bleiben von der „politischen Kleinkinderkrankheit", wie Fürst Bismarck einmal im deutschen Reichstage die ehemalige Polenschwärmerei genannt hat, womit er spottend die Sympathien

Digitized by Google

für den edlen Battenberger und sein Bulgarenvolk, welches, kaum aus dem Ei gekrochen, schon so mannhaft und geschickt seine Unabhängigkeit gegen Rußland zu wahren verstand, auf eine Stufe zu stellen beliebte. Wenn ich nicht irre, so war es in derselben Reichstagssitzung, in welcher er auch das geflügelte Wort: „Quid mihi Hecuba?“ in die Welt hinausschleuderte.

Nun denn, was meine Würdigung des eigenen Volkstums betrifft, so blieb sie späteren Zeiten vorbehalten. Den politischen Masern aber bin auch ich nicht entgangen. Denn, als ich Polens Geschichte, die brutale Gewaltthat seiner Teilung, das namenlose Unglück seines in den Staub getretenen Volkes, die heroischen Anstrengungen, die grenzenlose Aufopferung seiner Söhne für die Wiederaufrichtung des Vaterlandes endlich doch kennen lernte, da war ich nicht minder empört, nicht minder von schmerzlicher Teilnahme bewegt, als irgend einer, der jemals für die Polen „geschwärmt“ und säumte nicht, ihnen das gehässige Vorurteil des ungelehrten Knaben im Herzen abzubitten.

Ich kann auch gar nicht einsehen, warum man sich eines Gefühles, das edlen und reinen Motiven entsprungen ist, jemals zu schämen brauchte?

Und Mitleid ist immer schön. Wird es doch, unbeschadet des Beifalls, mit welchem man dem in den Urwald vordringenden Pionier der Kultur und Freiheit folgt, dem vor ihm gegen Westen zurückweichenden, dem Untergang geweihten Indianer, ja selbst dem Raubmörder zu teil — und wie oft mit Recht! — der zerknirscht und in Todesangst schlotternd zum Galgen ausgeführt wird! Würdiger wird doch wohl der gefesselte und gegen seine Fesseln sich sträubende Pole gewesen sein.

Darauf kommt es auch für die Berechtigung der ursprünglichen Teilnahme gar nicht an, ob der Gegenstand derselben sich ihrer auch später immerfort würdig oder unwürdig erwiesen; noch weniger darauf, ob er, von seinem Unglück abgesehen, wohl auch noch geliebt zu werden verdient hätte. Es wäre sehr traurig, wenn man Gerechtigkeit und Achtung vor ihrem Unglück nur jener Nation schuldig wäre, an welcher man nicht das mindeste oder doch nur wenig auszustellen und zu tadeln fände.

Und wenn man nur das völlig unverschuldete Unglück bedauern dürfte, dann könnte man sich des Bedauerns wohl bald nahezu ganz entwöhnen; denn wie selten ist jemand auf Erden (Volk oder Einzelner) nicht wenigstens mitschuldig an seinem Mißgeschick!!

In unsern herrlichen Tagen, ein Jahrhundert nach dem Beginne

Digitized by Google

der großen französischen Revolution, die durch ihre Prinzipien zur Völkerverbrüderung hinführen sollte, gehört es allerdings schon fast zum guten Ton, auf dergleichen „Sentimentalitäten" vornehm lächelnd zurückzublicken wie auf „überwundene Standpunkte."

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Es kann ja geschehen, daß man an einem Volke, für welches man sich einmal erwärmt hat, später den Geschmack verliert, ja sich mehr und mehr von ihm abwendet, je mehr seine guten Eigenschaften zurück- und seine schlechten hervortreten; denn so wie ein jedes Ding seine Licht- und Schattenseiten, so hat auch jedes Volk und jeder Einzelne gute und schlechte Eigenschaften, und es kommt immer nur darauf an, welche vorwiegen. Ja, es ist bei dem oft merkwürdigen und unablässigen Wechsel der politischen Situationen gar nicht unmöglich, daß man geradezu als Gegner in den Kampf gegen ein Volk gedrängt wird, für welches man einstens begeistert war.

Um nur ein Beispiel aus der neuen Geschichte anzuführen!

Der Philhellenismus, welchem ein Byron sein Leben zum Opfer gebracht hat, war in seinen Anfängen gewiß voll berechtigt. Das hat aber nicht gehindert, daß man drei Jahrzehnte später, während des orientalischen Krieges, welchen die Westmächte gegen Rußland führten, den Griechen scharf auf die Finger sehen mußte, damit sie nicht (wenngleich für die Befreiung noch unterdrückter Brüder) durch eine unzeitgemäße und gefährliche Diversion ihren guten Freunden, den Moskowitern, mit die Kastanien aus dem Feuer holten.

Die Beobachtungen und Bemerkungen, die ich als unerfahrener Knabe gemacht, mochten ja auch vielleicht nicht in allen Punkten falsch gewesen sein und jederzeit hat mir an den Polen ihre bigott kirchlich katholische Gesinnung mißfallen. In Oesterreich mußte außerdem der Deutsche, nachdem er lange Zeit mit ihnen Hand in Hand gegangen und sich ihnen in vielem freundlich und dienstwillig erwiesen, es endlich von ihnen erleben, daß sie sich gegen ihn nicht nur mit seinen Feinden, sondern auch noch mit reaktionären Elementen, den Klerikalen, Feudalen und Altczechen verbündeten. Folgt denn aber daraus, daß man den warmen Anteil, den man dereinst ihrem traurigen Schicksale geschenkt, nunmehr für eine kindische Thorheit erklären muß? War Polens Teilung deshalb minder eine rechtlose Gewaltthat?

War deshalb Kosciuszko minder ein großer Held? Ist der Aufstand und Kampf der Polen Anno 1830 deshalb ein minder heroischer gewesen?

Waren sie deshalb minder der Sympathie des Freundes der

Digitized by Google

Menschheit wert, jene hundert und hundert, ja tausend edlen Polen, die glück- und ruhelos die Welt durchirrten, bei allen Nationen als Bettler für ihre zertretene Heimat erschienen, auf allen Schlachtfeldern bluteten, wo für die Freiheit gekämpft wurde (in Paris, in Italien und Ungarn), in der sie stets trügenden Hoffnung, daß die Freien sich auch der Geknechteten annehmen würden, ja, die auch in den Dienst der Mächtigen mit selbstlosem Eifer eintraten, sich ihnen aufopfernd, sie als Freunde ihrem Volk zu gewinnen? (Für Napoleon I. sollen nicht weniger als fünfzigtausend gefallen sein, und bei jedem Konflikt zwischen Russen und Türken sah man die polnische Legion an der Seite der letzteren fechten). Hören denn, frage ich, diese Unseligen, von Enttäuschung zu Enttäuschung Eilenden, immer Sieglosen und doch nie Besiegten, immer Entmutigten und doch nie Erlahmenden, bis fremde Erde sie verschlang und deckte — hören sie jemals auf, können sie jemals aufhören, ergreifende, oft auch bewunderungswürdige Gestalten zu sein?

Und jene, allerdings, wie nicht zu wundern, seltenen hochherzigen Männer andrer Nationen, die da hingingen für ein fremdes, unterdrücktes Volk mit zu kämpfen — zwei Beispiele davon, das eine wahrhaft rührend, das andre einen schon großen Namen der Geschichte neuerdings ehrend, sind mir aus der Zeit des von Langiewicz geleiteten Polenaufstandes von 1863 bekannt — sind sie nur lächerliche Narren gewesen?

Und unsre Dichter in den dreißiger und vierziger Jahren, insbesondere Nikolaus Lenau, waren sie denn reine Phantasten?

Die Toten können sich heute freilich nur mehr im Grabe herumdrehen. Wenn aber noch Lebende sich reumütig an die Brust schlagen und ihr „Pater peccavi!“ hersagen, so kann ich das nur einfach unwürdig finden.

Ich entbehrte also in Lemberg vor allem des Gefährten gleichen Alters, den ich sonst immer leicht gefunden hatte; mein Leben wurde aber auch in andrer Beziehung immer stiller und eintöniger. Der Theaterbesuch war mir sehr erschwert. Im Scarbeckschen Theater herrschte eine strengere Hausordnung. Auf die Bühne durfte niemand außer den Beschäftigten und selbst auf die offenen Plätze hatte ich nicht wie in Linz freien Eintritt „aufs Gesicht“, sondern ich mußte eine Karte vorweisen, die mir mein Vater nicht allzu häufig verschaffen konnte, noch wollte. Mit den Billeteurs und andern Bediensteten des Theaters war auch nichts anzufangen; sie waren meist Polen und redeten die mir unverständliche Sprache, standen mir also

Digitized by Google

fremd gegenüber. Das verdroß mich; denn, was man sonst so leicht gehabt, sich hart erringen müssen, fällt überaus schwer. Wozu noch kam, daß zwei oder dreimal die Woche polnische Vorstellungen stattfanden, die für mich überhaupt nicht existierten. So geschah es, daß ich immer häufiger und häufiger die Abende ganz allein zu Hause zubrachte, lesend und träumend. Nichts störte mich. Die Eltern waren im Theater beschäftigt oder in der Schauspielerloge, mein kleines Schwesterchen Lina schlief und das Kindsmädchen saß mit der Köchin plaudernd in der Küche. Und wieder las ich nur Romane, Gedichte und Dramen, las wieder so rasch und so viel durcheinander, daß ich mich auf die Wirkung einzelner Werke kaum mehr besinnen kann. Nur der ungeheure Eindruck ist mir lebendig geblieben, welchen Eugen Sues Sensationsromane: „Die Geheimnisse von Paris", „Der ewige Jude" und „Martin, der Findling" auf mich hervorbrachten. Sie sind ohne Zweifel von großem Einfluß gewesen auf die Entwicklung meiner politischen und sozialen Gesinnung, ja auf mein ganzes Denken und Fühlen. Und einen ähnlichen Eindruck mögen sie, die ganze Welt durchfliegend, auch auf tausend andre gemacht haben. Man unterschätzt heute sehr den Wert der französischen Romane jener Zeit und glaubt sie mit dem vornehmen Tadel abzuthun, daß sie auf grelle Kontraste und Effekte, auf sinnliche Reizungen ihre Wirkung gebaut haben. Sie zeugten aber doch auch von unverkennbarem Talente, ja von großer Kompositions- und Gestaltungskraft, von reicher und fruchtbarer Phantasie und, wenn sie den Leser zu „packen", auf seine Nerven in drastischer Weise einzuwirken trachteten, so geschah es doch auch im Dienste höherer Ideen.

Und das war ihre Bedeutung, daß sie die Zeitbewegung, die auf Freiheit, Aufklärung und Humanität hinzielte, in tapferster Weise mitkämpften. Ein Verdienst dieser Werke war es doch, daß sie zuerst uns auch in die Abgründe des Menschenlebens hinableuchteten, unsre Blicke, wenn auch oft mit gewaltsamen Mitteln nicht nur auf das beklagenswerte Los der Armen und Elenden hinlenkten, sondern auch noch das gefallene Mädchen, ja den Verbrecher als Menschen darstellten, an deren Unglück, als nur zu oft aus bösen, gesellschaftlichen Zuständen hervorgehend, wir nicht ganz gedankenlos und gleichgültig vorbeigehen dürfen. Wer erinnert sich nicht an die rührende Gestalt der Marienblume in den „Geheimnissen", an die ergreifende des Bamboche im „Martin"?

Und eben damit traf Eugen Sue eine verwandte, sehr empfindliche Saite in meinem nur zu weichen Herzen. Denn so wie ich mich in der Lektüre und, wo es schon irgend möglich war, auch im

Digitized by Google

Leben zu den Unterdrückten hingezogen fühlte, mit den Besiegten zu trauern liebte, noch ehe ich das herrliche Wort des Altertums: „Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni!“ noch kannte, — so hatten bereits Armut und Elend angefangen, mich in nicht ganz gewöhnlicher Weise zu bewegen. Schon konnte der Anblick eines zerlumpten Bettlers, eines abgemagerten Weibes mit einem bleichen Kinde auf dem Arm mich bis zu Thränen rühren, und dieses völlig überquillende Mitgefühl und Erbarmen steigerte sich in der Folge zu einer fast krankhaften Schwäche. Und noch heute, im Alter, nachdem ich doch schon so manche Ernüchterung und Abhärtung erfahren, kann ich es meinem Schicksal nicht vergeben, daß es mich nie in die Lage kommen ließ, eine Wohlthat von Belang zu erweisen, in großem Sinne ein Helfer in der Not zu sein. — Diesen damals, als ich die Knabenschuhe noch nicht ganz ausgetreten, schon keimenden Trieb haben die Schilderungen Eugen Sues gewiß reichlich befruchtet. Ein Satz aber, den er, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit ausspricht, ist für immer der Grundsatz meines sozialen Glaubensbekenntnisses geblieben, der Satz: „Niemand hat ein Recht auf Ueberfluß, so lange nicht jeder das Nötigste besitzt.“

Einer andern seit dem Ueberfall meines protestantischen Freundes und durch den Einfluß, mehr noch durch den Tod meines Bruders schon sehr entwickelten Hauptrichtung meines jugendlichen Wesens kam „Der ewige Jude“ entgegen, in welchem Romane, wie bekannt, die Umtriebe der Jesuiten keine geringe Rolle spielen, ja die geheimnisvolle Minierarbeit dieses finsteren Ordens zum Zwecke der Welt- und Menschenbeherrschung sich wie ein roter Faden durch die Handlung zieht. Schon in voller innerer Opposition gegen die Religion, in der ich getauft war, gegen die ganze katholische Kirche, ihre Anschauungen, Gebräuche, Einrichtungen und Zustände, hieß ich alles willkommen, was mich in dieser Opposition bestärken konnte, der übrigens, wie ich schon gezeigt, gar nie eine gläubige Zustimmung vorangegangen war. Ich wendete aus diesem Grunde auch (während es sonst, wie man schon ersieht, die Schulbücher am wenigsten waren, die mich in meiner Vereinsamung trösteten) mit großem Eifer meine Aufmerksamkeit der Religionslehre zu. Ein Vorfall in der Schule bestimmte mich wohl auch mit dazu. Eines Tages hatte mich nämlich der Religionsprofessor geprüft, und aus meinen Antworten ersehend, daß ich mich gründlich mit seinem Gegenstande beschäftigt, mich ganz besonders gelobt und den Mitschülern als Muster empfohlen. Das weckte meinen Ehrgeiz und ich wollte fortan nicht minder gut vor ihm bestehen. Er ahnte nicht, daß ich so eifervoll

Digitized by Google

nur nach Beweisen und Belegen suchte, meinen Widerspruch zu begründen und vor mir selbst zu rechtfertigen. Ich kam so in eigentümlicher Weise zur ersten Vorzugsklasse — damals Eminenz genannt — die ich im Gymnasium erhielt.

Allein ganz ungestraft sollte ich mich doch nicht fortwährend mit religiösen Fragen beschäftigen und über Gott und unsre Bestimmung nachgrübeln. Ohne daß ich es wollte und ahnte, übten doch auch jene edleren Elemente, die der großen Natur und ihren Offenbarungen entlehnt oder dem menschlichen Herzen abgelauscht, in jeder Religion enthalten sind, ihren bestrickenden Zauber auf mich aus. Wie auch erdrückt und ihrer Wirksamkeit beraubt durch leere Formen, unvernünftige Dogmen, abergläubische Bräuche und verderbliche Institutionen, sie leuchteten mir doch immer heller als unbestreitbare Wahrheiten oder reine Sittenlehren entgegen, je mehr ich sie von der sie umgebenden, mir verhaßten Hülle loszulösen beflissen war.

Die zugleich imponierende und rührende Christusgestalt vor allem mußte gerade mich mächtig ergreifen und fesseln. Die oft erhabenen oder aus wunderbar tiefem Gemüte hervorgehenden Worte aus seinem Munde, die, von Barmherzigkeit überfließend, sich ja auch der Armen und Elenden, der Unglücklichen und Verfolgten, ja der Verachteten, Gefallenen und Sünder annahmen, trafen ja auch mein Herz.

Wie es kam, daß ich in der Folge auch von der Christusgestalt, trotz der Verehrung, die ich ihr bewahrte, mich abwendete und lossagte, muß einer späteren Schilderung vorbehalten bleiben. Zum Christentum hat sie mich auch damals nicht bekehrt; denn dieses war für mich noch zu sehr verwoben mit dem Katholicismus, als daß ich mich dazu hätte bekennen mögen. Auch wollte ich in Christus nur den Menschen, nie den Gott anerkennen und die Lehre von Sündenfall, Erlösung und Heiland war mir zuwider.

Aber es entwickelte sich in mir, auf einen Gott und die Unsterblichkeit der Seele gebaut, ein mir ganz eigener, selbstgefundener Glaube (wie ich mir wenigstens damals einbildete); und so wie andre, in Frömmigkeit Erzogene durch den erwachenden und sich steigernden Widerspruch des Geistes irreligiös werden, so wurde ich aus absoluter Glaubenslosigkeit heraus durch eben diesen Widerspruch schließlich, wie man sehen wird, bis zu einer Art von religiöser Schwärmerei gebracht, die aber mit der höchsten Aufklärung immer in voller Harmonie geblieben ist. Wer das zu paradox und unglaubwürdig findet, den verweise ich auf Schillers schönes Distichon, so da lautet:

Digitized by Google

„Welche Religion ich bekenne? — Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion."

Ich war jedenfalls viel zu ernst geworden für meine Jahre, flüchtete viel zu früh in mich selbst zurück. Die Einsamkeit nach fröhlich genossener Jugend und voller Ausbildung, nicht nur aller Fähigkeiten, sondern auch zu reifer und klarer Weltanschauung, führt nicht selten, die Sammlung und Konzentrierung der Kräfte fördernd, zu Großem und Schönem; der allzufrühe Hang nach ihr zerstört aber meistens wie fressendes Gift die Energie der jugendlichen Seele und brütet hochgradige Schüchternheit, ja völlige Unfähigkeit zu praktischem Leben aus. Und so ist mir geschehen.

Freilich haben leider auch fortgesetzt die Verhältnisse, in die ich geriet, die Umstände, die auf mich einwirkten, ja all meine Erlebnisse und Erfahrungen jenen Hang zur Einsamkeit genährt und großgezogen, ja es mir geradezu verwehrt, aus dem Banne, in dem er mich gefesselt hielt, herauszutreten, so oft ich es auch wollte, ja so oft ich es heiß ersehnte, da ich doch öffentlich wirken wollte, mich zu wirken bestimmt glaubte.

Umsonst! Wie Felsengebirge türmte es sich mir entgegen, wie Abgründe that es sich auf, mich zu scheiden von der Menschheit, an deren Geschicken ich mit oft blutendem Herzen Anteil nahm, für die ich alles zu opfern so lange — für mein Glück viel zu lange — bereit und entschlossen war. Vergebens harrte ich auf meine Zeit — sie ist niemals gekommen! Es war eben ein Hauptfluch meines Lebens, daß ich zu meiner eigenen Qual mit meinen Gesinnungen und Empfindungen, Urteilen und Ueberzeugungen fast immer ganz allein gestanden bin. Das war es zumeist, was mich die Menschen fliehen machte, weil ich es zu furchtbar deutlich empfand, daß ich unter ihnen zum Verräter an mir selbst und dem mir Heiligsten werden — oder einer gegen alle kämpfen müßte, und daß für diesen Kampf meine Kräfte nicht im entferntesten ausreichten. Zu diesem Bewußtsein kam ich freilich leider viel zu spät. Als Jüngling und eine Weile noch als Mann glaubte ich jedem Kampfe gewachsen zu sein oder doch mich für ihn stählen zu können. Verhängnisvolle Täuschung, die einen ganz falschen Lebensplan zur Folge hatte!!!

Und gerade in jene Tage meiner ersten Verpuppung in Lemberg fielen auch die verdüsternden Eindrücke, die ich in der Familie selbst empfing. Gerade da erreichte das schon berührte Zerwürfnis zwischen meinen Eltern den Höhepunkt und schien auf eine Krise und Katastrophe hinzudrängen.

Digitized by Google

Meine Mutter war mit ihrer Stellung und Beschäftigung beim Theater unzufriedener als jemals und mein Vater hatte mehr als je zu thun, um sie zu beschwichtigen. Dazu kam, daß sie von großer, nervöser Gereiztheit war und namentlich im hohen Grade die Gabe besaß, mit einem einzigen spitzen, obwohl meist nicht so bös gemeinten Worte tief zu verletzen, während er seinem Temperamente nach ein wenig zum Jähzorn hinneigte und, bei der größten inneren Gutmütigkeit, leicht in die Höhe fuhr. Unter solchen Umständen, und wenn einmal eine Verstimmung Platz gegriffen hat, ist, wie man weiß, auch die geringfügigste Veranlassung Widerspruch, Verdruß und Streit hervorzurufen im stande.

Dieser wachsende Unfrieden im Hause that mir in die Seele weh; denn ich hing an den Eltern, besonders an der Mutter mit großer Zärtlichkeit, während ich den Vater wohl auch gern hatte, aber doch erst später ganz richtig zu beurteilen und schätzen lernte. Ich bemerkte jetzt auch alles mehr als früher, weil ich, mit Ausnahme der Schulzeit, fast immer zu Hause und zu Beobachtungen auch fähiger geworden war. Auch das trug bei, daß ich mich schon nach meinen stillen Abendstunden sehnte, in denen ich so ganz allein war mit meinen Gedanken!

Plötzlich brach die Krisis herein und stand die drohende Katastrophe bevor.

Bald nacheinander trafen nämlich die beiden glänzendsten und ehrenvollsten Engagementsanträge ein, die mein Vater im Leben jemals erhalten hatte.

Der erste berief ihn für das Fach des ersten Heldenvaters und Charakterdarstellers sowie als Oberregisseur des Schauspiels an das herzogliche Hoftheater in Koburg-Gotha unter sehr günstigen pekuniären Bedingungen, mit Aussicht auf lebenslängliche Anstellung und Sicherung seiner ganzen Zukunft. Das Engagement meiner Mutter mit zu bedingen, ging natürlich einer Hofbühne gegenüber nicht an. Das versetzte sie in große Aufregung und sie erklärte sogleich, daß sie ihrem Künstlerberufe in keinem Fall entsagen, sondern fortan selbständig und auf eigene Faust ihre Laufbahn fortsetzen, ihr Glück versuchen wolle. Mein Vater bekämpfte anfangs diesen Entschluß, ermüdete aber nach und nach in seinem Widerstande — vielleicht weil er den Zustand, wie er sich herausgebildet hatte, auch schon unerträglich fand.

Meine Eltern standen also knapp vor einer Trennung — vielleicht fürs ganze Leben. Was aber sollte mit uns Kindern geschehen? — Anfangs war davon die Rede, daß ich mit dem Vater, mein

Digitized by Google

Schwesterchen Lina mit der Mutter gehen sollte. Das fiel mir gar schwer aufs Herz; aber ich sah ein, daß, wenn schon eine Teilung stattfand, mein Vater nicht das noch ganz kleine Mädchen mit sich nehmen konnte. Aber auch meine Mutter ließ nicht gern von mir und bestand plötzlich darauf, uns beide wegzuführen, was wieder meinen Vater zu schmerzlich berührte. Diesem peinlichen Streit machte der plötzliche Tod des Herzogs von Koburg-Gotha ein zeitweiliges Ende. Sein Nachfolger, auf Ersparnisse bedacht, verminderte den Etat seines Hoftheaters, namentlich den des Schauspiels und verbot alle neuen Acquisitionen, wodurch sein Intendant genötigt war, die Unterhandlungen mit meinem Vater gänzlich einzustellen.

Aber schon in wenig Monaten kehrte die gleiche Situation wieder, als — im Juli 1844 — der berühmte Hofschauspieler Karl Fichtner zu einem Gastspiele nach Lemberg kam und meinem Vater die vertrauliche Mitteilung machte, er sei von Holbein, dem damaligen Direktor des Wiener Hofburgtheaters, ermächtigt, Unterhandlungen eines Engagements wegen mit ihm anzuknüpfen.

Mein Vater war, nachdem er soeben eine schwere Enttäuschung erlebt, hoch erfreut und stolz darauf, von der ersten deutschen Bühne gewissermaßen gesucht zu werden, und ging bereitwillig auf alle Bedingungen ein, obwohl sie materiell minder vorteilhaft, als jene von Koburg waren und ihm auch nur ein Wirken in zweiter, nicht mehr in erster Linie in Aussicht stellten. Und so kam dieses Engagement wirklich zu stande. Und so nahm auch meine Mutter ihren Entschluß wieder auf und die Frage der Kinderteilung wurde zu meiner Qual abermals aufgeworfen. Sie fand aber diesmal eine etwas gewaltsame, aber gründliche und versöhnende Lösung.

Eine ebenso seltene als furchtbare Krankheit, von der nur wenige aufkommen, befiel meine Mutter: die sogenannte Melena, auch der „schwarze Tod" genannt. Diese Krankheit, die im wesentlichen darin besteht, daß alles Blut auf allen ihm offenstehenden Wegen (durch Nase, Mund und die Oeffnungen des Unterleibes) dem Körper entweicht und, wenn nicht Einhalt geschieht, schon durch die Entkräftigung die Auflösung erfolgen muß — diese Krankheit trat bei meiner Mutter mit großer Heftigkeit auf und durch mehrere Tage schwebte sie in äußerster Gefahr. Schon schien sie dem Verlöschen nahe, schon gab der Arzt sie verloren und wir glaubten nicht mehr an die Möglichkeit, daß sie die Nacht erleben könne, als wunderbarerweise eine Wendung zum Besseren eintrat und die Genesung, wenn auch sehr langsam, dennoch erfolgte. — — Wenn etwas außer der geheimnisvoll waltenden Natur ihre Rettung bewirkte, so war es die auf-

Digitized by Google

opfernde Pflege meines Vaters, der sich für einige Tage frei gemacht und nicht von ihrem Bette wich, nicht bei Tag und nicht bei Nacht, völlig jeden ihrer Atemzüge belauschte, in jedem drohenden Momente Hilfe leistend zur Hand war, die Anordnungen des Arztes mit skrupulöser Gewissenhaftigkeit befolgte und jede Erregung, jede Störung ihrer Ruhe mit ängstlicher Sorgfalt von ihr ferne hielt. Und auch, als sie genesen war, that und verfügte er alles, was zu ihrer Erholung und Stärkung beitragen konnte.

Zunächst allerdings konnte bei ihrem herabgekommenen Zustande von Unternehmungen ihrerseits wohl nicht die Rede sein. Aber es wurde auch später, nachdem sie ihre volle Gesundheit wieder erlangt, nie wieder von einer Trennung, von einer Fortsetzung ihrer theatralischen Laufbahn etwas erwähnt.

Stillschweigend und ohne je wieder darüber ein Wort der Klage zu äußern, hatte sie resigniert und widmete sich fortan resolut mit dem ihr eigenen Thätigkeitstriebe nur mehr ihrer Häuslichkeit und ihrer Familie, vor allem ihrem Töchterchen, welches sie, man kann schon sagen, abgöttisch liebte.

Schon im September hätte mein Vater nach seinem Kontrakte in Wien eintreffen sollen. Durch die Erkrankung der Mutter verzögerte sich unsre Abreise bis zum 11. November. Der 15. November des Jahres 1844 war der Unglückstag für mich, an welchem wir in Wien, meiner Geburtsstadt, ankamen.

II.

Bis in das Sturmjahr 1848.

Bevor ich dieses merkwürdige und verhängnisvolle Jahr — für so viele und auch für mich verhängnisvoll! — nach meinen Eindrücken und Erlebnissen zu schildern unternehme, muß ich selbstverständlich erst entwickeln und erklären, in welcher Geistesverfassung, in welchem Gemütszustande und in welchem Stadium körperlicher Reife es mich gefunden hat. Ich werde dann aber auch seine unmittelbaren und wichtigsten Folgen für mich in den zunächst darauffolgenden Jahren mit in diesen Abschnitt einschließen.

Ich war also nun in Wien, wieder in einer deutschen Stadt

Digitized by Google

und konnte mich mit jedermann, der mir begegnete, in meiner Muttersprache leicht verständigen. Ich wurde aber nicht geselliger. Im Gegenteil! Meine Vereinsamung wurde größer, strenger und allmählich auch trauriger.

Die neue Stellung und Situation meines Vaters zwangen ihn selbst (oder bildete er sich nur ein, daß sie ihn zwangen?) wider seine bisherige Gewohnheit in großer Zurückgezogenheit zu leben. Es wurde sehr still und immer stiller in unsrem Hause. Eine ihn wohl ehrende, aber zu weit getriebene Bescheidenheit hatte sich meines Vaters bemächtigt — sehr zu seinem und unsrem Schaden, wie sich später erwiesen hat. Seine Bewunderung und Verehrung für die großen, in der That nicht wieder erreichten Künstler der damaligen Burgtheaterperiode: die Anschütz, Löwe, La Roche, Fichtner, Wilhelmi und andre, die schon in reiferen Jahren doch noch wie mit unverwüstlicher Kraft und hinreißendem Temperamente fortwirkten und unvergleichliche Gestalten schufen, war so aufrichtig, so warm und groß, daß er — mein guter Vater nämlich — es gar nicht wagte, sich neben sie wie ein auch nur annähernd Ebenbürtiger zu stellen, und den wohlgemeinten Antrag des Direktors Holbein, sich eine bedeutende, ihm zusagende und wirksame Rolle zu seinem Debut frei zu wählen, mit bestem Danke, aber entschieden ablehnte und erklärte: Es genüge ihm, ja es ehre ihn schon, an der Seite so herrlicher Künstler, in so wunderbarem Ensemble, wenn auch ein wenig in den Schatten gestellt, mitwirken zu dürfen. Man sträubte sich nicht lang, ihm den Willen zu thun; denn wer sich selbst niedriger stellt, wird selten von andern erhöht. So reihte man ihn denn, von Antrittsrollen gänzlich absehend, nur einfach in das Personal des Burgtheaters ein und war bei seinem ersten Auftreten (als Kaiser Max in dem damals beliebten Deinhardsteinschen Schauspiel: „Hans Sachs“, einer größeren Repräsentationsrolle, mit der aber auch nicht der mindeste Beifall zu erzielen war) auf dem Theaterzettel weder ein Debut angezeigt, noch sein Name, wie sonst üblich, fett gedruckt. Seine Stellung für die nächsten Jahre war damit bestimmt. Er spielte durchaus wichtige, schwierige, aber meist undankbare Rollen: den alten Moor in den „Räubern“, den Dogen Andreas Doria in „Fiesco“, den Geist von Hamlets Vater, den Glocester in „Lear“, den Arkas in „Iphigenie“, den Theramen in „Phädra“ u. s. w. Und er spielte sie zur allgemeinen Zufriedenheit. Allerdings hatte Holbein schon bei Abschluß des Engagements nicht daran gedacht, ihm ein absolut erstes Fach einzuräumen, vielmehr beabsichtigt, ihn vornehmlich in zweiter Linie, in ersten Rollen nur ausnahmsweise, im Notfalle, zur Aus-

Digitized by Google

hilfe bei Erkrankungen, vielleicht hin und wieder auch versuchsweise zu verwenden. Er hätte ihm aber doch gerne gegönnt, ein oder ein paarmal dem Publikum (vielleicht auch ihm selbst) zu zeigen, was er vermöge. Damit war es nun vorbei. Sowie aber ein Schauspieler durch längere Zeit jeder Gelegenheit beraubt wird, vom Beifalle des Publikums ausgezeichnet zu werden, fängt er an, sich gedrückt zu fühlen und immer gedrückter. So geschah auch meinem Vater. Zwar hatte ihm sein Benehmen das Wohlwollen seiner berühmten Kollegen erworben und sie haben sich immer sehr freundlich gegen ihn gezeigt. Dabei aber blieb es; sie traten ihm nicht näher, zogen ihn nicht näher an sich oder in ihre Kreise. Vielleicht zeigte er auch da zu bescheidene Zurückhaltung und munterte nicht dazu auf, ihn aufzumuntern. Warum er auch zu keinem der untergeordneten Schauspieler in ein intimeres Verhältnis kam, kann ich mir nicht ganz erklären; doch ist es möglich, daß er überhaupt jeden regeren Verkehr mit Leuten mied, weil er dadurch in Dinge hineingezogen zu werden fürchtete, die Geld kosten. Denn er befand sich in einer gewissen materiellen Sorge. Die Gagen des Burgtheaters waren damals, verhältnismäßig selbst für die ersten Kräfte, ziemlich unbedeutend und Holbein war noch ein ganz besonderer Sparmeister. Gewiß ist, daß das Einkommen meines Vaters viel kleiner war, als es in Lemberg gewesen, und wenn es in Wien auch noch nicht so teuer war wie heutzutage, so kam das Leben doch jedenfalls viel höher zu stehen, als in der Provinz. Zudem hatte die Krankheit der Mutter, die Reise, die erste Einrichtung in Wien ein hübsches Sümmchen verschlungen. Und so glaubte mein Vater denn sich sehr einschränken und alles genau berechnen zu müssen, wenn er nicht in Schulden geraten wollte. Und davon durfte bei ihm nie auch nur die Rede sein. Er würde sich in so mißliche Verhältnisse auch gar nie eingelassen haben, wenn er nicht, abgesehen von der Ehre, ein Mitglied der ersten Bühne Deutschlands zu werden, in der Hoffnung gehandelt hätte auf allmähliche Erhöhung seines Gehaltes, lebenslängliche Anstellung, Dekret und Pensionsfähigkeit, welche Hoffnungen sich auch erfüllt haben. Im Anfange aber ging es knapp. Mein Vater wich mancher Einladung aus, um sie nicht erwidern zu müssen. Sein Onkel, der weit von uns entfernt in Erdberg wohnte, während wir uns auf der Wieden bei der „goldenen Kugel", einem damals sehr einfachen, nur einstöckigen Hause eingemietet hatten, war hochbetagt und krank. Er starb auch bald und von seiner Familie ließ sich selten jemand bei uns sehen. So kam es, daß uns wochen-, ja monatelang niemand besuchte und wir ganz und gar auf uns selbst angewiesen blieben — ganz besonders

Digitized by Google

ich, dem auch jede bestimmte und regelmäßige Beschäftigung fehlte. Ich war viel zu spät nach Wien gekommen, um so viele Wochen nach dem Beginne des neuen Schuljahres noch im Gymnasium aufgenommen zu werden. Ich mußte also ein ganzes Jahr verlieren. Da ich schon eine Klasse der Normalschule wiederholt hatte, so war das vielleicht von großem Einfluß auf mein Geschick; denn ohne den Verlust dieser beiden Jahre hätte der neue Lehrplan, durch welchen das Gymnasium von sechs auf acht Klassen ausgedehnt wurde, mich nicht mehr getroffen, ich wäre im Jahre 1848 schon auf der Universität gewesen und in die akademische Legion eingereiht worden. Wie es mir da ergangen wäre, läßt sich freilich nicht einmal ahnen. Im glücklichen Falle jedoch hätte ich meine öffentlichen Studien schon vollendet oder doch nahezu vollendet gehabt, als Erkrankung und andre Umstände sie nicht nur unterbrachen, sondern für immer beendeten. Und doch muß ich andrerseits sagen, daß ich mich in diesem einen verlorenen Jahr, in welchem ich ganz mir selbst überlassen war, geistig mehr entwickelt habe, als in mehreren früheren zusammengenommen.

Abermals ohne Freund und Gefährten, saß ich noch mehr, noch ausdauernder still zu Hause und spann mich in meine Gedanken ein. Das Ausgehen liebte ich in Wien nicht sehr und es bedurfte großer Ueberredungskunst von seiten meiner Mutter, wenn ich mich hin und wieder herbeiließ, sie auf den Spaziergängen zu begleiten, die sie mit meinem Schwesterchen zu machen pflegte.

Das geräuschvolle Treiben der Großstadt, der betäubende Lärm in den Straßen, dieses unaufhörliche Wagengerassel und Pferdegetrappel, das Hin- und Herhasten der vielen, eilfertigen Menschen, die sich oft stießen und drängten, dieses ganze wüste Getümmel machte gleich anfangs einen beängstigenden und abstoßenden Eindruck auf mich. Mir war es, als ob dieses Häusermeer mich erdrücken wollte. Und ich habe die sehr großen Städte mein Lebenlang nie recht leiden können.

Viel wohler war mir doch in meinem Stübchen. Und so las ich denn wieder darauf los.

Hier waren es vornehmlich die englischen Romane von Walter Scott, Bulwer und Boz Dickens, die ich verschlang. Aber ich suchte jetzt auch noch ernstere Lektüre. Ich hatte angefangen, mich für Geschichte zu interessieren und suchte mir daher soviel als möglich historische Werke zu verschaffen, was aber mit größeren Schwierigkeiten verbunden war. So war ich lange Zeit recht unglücklich darüber, daß ich zu keiner Weltgeschichte kommen konnte; denn damit hätte ich gern an-

Digitized by Google

gefangen, um eine Grundlage zu gewinnen für das Studium der Spezialgeschichten. Endlich kam ich auf den tollen Gedanken, mir selbst eine zu verfassen, indem ich die historischen Artikel aus dem Brockhausschen Konversationslexikon, das mein Vater besaß, herauszog und mit genauer Beachtung der Jahreszahlen in chronologischer Ordnung aneinanderreihte. Ich schrieb sie aber nicht bloß ab, sondern entnahm ihnen nur das Wichtigste und gab es mit eigenen Worten, suchte mitunter auch mehrere Artikel zu einer Uebersicht zu verschmelzen. Mit dieser, die große Mühe nicht genug lohnenden, aber doch auch nicht ganz nutzlosen Arbeit war ich schon drei oder vier Monate emsig beschäftigt, als ich die Weltgeschichte Rottecks zu leihen bekam, die mir des liberalen Geistes wegen, der sie durchweht, sehr zusagte. Ich verstand zwar von Politik noch gar nichts und hatte mit Geschichte mich ernstlicher zu beschäftigen eben erst angefangen. Wer aber einmal in einer Richtung, besonders in der religiösen, einer freieren Auffassung und Anschauung huldigt, der überträgt dieselbe gewiß auch bald auf andre Gebiete. Während der Lektüre Rottecks trat zum erstenmale die „Perseusgestalt" vor meine Phantasie, als Held einer Tragödie, die ich acht Jahre später wirklich schrieb und auf die ich immer viel gehalten habe, ja die von vielen auch nach der „Agnes von Meran" für mein bedeutendstes Werk erklärt wurde.

Rotteck nimmt diesen vielgelästerten Römerfeind in Schutz, indem er darauf hinweist, daß nur seine Gegner über ihn geschrieben haben.

Römerfeinde waren mir überhaupt sympathisch; denn ich selbst haßte die Römer von dem Momente an, in welchem ihre Eroberungen die Tendenz zu einer Weltherrschaft annahmen. Ich schwärmte deshalb auch für Hannibal, fühlte aber doch, daß er sich mehr zum Helden eines Epos als eines Dramas eigne, weil seine Thaten doch vorwiegend, ja fast ausschließlich militärische gewesen sind, während bei dem makedonischen Perseus durch sein Verhältnis zum Vater und zum Bruder, durch die Hinopferung des letzteren zumal, sich dramatisches Leben, der innere Konflikt, um den es mir im Drama immer ganz besonders zu thun war, und die tragische Schuld ganz ungezwungen und wie von selbst ergeben.

Meine Beschäftigung mit Geschichte in diesem „verlorenen" Jahre, diesem Traumjahre, wie ich es auch nennen könnte, hatte zwei Resultate.

Das erste war, daß der Dichter in mir sich zu regen begann, daß ich Tragödienstoffe sah und suchte, im Kopfe dramatisch zu schaffen begann.

Digitized by Google

Bald aber nicht mehr bloß im Kopfe.

Ich schrieb nämlich in der zweiten Hälfte dieses Jahres, und zwar rasch nacheinander, meine beiden ersten Stücke — und richtig behandelte das erste „Claudius Civilis", einen Kampf gegen Rom, und war sein Batavorheld ein Vorläufer meines Perseus. Der Stoff des zweiten Dramas, „Der letzte Loscelyne", war einem Romane Walter Scotts entlehnt — seinem „Schloß Avalon".

Diese beiden Stücke sind längst vernichtet und existieren also nicht mehr. Da ich erst im fünfzehnten Lebensjahre stand, als ich sie schrieb, so waren sie ja auch selbstverständlich noch unreife und schon in der Form unvollkommene Produkte meines allzufrühen Schaffensdranges. Eines aber muß ich bemerken: was ich von unvollkommener Form sagte, bezieht sich nicht nur vorzugsweise, sondern fast ausschließlich auf die Sprache. Denn die Komposition, der scenische Bau waren, wie ich noch viele Jahre später sehen und beurteilen konnte, beinahe tadellos. So hatte ich mir denn die sogenannte „Bühnentechnik", mit der man so viel Wesen und — Unwesen macht, schon als Knabe ohne Studien durch fortwährende Anschauung angeeignet und haben mir auch später Plan und Entwurf eines Dramas die relativ geringsten Schwierigkeiten bereitet.

Besonders merkwürdig zeigte sich dieses Talent der Komposition und Konzentrierung in dem zweiten Stücke, dem dramatisierten Romane, an dessen epischen Charakter auch nicht das mindeste erinnerte, so rein herausgeschält waren die wirklich dramatischen Elemente. Ich sagte früher, daß ich von Politik noch gar nichts verstand, muß das aber nun doch ein wenig berichtigen. Allerdings war in unsrem Hause von Politik ebensowenig wie von Religion die Rede und politische Zeitungen kamen mir niemals zu Gesicht. Wenn ich nicht irre, so gab es damals außer der offiziellen „Wiener Zeitung" und dem „Wanderer", neben Saphirs „Humoristen", der „Theaterzeitung" von Bäuerle und Langers „Hansjörgel" in Oesterreichs Hauptstadt überhaupt noch gar keine Journale, politische schon gar nicht.

Der genannte Roman von Walter Scott jedoch (wie auch mancher andre desselben Verfassers) muß mich doch auf das Verständnis der Politik wenigstens vorbereitet haben; denn ich nahm in meinem Drama, viel entschiedener und feuriger als er, Partei für die Verschwörer und Aufrührer, welche die zweite englische Revolution vorbereiteten. Ja, eine selbsterfundene Figur, die ich hineingebracht, ein junger Mann, der sich in den Königspalast einschleicht, um den bigotten Tyrannen Jakob II. zu ermorden, aber entdeckt und gefesselt wird, hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, die, was fanatische Liebe

Digitized by Google

zur Freiheit und Leben verachtenden Trotz betrifft, nichts zu wünschen übrig ließ und vielleicht die gelungenste im Stücke war. Mein Titelheld, der, ob auch des Königs Handeln bedauernd, ihm doch treu bleibt bis in den Tod, war mir nur durch sein Liebesleid interessant und sympathisch geworden.

Das zweite Resultat meiner Geschichtsstudien war minder erfreulich; denn es bestand darin, daß ich von Tag zu Tag unzufriedener mit der Welt wurde und immer tiefer in Melancholie versank.

Dieses arme Menschengeschlecht schien mir gar so unglücklich, unausgesetzt zu Kampf und Leid verdammt; gerade die Edelsten sah ich viel zu oft dem bittersten Geschicke preisgegeben, von den Aufopferndsten immer auch die größten Opfer begehrt — und nun gar das Volk, die namenlose Menge!! Hatte sie nicht meist nur den Erdboden mit ihrem Blute zu düngen, damit der Lorbeer für Ehrgeizige, Heerführer, Fürsten, Kaiser und Könige emporsprießen und gedeihen konnte? — — Und nun gar, wenn ich mich in das Mittelalter vertiefte, wandelte mich ein Grauen an und heiliger Zorn flammte auf in mir, als ich von den Greueln der Inquisition, den Schandthaten der Hexenprozesse, dem Fanatismus der religiösen Kriege in Deutschland, Frankreich, Holland und England erfuhr.

Und eine solche Religion, unter deren Aegide das alles geschah, existierte noch, ja beherrschte noch den Erdkreis, hielt noch Hunderte von Völkern in ihrem Bann gefangen!!!

Unter dieser Religion, der so viel Unheil, Schmerz, Wahnwitz und Grausamkeit entsprang, meinte ich aber schon das Christentum selbst, nicht bloß die katholische Kirche.

Mein männlicher werdender Geist fing an, sich gegen die Lehre der Demut und Entsagung aufzulehnen, die mir, freier und mutiger Menschen unwürdig, Sklaven und Knechte zu bilden, jeder Art von Despotismus in die Hände zu arbeiten geeignet schien.

Diese entschiedene Negierung des Irdischen, dieser ewige Hinweis auf das Jenseits, dieser lapidare Satz: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ forderten meinen ganzen Widerspruch heraus. Denn das Reich der Religion — so meinte ich — sei eben und müsse eben sein: gerade diese unsre Welt, da ja seine Religion die Weltanschauung des Volkes bestimme oder eigentlich mit ihr identisch sei, auf alle Verhältnisse ihren Einfluß übe und üben müsse, alles mit ihrem Geiste und Wesen durchdringe.

Das Jenseits kümmerte mich wenig; ich habe nie darüber nachgegrübelt, ja ich war überzeugt, daß es uns eben deshalb in undurchdringliches Dunkel gehüllt sei, damit wir unabgelenkt unsre Be-

Digitized by Google

stimmung im Diesseits erfüllen und das Dasein als „Menschen" zu seiner Vollendung bringen können.

Nicht etwa, daß ich nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubte! Im Gegenteil! Es war mir undenkbar, daß die gemeine Materie, ob auch dem Wechsel der Gestalt und Erscheinung unterworfen, doch unvergänglich sein, daß auch nicht ein Atom von ihr verloren gehen könne und das Edelste, Höchste, dieses geheimnisvolle Etwas, das in uns denkt und fühlt und das wir eben die Seele nennen, allein gänzlich zerstörbar sein, mit dem Zerfallen unsrer Form vergehen und aufhören sollte!!

Allein mein Glaube war in dieser Hinsicht ganz Vertrauen auf Gott, auf die Natur und Weltordnung, nach welcher nichts geschehen konnte, was nicht geschehen sollte und mußte und, was geschah, auch zweckvoll und zum Heile war, worauf die zuversichtliche Hoffnung sich gründete, daß auch die Fort- und Weiterbildung nach dem Tode keine Rückbildung, sondern eine Höherbildung sein werde.

Die ewige Seligkeit und mehr noch die ewige Verdammnis verwarf ich unbedingt; denn kein Verdienst auf Erden schien mir für jene groß genug und noch minder ein Frevel so ungeheuer, daß er nie — nie zu verzeihen, nie abzubüßen, nur in endlosen Qualen sein Gegengewicht finden könnte.

Auch stand nach meinem Gefühle die Bestimmung des Menschen, wie sie im Christentum lag und zwar ganz gleich sich immer wiederholend für jeden Einzelnen, die Bestimmung, „sich hier im irdischen Jammerthale den Himmel oder die Hölle zu verdienen", im Widerspruche zu dem Wechsel der Generationen. Denn es schien mir beinahe lächerlich gleichgültig, ob Hunderttausende oder Milliarden in Gottes Anschauung schwelgten oder in des Teufels Klauen am Feuer schmorten. Nur die Veredlung der ganzen Menschheit, ihre immer höhere Entwickelung, mit welcher die des Einzelnen in Wechselwirkung stand, als ihr Zweck angenommen, konnte mich mit diesem Kommen und Gehen der Geschlechter, mit diesem Anwachsen der Individuen, die über diese Erde gewandelt, bis zur Unzählbarkeit, also mit der Notwendigkeit des Todes, ja mit den Kämpfen und Leiden versöhnen, die zum erhabnen Ziele führen sollten.

Allerdings sollte und mußte, nach meinen Ideen, die Menschheit endlich zu dem Punkte gelangen, der Moment für sie kommen, von dem an das irdische Glück, der edle und heitere Genuß des Lebens und der vielen Güter dieser Welt sich mit ihrer Fortentwicklung vollkommen vertragen würde. Wohl aber, sagte ich mir, daß er noch fern — sehr fern!

Digitized by Google

Was mich ferner am Christentume mehr und mehr anwiderte, das war diese beständige Vorstellung eines gemarterten Gottes.

Dies unvermeidliche Kreuz mit dem edlen, bleichen, blutenden und hinsterbenden Menschenbilde daran, welchem man nicht nur an und in Kirchen, sondern auf allen Wegen und Stegen begegnete, mußte es nicht die Phantasie des Volkes verdüstern und, wenn nicht Grausamkeit erzeugen, so doch gegen sie abstumpfen und in seinen Augen zu ihrer Rechtfertigung dienen??

Wie? Ein Gott hat sich dem qualvollsten Tode überantwortet, um für unsre Sünden zu büßen!! Was hatte dagegen die Peinigung eines verruchten Menschen zu bedeuten und welche Pein war zu groß als Strafe für *den*, der den Heiland, dessen Blut auch für ihn vergossen ward, zu verleugnen sich erkühnte, der von ihm abgefallen war, der seinem Widersacher sich ergeben hatte: für den Ungläubigen, den Ketzer, den Zauberer und die Hexe??

Für alles das vermochte mir das Gebot, das für so viele die christliche Lehre verklärt und auch mich eine Weile bestach, das Gebot der Nächstenliebe, die bis zur Feindesliebe gehen sollte, keinen genügenden Ersatz mehr zu bieten, ja es schien mir in seiner Ueberspannung die eigene Wirkung aufzuheben oder doch sehr zu schwächen; denn es war gegen die Natur.

Niemand vermag den Nächstbesten wie sich selbst zu lieben und schon gar nicht seinen Feind. Menschenfreundlichkeit, Gerechtigkeit, Großmut und Barmherzigkeit schienen mir besser zu bezeichnen, was not thut und gefordert werden kann.

Und ich glaubte auch nicht an das sogenannte „reine Urchristentum". Schon die ersten Christen hielt ich zum großen Teile für bemitleidenswerte, aber verrückte Schwärmer und fand, daß sie sofort, als ihre Verfolgung aufhörte, selbst zu verfolgen anfingen und unter sich selbst, großer Spitzfindigkeiten wegen, in widerlichen Streit gerieten.

Und so rein, so makellos der Christuscharakter auch mir erscheinen mußte, ich sträubte mich doch gegen den Gedanken, daß ein Mensch, und wär' es der beste, edelste seiner Zeit gewesen, schon vor zweitausend Jahren habe lehren können, was noch heute und für alle Zukunft der Menschheit passen und genügen sollte. Das sprach mir allzusehr gegen die „Veredlung der Menschheit" — und schon war ich ein wenig selbst Fanatiker meines Glaubens an sie.

Diese „Veredlung" (in deren Fortgange übrigens auch nach *meiner* Ansicht das Christentum eine große und wichtige Rolle gespielt, von der ich aber meinte, daß sie nun ausgespielt sein sollte!) — diese Veredlung war mir keineswegs identisch mit dem, was man

Digitized by Google

Bildung, Zivilisation, Kultur zu nennen pflegte. Das alles diente ihr und förderte sie, war Mittel zum Zweck, aber nicht sie selbst — ja es konnte sie sogar mitunter zeitweilig hemmen und schädigen. Der Strom der Zivilisation führte viel Gold mit sich, aber auch Schlacken, Schlamm und Unrat; er befruchtete, reinigte und läuterte nicht immer die Natur, er verdarb sie auch oder erstickte sie.

Alles aber, was meiner Veredlungstheorie, nach welcher die Menschen immer weiser, besser und glücklicher werden sollten, besonders aber, was der Natur widersprach, fing ich glühend zu hassen an.

Ueberbildung und Verbildung, jede Art von Verschrobenheit, trockenes und unfruchtbares Gelehrtentum, Bildungshochmut, bloßes Formwesen im Umgang und Verkehr, Ueberfeinerung der Manieren, gesellschaftliches Scheinwesen, übertriebener Luxus und jede künstliche Steigerung der Bedürfnisse, was doch alles auch mit dem Kulturfortschritte verbunden ist, widerten mich daher auch in der Folge in hohem Grade an.

Ich stellte dem allem schon frühzeitig das freie Walten des Geistes und den natürlichen Menschenverstand, fast puritanische Einfachheit und Bescheidenheit in den Anforderungen an das Leben entgegen. Besonders alles, was gegen die Natur war, verwarf ich schon damals unbedingt; denn ich wurde, kaum noch ein Jüngling, schon der reinste Naturanbeter, weil die Natur mir die einzige Offenbarung Gottes war und eben dadurch fast selbst zur Gottheit werden mußte.

Ich war in mancher Hinsicht ein verjüngter J. J. Rousseau, obwohl ich noch keine Ahnung hatte von ihm und seinen Werken, die ich erst kennen lernte, als ich der französischen Sprache mächtig war, also mindestens ein Jahrzehnt später, ebenso wie die Schriften Diderots, in dessen Buche „De la suffisance de la réligion naturelle“ ich viele meiner Ideen wiederfand.

In einem aber unterschied ich mich von Rousseau und seiner Schule. Ich habe nie für den absoluten Naturzustand der Menschen geschwärmt; denn auch das wäre gegen meine Veredlungstheorie gewesen. Nie hab' ich Tugend, Wahrhaftigkeit, Reinheit der Sitten und Ehrlichkeit vorzugsweise bei Bauern und Wilden gesucht, obwohl ich dem Volke zeitlebens eine warme Neigung bewahrt habe.

Nur jeder Abfall von der Natur war mir unleidlich. Da all diese Ideen und Anschauungen, von denen ich nicht wußte, daß schon andre vor mir sie zum größten Teil gedacht und empfunden, mir wie von selbst und durch eigenes Nachsinnen kamen, so erfüllte mich das mit nicht geringem Bewußtsein; ja die Gedanken strömten mir oft so reichlich und überwältigend zu, daß ich anfing, sie für Eingebungen

Digitized by Google

einer höheren Macht zu halten. Besonders überkam es mich oft weihevoll und geheimnisvoll in der Dämmerungsstunde, wenn ich sie allein verträumte und, in der eingebildeten inneren Erleuchtung schwelgend, nicht der äußeren Finsternis achtete, die mich mehr und mehr umgab. Und so geschah es, daß der schüchterne und zaghafte junge Mensch, der ich schon in Lemberg geworden war, der erschrak und in Bestürzung geriet, wenn die Wohnungsglocke ertönte oder die Thüre ging, der purpurrot vor Verlegenheit wurde, wenn ein Fremder ihn in seinem schon etwas schadhaften, zu kurz und knapp gewordenen Hausanzuge überraschte und anredete — daß dieser selbe sonst schon so bescheidene junge Mensch sich bis zu der Anmaßung verstieg: vor allen Sterblichen auserwählt und berufen zu sein zu dem gewaltigsten Werke, die Welt, die er eigentlich noch gar nicht kannte, nicht nur zu verbessern, sondern total umzugestalten.

War ich vielleicht in Gefahr, einer Geistesstörung zu verfallen? Ich weiß es nicht. Aber Thatsache ist, daß ich den ungeheuerlichen Entschluß faßte, als ein neuer Prophet eine neue Religion zum Heile der Menschheit zu gründen.

In dieser Stimmung verfaßte ich eine kurze Abhandlung über und gegen das Christentum*). Und später schrieb ich die ersten Bogen einer neuen „Bibel", bei denen es aber geblieben ist.

Ich muß hier einschalten und ausdrücklich bemerken, erstens: daß ich heute bei weitem nicht alles mehr unterschreibe, was ich in Umrissen und Andeutungen als Glaubensbekenntnis und Grundanschauung hier niedergelegt, vielmehr auch an dem eigenen Glauben längst wieder irre geworden bin. — Zweitens: daß ich mit dieser Schilderung meiner seelischen Entwicklung schon über das „verlorene Jahr" hinausgegangen und in die nächstfolgenden hineingeraten bin.

So entstand jene Schrift gegen das Christentum erst in meinem sechzehnten Jahre. (Ich habe sie längst schon vernichtet, mir aber vieles daraus notiert, was mich jetzt in den Stand gesetzt hat, in diesen Aufzeichnungen wahrheitsgetreu wiederzugeben, was mich vor so langer Zeit erfüllt und bewegt hat.

Die erwähnte Einleitung zu einer neuen Bibel schrieb ich sogar erst nach dem Jahre 1848. Ich wollte das alles aber unter einem zusammenfassen, um dieses mir in mancher Beziehung peinliche Thema im wesentlichen erledigt zu haben. Es ist ja selbstverständlich beim Traum der Jugend geblieben und nicht ein Schritt nach außen zu seiner Verwirklichung gethan worden.

*) Siehe Religiöse Betrachtungen auf S. 289.

Digitized by Google

Es war kein goldener Traum! — und daß er mich verdüstern mußte, ist wohl sehr erklärlich; denn, wenn ich auch die Lehre der Entsagung entschieden verwarf und bekämpfte, das sagte ich mir doch, daß, wer sich zum Führer einer neuen, großen, religiösen Bewegung aufwerfen, als Prophet einer neuen Heilslehre auftreten wolle, auf eigenes Glück verzichten und sich zu opfern bereit sein müsse. Und so war ich denn überzeugt, daß mir ein dunkles Los geworfen sei.

Daß ich Glück und Ziel verlieren würde, hab' ich freilich nicht gedacht.

Bis heute, da ich das alles niederschreibe, hat niemand eine Ahnung von dem himmelstürmenden Plane gehabt, mit welchem ich mich lange trug. Selbst meinen nächsten Verwandten und besten Freunden blieb er ein tiefes Geheimnis — einen einzigen von den letzteren ausgenommen, dem ich einmal in einer Stunde des höchsten Vertrauens — schon ein junger Mann dem jungen Manne — mein ganzes Herz eröffnete und der meinen Worten mit Ueberraschung, aber nicht ohne Teilnahme gelauscht hat, ja, als ich ihm jene ersten (und letzten) Blätter meiner Bibel vorlas, sich einer enthusiastischen Regung nicht erwehren konnte.

Und sie hatten auch einen gewissen — ich möchte sagen poetischen Wert. Dieser teure Freund*), den Schicksal und Beruf weit fort von mir geführt und den ich nun schon seit Jahren nicht mehr gesehen habe, ist ein großer und angesehener Gelehrter geworden und zwar in jener erhabenen Wissenschaft, welche sich mit den leuchtenden Welten des nächtlichen Himmels beschäftigt. Ob er sich wohl jener vertrauten Stunde und der gehobenen Stimmung, in die sie uns versetzt hat, noch erinnert? Wenn ja, so wird vielleicht ein Lächeln über mich und sich seine Lippen umspielen. Und doch glaube ich, daß er dereinst, wenn ich nicht mehr bin, jener Stunde und mancher andern, die wir in ernsten Gesprächen zugebracht, nicht ohne Wehmut gedenken wird.

Man wird sich wundern, daß ich nichts erzähle von den Eindrücken, welche die musterhaften Vorstellungen des Burgtheaters auf mich hervorgebracht. Nun denn — sie waren groß und tief — aber ich hatte leider nur selten Gelegenheit, sie auf mich wirken zu lassen. Nur die Angehörigen eines Hofschauspielers, dem eine Familienkarte bewilligt worden war, durften das Schauspielhaus unentgeltlich be-

*) Maurice Löwy, Astronome, Membre de l'Institut, Sous-Directeur de l'Observatoire de Paris, Président de l'Académie des Sciences.

Digitized by Google

suchen. Es dauerte sehr lange, bis mein Vater eine solche Karte bekam und diese räumte anfangs nur meiner Mutter den freien Eintritt auf die dritte Galerie ein.

Als es endlich den Bemühungen meines Vaters gelang, die Karte so umschreiben zu lassen, daß auch ich damit ins erste Parterre, das sogenannte Stehparterre, gehen durfte, hatte ich sehr wenig Zeit mehr, sie zu benützen. Denn, sobald ich wieder in das Gymnasium aufgenommen war, nahmen mich meine Studien beinahe gänzlich und bis zur Erschöpfung in Anspruch. Und ein Burgtheaterbesuch kostete sehr viel Zeit. Um ordentlich zu sehen und zu hören, mußte man sich, besonders wenn man noch kein Erwachsener war und über die hohen Gestalten der Offiziere nicht hinwegsehen konnte, schon mindestens um halb sechs Uhr anstellen und sich gleich nach Eröffnung der Pforten mit den Ersten hinein und in die vorderste Reihe drängen und dort, wie eingekeilt, in Schweiß gebadet noch eine Stunde stehen, bevor der Vorhang sich erhob. Und dann noch die drei bis vier Stunden der Vorstellung!!! Das war auch sehr anstrengend — und mein Gesundheitszustand fing, ohne daß ich es wußte und beachtete, bereits abzunehmen an.

Ich wuchs sehr schnell und immer schneller, war aber sehr mager und wurde mit jedem Tage bläßer. Auch hatte ich schon in dem ersten Jahre des Wiener Aufenthaltes mitunter Schwindelanfälle, die mehreremale zu wirklichen Ohnmachten führten. Da ich mich aber sonst wohl fühlte, legte ich kein Gewicht darauf. Wahrscheinlich aber hatte das böse Wiener Klima, im Bunde mit andern Umständen, die immer ungünstiger wurden, bereits seinen schädigenden Einfluß auf mich zu üben begonnen.

Im Herbste also des Jahres 1845 trat ich in die dritte Klasse des Gymnasiums zu den Schotten ein, welches man meinem Vater als ein besonders gutes, wenn auch sehr strenges, warm empfohlen hatte. Ich selbst war nicht eben sehr erbaut, als ich sah, daß sämtliche Professoren dieser Anstalt Geistliche waren. Das nahm mich schon im voraus entschieden gegen sie ein. Mir stand nun auch eine harte Prüfung bevor. Wie würde ich bei den geringen Kenntnissen, die ich mir in den ersten Jahren erworben, nunmehr bestehen? Diese Frage fiel mir schwer aufs Herz. Ich war nie im gewöhnlichen Sinne fleißig gewesen, hatte mich mit den Schulbüchern nie sehr viel abgegeben.

Wie mir in Lemberg durch die Art des Unterrichtes selbst das Lernen verleidet, teilweise unmöglich gemacht worden war, hab' ich

Digitized by Google

erzählt. — Und nun lag ein ganzes Jahr des Vergessens dazwischen. — Gegenstände wie Geographie, Geschichte, Religion ließen sich zwar leicht wieder aufnehmen; in den beiden letzteren glaubte ich sogar mit Grund etwas voraus zu haben und mit der Algebra sollte, wenn ich mich recht erinnere, erst begonnen werden.

Aber die lateinische Grammatik!!! — Die hatte ich seit vierzehn Monaten mit keinem Auge mehr angesehen. Und so kam es denn, daß ich in die tödlichste Verlegenheit geriet, als wir die erste „Komposition" hatten — (das ist eine lateinische Schularbeit, die unter den Augen des Professors in einer bestimmten Zeit fertig gebracht und sofort abgeliefert werden mußte). — Nicht nur jeder Satz, jedes Wort sah mich ratlos und hilflos. Als daher ein paar Tage später der Professor, nachdem er die Arbeiten durchgesehen und klassifiziert hatte, dieselben zurückstellte und einige Bemerkungen darüber machte, bezeichnete er mit großem Unwillen die meinige als die schlechteste von allen, ja geradezu als einen Skandal; denn es wimmle jede Zeile von den allergröbsten Fehlern und er habe sie von oben bis unten durchstreichen müssen, weil die Ausbesserung ihm zu viel Mühe gemacht hätte.

Diese eklatante Beschämung vor allen Mitschülern, die bei den haarsträubendsten Beispielen, welche citiert wurden, in lautes Gelächter ausbrachen, kränkte und demütigte mich tief, und daß es ein „Pfaffe" war, von dem ich diese Zurechtweisung entgegennehmen mußte, schärfte nur noch den Stachel, der mir in die Seele drang. In diesem Augenblicke schwur ich mir, daß er keinen Grund und Anlaß dazu mehr finden sollte. Und alsbald, sowie ich nach Hause kam, begann ich mit fast fieberhafter Thätigkeit mich über das Studium dieser unseligen lateinischen Grammatik herzumachen. Und ich ließ auch nicht mehr los. Nicht nur, daß ich die neuen Regeln bis aufs Und lernte, den Hausaufgaben die größte Sorgfalt widmete, — ich ging auch auf die Anfangsgründe zurück und suchte nachzuholen, was ich in den ersten zwei Jahren versäumt hatte.

Es kostete mich das nicht geringe Mühe und Selbstüberwindung, weil mir nichts so zuwider war, als das trockene Studium fremder Sprachen. Ich mußte, da ich auch von den andern Gegenständen keinen vernachlässigen wollte, nicht nur all meine schulfreien Stunden darauf verwenden, sondern meist auch bis in die Nacht hinein am Arbeitstische ausdauern. Der Erfolg entsprach aber auch meinen Anstrengungen. Der Professor fing sofort zu stutzen an und stellte jedes Wort des Tadels ein. Die Kompositionen wurden immer besser und am Ende des Kurses erhielt ich in allen Gegenständen die erste

Digitized by Google

Vorzugsklasse und nur im Latein die derselben zunächst kommende — und das auch nur, wie mir ausdrücklich gesagt wurde, wegen jener greulichen Komposition und der nächstfolgenden, auch noch unvollkommenen. Am Ende des Schuljahrs aber war ich der zweite Prämiant. Damals wurden noch Prämien an die drei besten Schüler jeder Klasse verliehen. Ich hatte also all meine Mitschüler, die mich bei meinem Debut so derb ausgelacht hatten, überholt — bis auf einen, Namens Sigmund Schlesinger, von dem noch sehr viel in diesen Blättern die Rede sein wird.

Nun aber galt es, die errungene Stellung auch zu behaupten, und dazu war erforderlich, daß der außerordentlichste Eifer nicht einen Augenblick erlahmte. Die Aufgabe war für mich eine sehr schwere, weil ich niemals ein besonders gutes Gedächtnis besaß, damals aber gerade das berüchtigte Büffelsystem in höchster Blüte stand. Alles und jedes mußte wörtlich auswendig gelernt und hergesagt werden: die Ereignisse der Geschichte, die Daten der Geographie, die Lehren der Religion, die Regeln der Grammatik, genau so, wie sie im Schulbuche standen. Zum Ueberflusse mußten wir noch ganze Lesestücke, Biographien aus Cornelius Nepos, große Stellen aus andern römischen Autoren memorieren. Dazu noch die griechischen Präzepten und das Kopfzerbrechen über algebraische Rechnungen, der vielen schriftlichen Aufgaben nicht zu gedenken.

Der thörichte, durch meinen Ehrgeiz hervorgerufene Wettstreit mit dem genannten Primus der Klasse, welcher sich eines ganz ausgezeichneten Gedächtnisses erfreute, war für mich ein sehr harter. Dennoch war ich einmal schon auf dem Punkte, ihn zu stürzen, wovor er auch vom Professor gewarnt wurde. Er aber nahm den Kampf mit leichtem Mute und relativ wie spielend auf, während ich Blut dabei schwitzte.

Es war zu viel, zu viel! Und diese Ueberspannung all meiner Kräfte mußte endlich in ihre Erschlaffung umschlagen. Und nicht genug damit! Ich wollte auch meine eigenen, freieren Bestrebungen nicht ganz aufgeben, sondern gewaltsam auch für sie Raum schaffen. Ich setzte meine religiösen Grübeleien fort und wollte auch nicht ganz aufhören zu „dichten“. Es konnten aber unter diesen Umständen nur einzelne Scenen und Bruchstücke entstehen.

Noch mehr! Ich hatte nicht nur die Gewohnheit, laut zu lernen, ich mutete meinen zarten Sprachorganen auch noch ganz andre Leistungen zu. Ich deklamierte häufig mit voller Lungenkraft und leidenschaftlichem Pathos große Reden, Monologe und andre Stücke

Digitized by Google

aus Shakespeareschen Tragödien. Mein Vater hatte mir nämlich Anno 1846 eine billige Gesamtausgabe seiner Werke (natürlich in deutscher, teilweise schlechter Uebersetzung) zum Weihnachtsgeschenke gemacht.

Die Fülle und Bedeutung seiner Gestalten machten auf mich einen überwältigenden Eindruck. Besonders Macbeth, Lear und Julius Cäsar enthusiasmierten mich. Ich lernte seine Dramen zum erstenmale kennen, mit Ausnahme von Hamlet und Romeo und Julia, die schon damals auch in der Provinz manchmal gegeben wurden, aber so selten, daß ich sie doch so ziemlich wieder vergessen hatte, während Schiller und großenteils auch Goethe mir durch die zahlreichen Aufführungen ihrer Stücke, denen ich schon als Knabe beigewohnt hatte, vollkommen geläufig waren.

Die Deklamationsübungen hatten für mich einen doppelten Zweck — erstens, mich auf meine Laufbahn als Schauspieler vorzubereiten; denn ich glaubte noch immer, daß ich dem Beispiel meines Vaters folgen und zum Theater gehen würde. Es war mir immer davon gesprochen worden und ich hatte keine Abneigung dagegen. Komisch ist nur, daß ich damals (zwischen 1845 und 1847) gar nie daran dachte, wie sich denn wohl der künftige große Reformator mit dem Komödianten vertragen würde, während ich später, als meine dichterischen Bestrebungen in den Vordergrund traten und gleichzeitig die leidenschaftlichste, innere Teilnahme an den politischen Ereignissen in mir erwacht war, alsbald den Gedanken, der großen Menge, die man das Publikum nannte, etwas vorzuspielen und, wenn auch in noch so edler und ernster Weise, doch mit auch seiner Unterhaltung zu dienen, als meiner unwürdig verwarf. — Ich wußte nicht, daß mein Vater schon lange einen ganz andern Plan mit mir hatte, und noch weniger, daß mein Gesundheitszustand mir das Mimen ohnehin für alle Zeit verbieten würde.

Der zweite Zweck, den ich mit meinen Deklamationen verfolgte, war der: die Macht der Rede zu gewinnen, die mir ja für all meine Projekte unentbehrlich schien. Ich nahm mir ja gar vieles und nicht Geringes vor, wie man sieht — und wenn man erwägt, daß ich in all diesen Richtungen mich rastlos beeiferte, und dazu rechnet, daß es für mich keine Erholung, keine Erfrischung, kein Vergnügen und keine Lebensfreude gab, daß kein freundlicher Umgang mit Altersgenossen mich erheiterte, kein noch so kurzer Ausflug auf das Land, ja äußerst selten nur ein kleiner Spaziergang über die öffentlichen Promenaden der Stadt (damals Basteien und Glacien) mich der schwülen Atmosphäre der Schule und des Hauses entführte, so wird

Digitized by Google

man sich über die traurigen Folgen nicht wundern — eher darüber, daß sie nicht noch viel schlimmer gewesen sind.

Jedenfalls habe ich in dieser Zeit der Gymnasialstudien mich frühzeitig aufgerieben, meine Arbeitskraft für alle Zukunft geschwächt und meine Gesundheit erschüttert. Für diese mochte wohl auch die große Entfernung unsrer Wohnung vom Schottengebäude, in welchem sich das Gymnasium befand, welche Entfernung ich zweimal des Tages hin und zurück, also viermal täglich bei jedem Wetter zurücklegen mußte, oft eisigem Winde entgegen und eilfertig, nicht allzu günstig gewesen sein. Freilich war das andrerseits meine einzige Bewegung.

Erst im dritten Jahre unsres Wiener Aufenthaltes zogen wir in die innere Stadt, in den zehnten Hof jenes großen Häuserkomplexes, den man das alte Bürgerspital nannte und der seit der Stadterweiterung der Demolierung zum Opfer gefallen ist.

Kein freundlicher Umgang mit Altersgenossen erheiterte mich. Also hab' ich gesagt.

Auch das war meine eigene Schuld. Ich suchte nicht nur keine Annäherung, ich wich ihr sogar aus. Ich war, dank den versäumten Jahren, einer der ältesten meiner Klasse; meine Mitschüler schienen mir gar so schrecklich jung; ich war so ernst, nahm alles schon so schwer — sie waren leichtgesinnt, lustig und guter Dinge, mitunter fast kindisch. Was wollte ich mit ihnen, was sollten sie mit mir anfangen? Wir taugten wirklich nicht zu einander; sie merkten das bald auch selbst und ließen mich in Ruhe — bis auf einige wenige, die sich hartnäckig und unermüdlich an mich drängten — es waren dies die jüdischen Schüler der Klasse. Ihnen zeigte ich mich auch ein wenig zugänglicher, ich möchte sagen: aus Opposition, weil die andern sie von sich abstießen, sie neckten und hänselten, oft roh verhöhnten. Der überaus lebhafte und früher erwachende Geist dieser Rasse (deren üble Eigenschaften ich übrigens, obwohl ein Todfeind des heutigen Antisemitismus, später auch kennen gelernt habe, also keineswegs verkenne) schien sie mir auch ein wenig über ihre christlichen Kollegen zu erheben, die mir zum großen Teile wie die jungen Jagdhunde vorkamen. Es sind ganz tüchtige Männer aus den christlichen Schülern dieser Klasse hervorgegangen (bekannte Juristen, Advokaten und Notare z. B.), und einer derselben, mit dem ich in gar keine Berührung kam, ja dessen ich mich gar nicht recht entsinnen konnte, als er mir mehr als zwanzig Jahre später als der Dichter Ferdinand von Saar vorgestellt wurde, ist mir — fast kann ich sagen von dieser Stunde an — ein teurer Freund geworden. — Doch, wie gesagt, erst nach zwanzig Jahren. Aber auch den beharrlichen

Digitized by Google

Judenjünglingen gegenüber bewahrte ich doch eine gewisse Zurückhaltung, und zu einem vertrauteren Verhältnisse haben auch sie es nicht gebracht — bis auf einen, dem es aber auch genug Zeit, Geduld und Mühe gekostet hat. Es war der Primus der Klasse, Sigmund Schlesinger, mit dem ich den mir so verderblichen Wettstreit im Lernen unternommen hatte, und dem ich dadurch interessant geworden war, so daß er sich vornahm, es koste, was es wolle, meine Freundschaft zu gewinnen. Da uns die Plätze nach unsrer Rangordnung angewiesen waren, so saß ich als Zweiter neben ihm, dem Ersten in der ersten Bank. Es war also fast unvermeidlich, daß wir vor und nach dem Unterricht einige Worte wechselten. Er schloß sich mir aber auch auf dem Weg nach Hause immer eine Strecke an, obwohl seine Wohnung in ganz entgegengesetzter Richtung lag. Das half ihm aber nur wenig, und er mußte nahezu zwei Jahre ausharren, bis sich ihm endlich die immer erspähte Gelegenheit bot, sich in mein Vertrauen einzuschleichen, in mein Herz einzunisten.

Schon eine gute Weile quälte mich auch, meine Schwermut nicht wenig vermehrend, eine unbestimmte, mir lange rätselhafte Sehnsucht — rätselhaft ungeachtet meiner kindischen Affaire mit Lina Strampfer! Und doch war es, wie sich bald zeigen sollte, Liebessehnsucht.

Ich hatte mein siebzehntes Jahr noch nicht ganz vollendet, war aber in der Erscheinung schon ein erwachsener junger Mann von zarter und schlanker, aber hoher Gestalt. Ich bin seitdem nicht um einen Zoll größer geworden — und doch ertönte drei Jahre später, als ich bei der Losung unter dem Militärmaße stand, ein Hallo der versammelten Burschen und der Ruf: Ein Grenadier! Ein Grenadier!! (Damals gab es noch bei jedem Regiment ein aus den Größten der Truppe gebildetes Grenadierbataillon.) Auch umschattete mir bereits ein vollständig ausgebildeter, wenn auch noch nicht sehr dichter Vollbart Oberlippe und Kinn, was mich bei den in jener Zeit noch öffentlichen Jahresschlußprüfungen unter den bartlosen Mitschülern in nicht geringe Verlegenheit brachte.

Wir hatten soeben die Schwelle des Jahres 1848 überschritten, den Dreikönigstag hinter uns, waren also im Fasching, den viele durchtanzt haben mögen, nicht ahnend, daß ein gewaltsamer Tod sie noch vor dem nächsten hinwegreißen werde!!

Meine Mutter mochte schon in einiger Sorge darüber sein, daß ich so gar keine Zerstreuung hatte, noch suchte. Und so wollte sie mich denn animieren, auch etwas mitzumachen. Zunächst verschaffte

Digitized by Google

sie mir eine Karte in das sogenannte „Elysium", ein Etablissement, welches aus vielen, unter der Erde in ehemaligen Kellerräumen angebrachten, die ganze Johannesgasse entlang in einer Flucht fortlaufenden, prächtigen Sälen bestand, in welchen dem nicht gerade feinsten Wiener Publikum jede Art von Belustigung geboten war: Tanz und Schmaus, Musik verschiedener Kapellen, Produktionen von Volkssängern, Akrobaten und andern Gauklern, eine völlige Ausstellung von schönen Mädchen in orientalischen Kostümen in dem sogenannten „Harem", Maskenaufzüge, eine Eisenbahnfahrt — und was weiß ich, was sonst noch alles.

„Das sollte ich mir einmal ansehen. Ich möchte es ihr, der Mutter zu Liebe thun!"

In Gottes Namen denn!

Ich erwähne dieses Vorfalls nur, weil er ein Kuriosum und bezeichnend für mein Wesen und meine Stimmung von damals ist.

Kaum hatte ich jene Festräume betreten, so war ich schon von ihrem Glanze geblendet; kaum schmetterten mir die Trompeten der ersten Musikkapelle entgegen, kaum umgab mich das Gewühl der Menge, der tolle Lärm der Zechenden und sich Belustigenden, so wurde mir schon angst und bang, so widerte mich schon alles an — und raschen, immer rascheren Schrittes eilte ich, all die Herrlichkeiten nur mit einem Blicke streifend, durch die Säle und so zu sagen in einer Tour vom Eingang bis zum Ausgang hin. Nur im „Harem" erinnere ich mich ein paar Minuten stehen geblieben zu sein; denn die Mädchen waren wirklich bildhübsch, und dieser Anblick fesselte mich einen Augenblick. Sie sahen mich aber bald so herausfordernd an, daß ich nur noch eiliger entfloh. Genug, es war keine Stunde verstrichen, als ich wieder zu Hause saß und meine Mutter die Hände über dem Kopf zusammenschlug.

Allein sie gab den Versuch noch nicht auf, mich durch äußere Eindrücke ein wenig zu erheitern. Schon in ein paar Tagen bekam sie von einer Freundin, welche sie in dem damals viel besprochenen Privattheater des Barons und der Baronin Pasqualati kennen gelernt hatte, ein Freibillet in das Hofopernhaus, mit populärer Bezeichnung „Kärnthnerthortheater" genannt, rühmlichen Andenkens.

Bei Pasqualati hat meine Mutter, nebenbei gesagt, durch zwei oder drei Jahre mitgespielt, um ihrer Passion, auf der Bühne zu wirken, in harmloser Weise doch noch einigermaßen gerecht zu werden.

Ich hatte die Hofoper noch nie besucht und mich hineinzubringen bedurfte es diesmal keiner großen Ueberredung; denn die Erinnerung an die vielen schönen Opern, die ich in der Provinz gehört, erwachte

Digitized by Google

schnell in mir — oder vielmehr, sie waren stets wach erhalten worden durch meine Mutter, welche die Gewohnheit hatte, beständig irgend eine Melodie aus einer Oper oder ein Lied vor sich hinzuträllern. — Und ich brachte auch, der mir noch unbekannten Oper Dom Sebastian beiwohnend, einen sehr angenehmen Abend zu. Das ermutigte meine Mutter, mir noch in derselben Woche dasselbe Freibillet (ein sogenanntes Hofbillet) zu einem Ballet anzubieten. Da stutzte ich schon wieder; da man mich aber versicherte, das Ballet Esmeralda sei sehr schön, habe eine sehr hübsche Musik, auch bestehe es weniger aus Tänzen als aus mimischen Scenen, so machte ich keine Umstände und ging. Ich habe es mit einer fast dreijährigen Herzenspein gebüßt. Denn kaum war Esmeralda, die wunderschöne italienische Tänzerin Marietta Forti, auf der Bühne erschienen, so war ich schon bis über die Ohren in sie verliebt. Mit jedem Augenblick wuchs meine Aufregung und immer tiefer drückte ich den Pfeil, den Amor auf mich abgeschossen hatte, mir in die Brust. Wie berauscht kam ich nach Hause und auch des Nachts, im Wachen wie im Traum, umschwebte mich ihr Bild.

Ich fehlte von da an, wenn irgend möglich, bei keinem Ballete mehr. Konnte ich mir jenes Freibillet nicht verschaffen, so ging ich auf eigene Kosten. Seit mehr als einem Jahre unterrichtete ich nämlich auf Wunsch meines Professors zwei Knaben, Schüler der ersten und zweiten Klasse, Söhne eines Landesgerichtsrates, welche der Nachhilfe sehr bedurften, und erhielt für die zwölf Stunden, die ich ihnen monatlich gab, sechs Gulden Honorar. Da ich nicht einen Gulden davon ausgegeben hatte, so hielt ich mich mit der ersparten Summe für sehr reich. Und so arbeitete ich mich denn mehr und mehr in eine hoffnungslose Leidenschaft hinein.

Meine Mutter war von diesem Resultat ihrer Bemühungen natürlich nicht erbaut; ich sprach deshalb nicht gerne mit ihr davon. Sigmund Schlesinger aber benutzte die neue Situation, um mir näher, ja innig nah zu kommen. Er war ein geistvoller, hochbegabter junger Mensch, fast zwei Jahre jünger als ich, doch seinem Alter auch weit vorangeeilt; nur daß seine Frühreife viel heller gefärbt war als die meine, und auch, wie sich später gezeigt hat, viel sprühender Witz und gesunder Humor in ihm steckte. Da er sich sehr für Litteratur und Kunst, besonders für dramatische Dichtkunst interessierte, so sprachen wir häufig vom Theater. In einem solchen Gespräche verriet ich mich denn, daß ich jetzt öfter das Ballet besuchte. Bei seinem Scharfsinn machte ihn das sofort stutzen, weil es so gar nicht mit meinem tiefen Ernst harmonierte. Die Antworten, die ich auf seine klug gestellten

Digitized by Google

Fragen gab, ließen ihn alles vermuten — und ich hielt auch, da mir das Herz überquoll, nicht lang mehr hinter dem Berge. Ich fühlte so tief das Bedürfnis nach Mitteilung, meine Gefühle drohten mich fast zu ersticken — und da mich Sigmund (so werde ich ihn von jetzt an nennen) nicht nur mit dem lebhaftesten Interesse anhörte, sondern mir auch die wärmste Teilnahme und jedes Verständnis zeigte, so lag ich bald an seiner Brust und war im Nu sein bester Freund geworden.

Er bot mir auch seine Dienste an, versprach Erkundigungen einzuziehen, Mariettas Wohnung auszuforschen u. s. w. „Sein Vater, der seiner Geschäfte wegen viel herumkomme, erfahre so ziemlich alles."

Als er mir einige Tage später den ersten Besuch machte, zu dem ich ihn warm und dringend eingeladen hatte, machte Sigmund ein sehr ernstes Gesicht und wollte mit dem, was er mir mitzuteilen hatte, nicht recht herausrücken.

„Schade um das schöne Mädchen!" kam es endlich doch aus seinem Munde — und ich erfuhr, daß Marietta sich keines besonders guten Rufes erfreue. Schmerzlich durchzuckte es mein Herz.

„Schade sei aber doch um sie, die nach vergeblichem Sträuben der gemeinen Habsucht ihres eigenen Vaters zum Opfer gefallen. Dieser, der mit den Reizen seiner Tochter spekulieren und von den Erträgnissen dieser Spekulation behaglich leben wollte, habe sie nämlich schon in dem zarten Alter von nicht ganz sechzehn Jahren dem schon alten serbischen Nationalhelden Milosch verkauft, dem ersten Fürsten seines Volks und Gründer der Dynastie Obrenovitsch, welcher das Exil zwischen seiner ersten und zweiten Regierung in Oesterreich verlebte. Nach dem Aufhören dieses Verhältnisses habe der Vater natürlich fortspekuliert und sei auch der Widerstand der Tochter immer schwächer geworden."

Ich kann wohl keine Bürgschaft dafür übernehmen, daß all diese Angaben auch ganz richtig gewesen sind; ich teile sie hier nur mit, wie sie mir mitgeteilt wurden. Sigmund hatte sie seinem Vater abgefragt, welcher sie wieder von andern gehört haben mochte. Das Exterieur des alten Forti aber stimmte vollkommen mit ihnen überein. Man konnte dem Kerl, den ich später oft genug an Mariettas Seite, sie mit Argusaugen bewachend, mir mitunter giftige Blicke zuwerfend, gesehen, sowohl die unsaubere Gesinnung als die Willenskraft zutrauen, den Widerstand eines Mädchens zu brechen und es despotisch zu beherrschen, während in Mariettas ganzem Wesen sich gar nichts Herausforderndes, Freches, Leichtfertiges oder Emanzipiertes ausprägte, ihre Haltung immer die anspruchsloseste, ihre Kleidung

Digitized by Google

immer die einfachste war und ihre weichen, unendlich sympathischen Züge nicht selten auch ein melancholischer Ausdruck noch zu veredeln schien. Zum Beweis, daß sie nicht ganz verdorben war, hatte sie später ein längeres Liebesverhältnis mit einem berühmten Sänger, welches nur einer Herzensneigung entsprungen sein konnte und bei dem der väterliche Spekulant gewiß nicht seine Rechnung gefunden hat.

Ihr Ruf war also kein guter. Hätte man nicht erwarten sollen, daß diese Nachricht wie ein kalter Wasserstrahl die Gluten meiner Leidenschaft verlöschen oder doch sehr bedeutend dämpfen würde? — Im Gegenteil! Sie goß nährendes Oel in die Flamme. Unsägliches Mitleid ergriff mich — Mitleid mit der Unglückseligen (der es vielleicht längst nicht mehr einfiel, sich unglücklich zu fühlen!), die schon so früh und durch die Schuld dessen gefallen und gesunken war, den die Natur ihr zum Wächter und Schirmer bestimmt! Sie wieder empor zu heben, der Tugend und wahrem Glücke zu retten, sie zu entsühnen, zu läutern und zu veredeln durch eine reine und heilige Liebe — das schien mir eine Aufgabe, die ebenso schön als meiner würdig war, und ich gelobte mir, sie zu erfüllen, es koste, was es wolle. Wahrlich, diese Idee eines siebzehnjährigen Gymnasialschülers: eine mindestens fünf Jahre ältere Ballettänzerin, die kein Wort deutsch verstand (wie Sigmund mir ebenfalls berichtete), zur büßenden Magdalena zu machen, war fast noch ungeheuerlicher als der Plan, durch Gründung einer neuen Religion die Welt umzugestalten — und so frühreif, so schrecklich ernst ich schon war, wie sehr die bekannten Worte:

Ach, nur das Alter ist jung —
Ach, nur die Jugend ist alt!

sonst in jeder Beziehung gerade auf mich paßten, hier zeigte sich dennoch, wie jung ich gewesen bin! Aber ich ging mit gewohntem Feuereifer ans Werk. Das erste war, daß ich mir eine italienische Grammatik anschaffte und mich in das Studium derselben vertiefte, um in so kurzer Zeit als möglich an Marietta schreiben, später mich auch persönlich mit ihr verständigen zu können. Und das erstere erreichte ich auch wirklich schon vor Ablauf eines Jahres. Zunächst jedoch sollte sie auf mich aufmerksam werden, meine stumme Huldigung wahrnehmen und, durch die Beharrlichkeit derselben gerührt, selbst gegen ihren Willen anfangen, sich für mich zu interessieren. Ihre Wohnung war ausgeforscht und ich begann damit, so oft ich konnte, den Ritter Toggenburg zu spielen. Bald folgte ich ihr auch gleich einem Schatten auf ihren Spaziergängen, die sie am Arme

Digitized by Google

ihres Vaters gewöhnlich gegen Abend (wenn sie im Theater nicht beschäftigt war) über das sogenannte Wasserglacis zu machen pflegte. Und nun begann für mich die täglich sich wiederholende Qual, mit welcher ich der Beantwortung der Frage entgegensah: ob sie mich auch gleich bemerken, ob freundlich oder finster blicken, sich nach mir umsehen oder steif und kalt mit abweisender Miene an mir vorüber schreiten würde? — wobei ich gar nicht bedachte, daß ein ihre Lippen umspielendes Lächeln ganz wohl auch bedeuten konnte, daß sie sich über den grünen Jungen lustig machte. Ich glaube aber nicht, daß sie es je gethan. — Wie unglücklich war ich, wenn sie mich ignorierte, wie selig, wenn ich mir einbildete, ihr holdes Haupt habe sich unwillkürlich nach meiner Seite hingedreht, was mitunter wohl auch der Fall gewesen sein möchte. Aber auch, wenn ich durch Wochen nicht die geringste Aufmunterung erhielt, ich verlor die Geduld nicht, wie sehr ich auch darunter litt. Und wenn es Jahre dauern sollte, endlich mußte ich siegen! Ihr näher zu kommen, begehrte ich lange Zeit gar nicht — und täuschte mich dabei wahrscheinlich selbst, indem ich mir nicht eingestand, daß meine Schüchternheit ein Nähertreten gar nicht gewagt haben würde, ja daß ich vielleicht tödlich erschrocken wäre, wenn die Gelegenheit dazu sich mir plötzlich aufgedrängt hätte — und zwar nicht bloß der Sprache wegen. Daß ich gleichwohl so verwegen war, sie Tag für Tag mit meinem Anblick zu belästigen, kam einfach daher, weil sie der Magnet war, dessen Anziehungskraft zu widerstehen ich nicht im stande war.

Das währte so fort über den Frühling, in den Sommer hinein bis zum Herbst. Ich habe es hier nur gleich zusammengedrängt, weil ich bald allen Raum brauchen werde, um von ganz andern Dingen zu erzählen, die sich in dieser Zeit ereignet haben.

Schon hatte die Kunde von der Februarrevolution in Paris die Welt durchflogen, schon ging auch durch Mitteleuropa ein Wehen, wie vor dem weiterziehenden Gewitter!

War es doch, als wäre auch in mein Leben ein frischer Hauch gedrungen, denn es war doch viel bewegter geworden und aus der völligen Vereinsamung herausgedrängt. Die erste Liebe gab mir den ersten Freund, den man in Wahrheit so nennen konnte. Aber auch andre vertraute Gestalten aus der Knabenzeit, aus den frohen Linzer Tagen waren noch in der zweiten Hälfte des Jahres 1847 wieder aufgetaucht.

Jener Gärtnerssohn, mit welchem ich „Theater gespielt", war nach Wien gekommen, wo er von seinem Vater in der Hof- und Staatsdruckerei untergebracht wurde, um das Setzerhandwerk zu er-

Digitized by Google

lernen. Er hatte mich sogleich aufgesucht und kam von da an fast jeden Sonntag auf ein Stündchen zu mir. Und eines Tages ließ sich bei mir ein junger Soldat melden, in welchem ich sogleich meinen guten Kameraden, meinen starken Freund, meinen Bayard und treuen Vasallen während der Volksschulzeit wieder erkannte. Man hatte ihn zum Militär genommen und sein Regiment war vor einigen Tagen in die Wiener Garnison eingerückt. Wir sahen uns nun wieder ab und zu, doch lang nicht so oft, daß unsre Intimität von ehedem sich ganz wieder hätte beleben können. Das kam zum Teile von den Verhältnissen und Entfernungen einer so großen Stadt; andrerseits konnte er mich nur in dienstfreien Stunden aufsuchen, ich ihm nicht immer Gehör schenken. Auch mußte ich, nachdem die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, mir doch eingestehen, daß er mir um vieles fremder geworden war, ja daß sich eigentlich zwischen mir und ihm eine tiefe Kluft aufgethan hatte. Mein Horizont hatte sich ja außerordentlich erweitert, während er so ziemlich auf dem Standpunkte der Normalschule stehen geblieben war. Ich fühlte mich dabei ein wenig unbehaglich, war aber viel zu gutmütig, ihm das merken zu lassen, ließ ihn im Gegenteile als guten Kerl und treugesinnten Menschen gelten und verdoppelte meine Herzlichkeit, um jene Kluft, wenn nicht zu überbrücken, so doch wenigstens zu verschleiern.

Aber auch in unserm Hause war es um vieles lebendiger geworden. Ein paar Schauspieler, mit welchen mein Vater in der Provinz zusammengewirkt und sich befreundet hatte, kamen nach Wien an das Karltheater und besuchten ihn. Es wurden Tarockpartien vereinbart, die bald bei uns, bald bei den Freunden stattfanden. Vorher oder dazwischen, bei Kaffee und Zigarre, wurde geplaudert und nun auch, wie es damals in der Luft zu liegen schien, politisiert.

Da horchte ich hoch auf, da hörte ich von dem dumpfen Drucke, der auf Oesterreich laste; von der chinesischen Mauer, durch die es von dem Fortschritte andrer Länder, besonders von allem geistigen Leben und dem Eindringen der Aufklärung, abgeschlossen werde; von der Zensur, die drakonisch und dabei oft blödsinnig ungeschickt ihres Amtes walte; von verbotenen Büchern, die dennoch eingeschmuggelt und mit Begier verschlungen würden; von der Unzufriedenheit, die sich eines großen Teiles der Bevölkerung bemächtigt habe; von der wachsenden Gärung unter den Studenten der Universität; von lebhaften Debatten im juridisch-politischen Leseverein; von dem nahen Zusammentritte der Landstände, von denen man Reformen erwarte oder fordern werde u. s. w.

Eines und das andre von den verpönten Büchern kam sogar

Digitized by Google

auch in unser Haus und fiel in meine Hände. Die „Spaziergänge eines Wiener Poeten", Herweghs „Freiheitslieder" und Silvio Pelico's „Le mie prigioni" (in deutscher Uebersetzung) hatte ich schon etwas früher gelesen. Auch mein Freund Sigmund erzählte mir manches, was sein Vater aus den Kreisen, mit denen er in Geschäftsverbindung stand, nach Hause gebracht hatte. Und so fingen denn schon da auch politische Fragen Gegenstand unsrer Gespräche zu werden an. Wie sich das alles vertrug mit dem eisernen Fleiße, den die Schulgegenstände erforderten, mit der Absorbierung meiner Zeit durch meine Studien, wie ich sie geschildert? — Hatte ich denn im Eifer nachgelassen? — Ein wenig wohl, wie ich gern eingestehen will. Ein erster Moment der Erschöpfung und des Nachlassens war allerdings eingetreten, aber ohne daß ich aufhörte, mich noch auf meiner Höhe zu behaupten. Es war mir nämlich doch auch vieles leichter geworden, ich hatte eine so starke Basis genommen, daß ich darauf mit weniger Anstrengung weiter bauen konnte. Auch waren in der fünften Klasse Gegenstände, die mich besonders interessierten: Poesie und Rhetorik, in den Vordergrund getreten. Den wesentlichsten Einfluß aber auf die verhältnismäßige Erleichterung unsrer Studien nahm der neue Professor, den wir bekommen hatten — der hochgebildete, liberal denkende und human gesinnte Othmar Helferstorfer, damals schon seines Rednertalentes wegen nebenbei Hofprediger, später Abt bei den Schotten, Landmarschall, Abgeordneter des Reichsrates und Mitglied der Delegationen, ein Mann, der, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, mit bemerkenswerter Klugheit und feinstem Takte zwischen den Parteien hindurch zu steuern und, ohne seinen geistlichen Stand zu verleugnen und sich in dieser Hinsicht Vorwürfe zuzuziehen, doch immer den gemäßigt Freisinnigen am nächsten zu stehen wußte und vor wenig Jahren, allgemein beliebt und verehrt, zu Grabe gegangen ist.

Dieser Mann konnte nun zwar den alten Schulplan auch nicht abschaffen und seinen Traditionen ganz zuwider handeln; aber er verstand es, durch klaren und geistvollen Vortrag das Verständnis zu erleichtern und, wo er dieses Verständnis fand — z. B. eine Regel in ihrem Geiste aufgefaßt und richtig angewendet sah — weise Nachsicht zu üben, wenn dem Gedächtnisse des Schülers zuweilen die Schlagfertigkeit versagte und er nicht alles wörtlich aus dem Buch hersagen konnte. Das Memorieren war ihm ja auch nicht ganz unwichtig, aber er legte nicht das Hauptgewicht darauf, wie sein Vorgänger nur zu sehr gethan.

Es ist mir unter so vielen traurigen eine freundliche Erinnerung, daß dieser Mann mir und meinem Freunde Sigmund Schlesinger —

Digitized by Google

dem Juden! — in Wahrhaftigkeit herzlich zugethan war, große Stücke auf uns hielt und in der Folge, unsres intimen Verhältnisses sich erfreuend, uns nicht selten „das edle Brüderpaar“ nannte. Wenn ich später im Leben ihm irgendwo begegnete, bewies mir sein Benehmen seine ungeschwächte Sympathie und als ich — zum allerletztenmal — auf dem Bahnhofe in Baden mit ihm zusammentraf, da legte der hochbetagte und hochgestellte Greis mir fast zärtlich die Hand auf die Schulter und schied mit den Worten: „Gott segne Sie!“

Der Morgen des 13. März brach an. Der Himmel war leicht umschleiert, aber alles versprach einen angenehmen, windstillen und trockenen Frühlingstag. Mit erwartungsvoller Unruhe und doch auch wachsender Sehnsucht hatte die Bevölkerung Wiens diesem Tage entgegengesehen, an welchem die Beratungen der Landstände ihren Anfang nehmen sollten.

Als ich vor acht Uhr, wie gewöhnlich, meine Behausung verließ, mich in das Schottengymnasium zu begeben, fand ich auf meinem Wege — vom Bürgerspital durch die Augustinergasse über den Josephs- und Michaelerplatz in die Herrengasse — die Physiognomie der Stadt noch wenig verändert, jene Plätze und Straßen nicht viel mehr als sonst belebt. Nach drei Stunden heimkehrend stieß ich aber schon überall auf dichte Gruppen, die überaus lebhaft debattierten und gestikulierten, ja in der Herrengasse vor dem Landhause geriet ich in solches Gedränge, daß ich mich nur mit Mühe hindurchwinden konnte. Dort waren besonders viele junge Leute versammelt, offenbar Studenten der Universität, die sich am aufgeregtesten gebärdeten. Ich blieb hier und dort stehen, lauschte auf dieses und jenes Wort, gelangte aber doch endlich, wenn auch etwas verspätet, nach Hause. Dann aber, nach dem Mittagsmahle, zur Nachmittagsschule aufbrechend, konnte ich nicht mehr ganz den gewohnten Weg nehmen, mußte besonders die Herrengasse, die von tumultuierendem Volk angefüllt und nicht weit von ihrem Ausgange gegen das Schottenthor hin von Militärabteilungen besetzt und abgesperrt war, durch Nebengäßchen förmlich umgehen.

Vor der Schottenkirche und vor dem Thore, das in den großen Schottenhof führt, traf ich viele meiner Kollegen und auch Schüler aus andern Klassen, die mich anhielten und mir sagten: „Ich möge nur wieder nach Hause gehen; es werde keine Nachmittagsschule abgehalten und das Gymnasium voraussichtlich auch in den nächsten Tagen geschlossen bleiben.“ — Ich begab mich aber nicht auf den

Digitized by Google

Heimweg, sondern blieb wie die andern stehen, den Gang der Dinge mit neugierigem Auge erwartend.

Wir konnten von unserem Standpunkte nicht nur die ganze Freiung bis zum Ausgange der Strauchgasse (einer kurzen, in die Herrengasse und zwar gerade auf das Landhaus zuführenden Seitengasse) und bis zum sogenannten „Heidenschusse", der zum „Hof" hinanführt, leicht übersehen, sondern den Blick auch in die Herrengasse hineinwerfen, bis zu dem Punkte, wo das Militär aufgestellt war — mit dem Rücken gegen uns, mit der Fronte dem Landhause zu.

Nach einer guten Weile sahen wir vom Schottenthore her den noch jungen Erzherzog Albrecht, der als Landeskommandierender von Niederösterreich auch die Wiener Garnison befehligte, von Adjutanten begleitet, dicht an uns vorüberkommen und die Freiung hinabreiten. Sein Gesicht war totenbleich. Durch die Volksgruppen, die sich auch hier gebildet hatten, ging bei seinem Anblicke ein dumpfes, für ihn in keinem Falle schmeichelhaftes Murmeln und Murren. — Plötzlich hielt er an — es sah aus, als habe er eine Nachricht erhalten oder einen Befehl gegeben; denn alsbald riß er sein Pferd herum und ritt um vieles rascher wieder zum Schottenthor hinaus.

Wenige Minuten gespannter Erwartung folgten diesem Vorgange. Da mit einemmal sprengte eine Eskadron Dragoner, die vor dem Schottenthore gehalten haben mußte, wie ein Sturm an uns vorüber, die Freiung hinab. — Ein Mann stürzt vom Pferde. Höhnender Jubelruf schlägt aus dem Volke auf. In diesem Augenblicke knattert in der Herrengasse eine Salve der Infanterie — und näher hinblickend sehen wir einen Wald von Stöcken, Latten, Stangen und andern improvisierten Waffen vor den feuernden Soldaten in die Lüfte geschwungen, offenbar von den Händen einer aus dem Landhaus herausbrechenden und der Strauchgasse zustrebenden wild empörten Menge, deren Geheul wie Donnerrollen an unser Ohr schlug. Durch die Strauchgasse wollten die rasend Gewordenen den Heidenschuß gewinnen und von da auf den Hof gelangen, um das bürgerliche Zeughaus zu stürmen, in welchem viele alte Gewehre aufbewahrt lagen. Am Ausgang der Strauchgasse auf die Freiung wurden sie aber von den Dragonern empfangen, die ihnen den Weg streitig machten oder die dennoch Durchbrechenden bis auf den Hof verfolgten, sofort und unablässig mit scharfer Klinge einhauend. Reichlich floß das Blut.

Eigentümlich war, daß wir blutjungen Leute vor dem Schottenhof (ich, der älteste, war um einen Tag weniger als siebzehn Jahre alt!) eigentlich von keinem Schrecken befallen wurden, wohl einen

Digitized by Google

Augenblick wie durch Ueberraschung gelähmt dastanden, bald aber eher einen magnetischen Zug nach dem Tumulte zu fühlten. In diesem Augenblicke standen — mein Vater und meine Mutter vor mir, die auf Umwegen eilig gekommen waren, mich aus dem Gymnasium abzuholen und in Sicherheit zu bringen. Ich folgte ihnen ohne Widerstreben, weil ich von allem, was ich gesehen und erlebt, noch wie betäubt und in mir selbst darüber noch nicht ganz klar geworden war.

Wir begaben uns über die Treppe des Schottenthores auf die Bastei und gingen rund um die ganze innere Stadt, durchaus über die Basteien, die sie damals noch umgaben bis zum Kärntnerthor, in dessen Nähe das Bürgerspital und unsre Wohnung lag. Die Stadt durchkreuzend wären wir nach jeder Richtung in Gedränge gekommen und auf Volkstumulte gestoßen. Mich diesen fernzuhalten war aber die eifrige Sorge meiner Eltern.

Ich hatte also an diesem Tage keine Gelegenheit mehr, Augenzeuge der sich entwickelnden Ereignisse zu sein, wohl aber Zeit und Muße, mich zu sammeln und darüber nachzudenken. Aus vielem; was ich schon während meines Aufenthaltes vor dem Schottenhof und auf dem Heimwege gehört, sowie aus den Nachrichten, die fort und fort durch Aus- und Eingehende bei uns und in der Nachbarschaft einliefen, gewann ich nach und nach ein ziemlich richtiges Bild der Bewegung und Situation. Vor dem Landhause und in den Höfen desselben war es schon im Laufe des Vormittags zu aufgeregten und aufregenden Scenen gekommen. Dort hatten sich namentlich die Studenten zusammengerottet, Dozenten oder den Fakultäten der Universität angehörige Männer, wie der edle Dr. Fischhof, auch viele Bürger hatten sich ihnen angeschlossen, auch einiges Volk nachdrängend, sich unter sie gemischt. Reden waren gehalten oder vorgelesen, kurze Debatten eröffnet, Deputationen zu den sich versammelnden Landständen hinaufgeschickt, rasche und energische Reformbeschlüsse von diesen verlangt worden und, wenn die nicht übelwollenden, aber zaghaften, meist alten Herren oben zögerten, wenn in die Burg gesandte Deputationen von ihnen zu lange ausblieben oder mit ungenügenden Bescheiden zurückkamen, schon arge Ausbrüche sich steigernder Ungeduld unten und auf der Straße draußen erfolgt. Immer erbitterter wurde die Stimmung, als man sich hingehalten sah oder glaubte, immer aufreizender und revolutionärer klangen die Reden, bis es endlich zu wahren Tumulten kam und von seiten des Militärs die ersten Schüsse fielen. Da flammte der Aufstand hellodernd empor, da begann jener „Kampf", dessen Anfang ich selbst

Digitized by Google

geschaut. „Kampf" — ein Ausdruck, der in allen Berichten und historischen Schriften gebraucht wird, eigentlich aber gar nicht am Platze ist, man müßte denn zu seiner Rechtfertigung anführen, daß es hier und dort einmal doch gelang, einen einhauenden Kavalleristen vom Pferde zu reißen und etwas unsanft zu behandeln — (erschlagen oder selbst nur arg beschädigt wurde nicht ein einziger). Denn höher gingen die Erfolge des Volkes nicht. Es war die wunderlichste Revolution, die es jemals gegeben hat. Denn, abgesehen von jenem ersten mißglückten Anlaufe, das bürgerliche Zeughaus zu nehmen, bestand der sogenannte Kampf im wesentlichen darin, daß unbewaffnetes oder so gut wie unbewaffnetes Volk sich zusammenrottete, Tumult machte, wilde Drohungen ausstieß und zu Thätlichkeiten übergehen zu wollen schien, doch alsbald, vom Militär auseinandergesprengt, sich an andern Punkten wieder sammelte, wieder tumultuierte und vozi-ferierte, um, abermals auseinandergejagt, anderswo abermals das gleiche Spiel zu erneuern — und daß die Wiener Garnison, auch wenn sie stärker gewesen wäre, diese Bewegung nicht zu ersticken im stande war, weil sie sonst alle Plätze und Straßen der Stadt fortwährend hätte besetzt halten müssen und gleichzeitig die Burg, die Ministerpalais und die öffentlichen Gebäude bewachend, auch die Vorstädte und Vororte nicht ganz aus den Augen verlieren durfte, in denen es auch schon unruhig zu werden begann. Genug, nicht eine Barrikade ist aufgebaut worden, nicht ein Schuß von Seite des Volkes gefallen, höchstens einige Stöcke wurden geschwungen, ein paar Steine geschleudert. Aber gleichviel! Ob man „gekämpft" oder nur etwas handgreiflich demonstrirt, der Heroismus derjenigen, die sich immer wieder sammelten, nur der Gewalt wichen, um ihr sofort wieder entgegenzutreten, der todbringenden Kugeln und Säbelhiebe nicht achtend, vor denen sie sich doch in ihre Löcher hätten verkriechen können, bleibt deshalb nicht minder bewunderungswürdig. Nur furchtbar und zwingend waren diese Vorgänge für die Gewalthaber eigentlich nicht. Und sie erschraken doch davor! Und die Folge ihres Erschreckens war, daß sie die Bewaffnung des Volkes, vor dem sie sich fürchteten, endlich selbst bewilligten — allerdings, wie es hieß, die Bewaffnung der „guten Bürger zur Aufrechthaltung der Ruhe, Ordnung und Sicherheit." So wurden denn die Gewehre des bürgerlichen Zeughauses noch am selben Abende unter die Studenten (die doch das eigentlich treibende Element dieser Revolution waren) und viele ehrenwerte Männer aus der gebildeten Welt, aber in dem wüsten Durcheinander auch an viele minder bekannte und verläßliche Leute verteilt.

Die Truppen hatte man zurückgezogen, die Patrouillen der Zivi-

Digitized by Google

listen gingen aber mit nicht wenig stolz erhobenem Haupte die ganze Nacht hin und wieder.

Die erste Forderung des Aufstandes: „Volksbewaffnung" war also erfüllt worden und weitere Konzessionen konnten nun, wie man sich sagte, nicht lange mehr ausbleiben. Wenn ich nicht irre, ist auch schon am selben Abende die Abdankung Metternichs, des verhaßten Trägers des ganzen verhaßten Systems der Unterdrückung, bekannt geworden. Das wirkte im hohen Grade beruhigend. Die wilden Straßenscenen hörten gänzlich auf, die Bewegung, geistiger werdend, zog sich in die geschlossenen Räume zurück, auf die Universität, wo Professoren sich berieten, Studentenkomites tagten, in den politisch-juridischen Leseverein und in andre Versammlungen. Deputationen gingen hin und her, Wünsche, Vorstellungen und Forderungen an den Stufen des Thrones niederzulegen, selbst einzelne angesehene Männer hatten sich schon tagsüber, selbst ohne Mandat, in die Hofburg gedrängt, ihre Wahrnehmungen, Ratschläge, Befürchtungen und Bitten hohen Orts anzubringen. Um vieles früher aber, noch vor der „Volksbewaffnung", noch in den Nachmittagsstunden und nicht sehr lang, nachdem ich mit meinen Eltern nach Hause zurückgekehrt war, also zur Zeit, wo noch alles in vollster Gärung war, rief ein beklagenswerter Vorfall, der, wie man sehen wird, auch auf mich heftigen Eindruck machte, in der ganzen Bevölkerung Wiens die größte Erbitterung hervor.

„Bürgermilitär heraus!" — Dieser Ruf war sofort ausgestoßen worden, nachdem das erste Blut geflossen war, ja schon früher hatte man den reaktionären, deshalb mehr als unbeliebten Bürgermeister Czapka vergeblich bestürmt, den Befehl zum Ausrücken desselben zu geben. Es existierten nämlich in Wien noch aus alter Zeit her einige Kompagnien uniformierter Bürger, aus den seßhaften, durch ihre Loyalität verläßlichsten gebildet. Dieses veraltete, verfallene und vernachlässigte Korps von — mit Schiller zu reden — Gevatter Schneidern und Handschuhmachern, so recht eigentlich nur das Spießbürgertum repräsentierend, konnte niemandem mehr imponieren oder gar furchtbar sein. Man erinnerte sich seiner auch nur mehr hin und wieder bei Paraden, Umzügen und Festlichkeiten, obwohl nach seinen Statuten gerade die Wahrung der Ruhe und Ordnung in der Stadt zu seinen Hauptaufgaben gehörte. Dennoch zögerte Bürgermeister Czapka mit der Einberufung, bis er sich völlig überzeugt hatte, daß Hof und Regierung nichts dagegen einzuwenden hatten. Dann erst erließ er den betreffenden Befehl. Aber nur langsam und spärlich sammelten sich diese Kompagnien. Ein Teil blieb in der inneren

Digitized by Google

Stadt, die übrigen wurden auf das Glacis hinausgeführt und neben den kaiserlichen Truppen aufgestellt, die dort bivouakierten und von dort operierten. Sie sahen sich also unmittelbar unter das militärische Oberkommando gestellt, worüber sie in nicht geringe Bestürzung gerieten; denn, wenn es in ihren Reihen auch gewiß keine Revolutionäre gab, so waren sie doch dem Volke nicht feindlich gesinnt und der Gedanke, vielleicht mit den Waffen gegen dasselbe einschreiten zu müssen, erfüllte sie mit Schrecken. Die höchste That aber, zu der sie sich würden aufgeschwungen haben, wäre wahrscheinlich gewesen, daß sie sich lieber aufgelöst, als auf die Studenten und andre Bürger gefeuert hätten. So viel ging wenigstens aus den Aeußerungen hervor, die in ihren Reihen laut wurden und die in den Berichten, z. B. in Heinrich Reschauers Geschichte dieser Zeit, als sehr „entschlossene" bezeichnet werden. Dennoch setzten beide Parteien auf diese ehrsamen Bürgersoldaten gewisse Hoffnungen. Der Hof dachte, sie würden, zwischen Militär und Volk gestellt, auf dieses beschwichtigend wirken und so die Bewegung ohne weiteres Blutvergießen dämpfen, während die Männer dieser Bewegung sich wieder dem Wahne hingaben, es würde im äußersten Falle ein Teil davon sich doch ermannen, zu ihnen schlagen und mit ihnen fechten. Zu einer ernsten Probe ist es nicht gekommen. Eine kleine Abteilung also dieser uniformierten Bürger marschierte in den späteren Nachmittagsstunden harmlos und friedlich über den Petersplatz, als plötzlich aus den Fenstern des Polizeigebäudes, welches sich dort befand, mehrere Schüsse fielen, deren einer den Bruder eines allgemein bekannten, geachteten und beliebten Bürgers (mit Namen Girardet, wenn ich nicht irre) in die Brust traf und tot zu Boden streckte. Furchtbar und allgemein war der Aufschrei über diesen „Verrat", mit unglaublicher Schnelligkeit ging die Kunde von dieser Unthat von Mund zu Mund und kam auch in unser Haus. Empört sprang ich auf und rannte zuerst ein paarmal aufgeregt im Zimmer auf und ab; dann einer plötzlichen Eingebung folgend, riß ich den Bodenschlüssel aus der Lade, in welcher er lag, stürzte hinaus, die Treppen empor in unsre Dachkammer, wo allerhand alte Sachen aufbewahrt lagen. Aus einer Kiste, welche ihn, wie ich wußte, barg, holte ich mit zitternder Hand einen alten, ehrwürdigen Säbel hervor, der einem Hauptmann der kaiserlichen Armee zur Zeit der napoleonischen Kriege angehört hatte und als Erbstück von seiner Stiefmutter, der Schwester jenes Hauptmannes, auf meinen Vater gekommen war, welcher ihn gern aufbewahrte. Denn es war eine wertvolle Waffe, deren vorzügliche, vom Griff hinab blau angelaufene und schön ciselierte Damascenerklinge

Digitized by Google

man oft vor mir bewundert und gelobt hatte. Diesen Säbel nahm ich mit mir hinab in die Wohnung und, zufällig allein im Zimmer, riß ich ihn aus der Scheide und schwang ihn prüfend über meinem Haupte, fuchtelte wohl auch eine Weile grimmig damit in der Luft herum, steckte ihn aber dann ruhig wieder in die Scheide und stellte ihn in einen Winkel, wo er mir schnell zur Hand war. Darauf beschränkte sich mein Heldentum an diesem Tage. Allein die Möglichkeit, daß auch ich an einem Kampfe, wenn er neu entbrennen sollte, mich mit beteiligen könnte, war doch zum erstenmale in meiner Seele erwacht. Es hat aber, wie schon geschildert, gegen Abend infolge der ersten Konzessionen eine beruhigtere Stimmung Platz gegriffen. Wenn man das Fenster öffnete und lauschte, ging zwar noch immer von Zeit zu Zeit ein eigentümliches entferntes Brausen verworrener Menschenstimmen durch die Lüfte, denn die halbe Bevölkerung blieb in den Straßen; aber es klang nicht mehr so wild wie früher, nicht mehr wie Sturmesgeheul, ja mitunter unterschied man ganz deutlich die Hochrufe, mit welchen vorbeimarschierende Studenten oder Bürger begrüßt wurden. Viele Häuser hatten der Sicherheit wegen beleuchtet. Es war ein fast feierlicher Moment — in der inneren Stadt.

Eine schauerliche Nacht aber brach herein in den entfernteren Teilen der Vorstädte und in den Vororten. Denn dort, unter dem Schirme der wachsenden Dunkelheit, war der Pöbel losgebrochen, der süße Pöbel, an dem es in keiner großen Stadt fehlt und dem sich auch die Armen und Elenden, die Verzweifelten jeder Art angeschlossen hatten. Denn auch der Märzrevolution in Wien, wie jener ersten großen französischen, war eine Zeit großer Not vorangegangen. Ohne Verständnis für die Vorgänge in der inneren Stadt, nur vom tollen Wahne befangen, die Fessel des Gesetzes sei zerbrochen, rotteten sich diese Unseligen zusammen, drangen in die Wohnungen der Reichen, insbesondere der Fabriksbesitzer ein und trieben manche Familie in angstvolle Flucht, plünderten, was sie zurückließ, griffen die Fabriken an und zerstörten sie, warfen Brand hinein; viehisch betrunken durch den Branntwein erbrochener Schänken, wälzten sich die wilden Haufen johlend durch die Straßen und begingen Gewaltthaten jeder Art — auch einen Akt entmenschter Grausamkeit. Als die Mautschranken an den Linien, wo die verhaßte Verzehrungssteuer eingehoben wurde, ein Opfer ihrer Wut, in Trümmer sanken, da fielen sie auch über die Finanzwachmänner her, mißhandelten und verfolgten sie. Einen derselben, der, wie man sagte, sich verteidigend aus der kleinen Kapelle vor der Mariahilfer Linie auf sie herausgeschossen hatte, ergriffen sie und ermordeten ihn grauenvoll, indem sie ihn auf angezündete Reisig-

Digitized by Google

bündel warfen und so lebendig verbrannten. Und so wüteten und exzedierten sie fort, bis Militär erschien und auf sie Feuer gab. Dann erst ergriffen sie, Tote und Verwundete zurücklassend, die Flucht.

Die Nachricht von diesen Vorgängen bewirkte noch in der Nacht eine Bewegung aus der inneren Stadt gegen die Vorstädte. Die nunmehr bewaffneten Studenten und Bürger, vielleicht sich erinnernd, unter welcher Bedingung man ihnen die Gewehre ausgeliefert hatte — „zur Wahrung der Ordnung und Sicherheit!" (freilich nur, um einen Vorwand für die eigene Schwäche zu finden!) — wollten das in sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen und mithelfen, dem Unfuge zu steuern. Sie entsendeten deshalb zahlreiche Abteilungen hinaus in die Vorstädte, warfen sich den Pöbelhorden entgegen, suchten sie zu beschwichtigen oder einzuschüchtern, trieben sie, wenn sie gewaltsam sich widersetzten, auseinander, verhafteten die Rädelsführer und die sich am wütendsten Gebärdenden und führten sie mit auf den Rücken gebundenen Händen in die Gefängnisse.

Und als es endlich Tag wurde und die Schreckniſse längst aufgehört hatten, da begann eine förmliche Wanderung der Neugierigen zu den Punkten, wo es am wildesten zugegangen war; denn alles wollte sich die Verwüstungen und andern Spuren der nächtlichen Exzesse ansehen. An manchen Blutlachen blieben die Gruppen nachdenklich stehen. Auch mein Vater machte einen Spaziergang hinaus und nahm mich mit. Es wurden noch immer Leute in Fesseln eingebracht. Mehrere dieser Unglücklichen, darunter auch zerlumpte Weiber, wurden an uns vorübergeführt inmitten der sie eskortierenden Studenten. Bei diesem Anblicke überkamen mich Gefühle, die mich selbst überraschten, befremdeten und fast erschreckten. Als ich diese verkommenen Menschen sah mit dem verglasten stieren Blick, den bleichen, abgemagerten Gesichtern, aus denen der Hunger zu sprechen schien, verbissene Wut und trostlose Verzweiflung in den Mienen, da konnte ich, so sehr auch ich ihre Frevel verdammte, mich eines gewissen Mitleids nicht erwehren und fast zürnte ich denen, die sie gefangen genommen, zürnte ihnen, aber ein wenig auch aus einem andern Grunde. Es tauchte in mir der Gedanke auf: ob es denn würdig, Handlangerdienste zu thun eben denselben Polizisten und Soldaten, deren Kugeln man noch Tags zuvor mit unbeschützter Brust ausgesetzt gewesen? — Besonders aber: ob es denn wohl gethan, dieses niedere Volk ganz zu zertreten, seinen Mut bis auf den letzten Funken auszulöschen, ob man es nicht noch brauchen werde, an seinen Zorn noch würde appellieren müssen, wenn

Digitized by Google

etwa die Machthaber ihre Zugeständnisse bereuen, ihre Energie wieder finden und sich entschließen sollten, diese Revolution doch noch im Blut zu ersticken? — Ob bei dem dann sich entzündenden, verzweifelten Kampfe dieses Volk, wenn man es allzu hart behandelt hatte, statt zu helfen, ja selbst nur durch seine rohen Ausbrüche eine treffliche Diversion zu machen, nicht vielmehr mit stumpfer Gleichgültigkeit der Vernichtung der besseren Klassen der Bevölkerung zusehen würde?

Dieses Gefühl, dessen ich mich deutlich erinnere, hat mir später, wenn ich seiner gedachte, beim Studium der großen französischen Revolution das Verständnis dafür sehr erleichtert, warum ihre edlen, doch auch klugen und thatkräftigen Führer den Akten der Gewalt und Grausamkeit, die schon ihren Anfang befleckten, so überaus ruhig und gelassen zusahen, sie wohl theoretisch tadelten, aber nicht die volle Entrüstung fanden, dagegen energisch einzuschreiten. Sie *wollten* das Volk nicht durch Strenge eingeschüchtert, weil sie voraus fühlten, daß sie es noch brauchen würden. Und sie *haben* es gebraucht. — Ebenso hätte man es wohl auch in Wien noch brauchen können und die Empfindung des angehenden Jünglings, in dem sich der erste politische Instinkt regte, um in der Folge mit den Ereignissen rasend schnell zu wachsen, war keine so völlig thörichte. Beweis dafür, daß nicht viele Stunden später Fürst Windischgrätz bei Hofe sich erbot, die ganze Bewegung noch jetzt niederzuwerfen, wenn man ihm unbeschränkte Vollmacht gebe. Man wagte aber nicht, sie ihm zu geben. Sein Anerbieten trug ihm nur den Haß der Wiener ein; denn von Mund zu Mund lief das Gerücht, er habe beabsichtigt, Wien zu bombardieren. Man schritt also im Sinne des eigentlich mehr schwachen und kranken, als gütigen Kaisers Ferdinand auf dem Wege der Konzessionen weiter fort. Der 14. März brachte die Aufhebung der Zensur und die Gewährung der Preßfreiheit.

„Ein herrliches Geburtstagsgeschenk für dich!“ rief mir mein Vater zu, der meine dichterischen Bestrebungen schon bemerkt und in meinen ersten dramatischen Versuchen viel Talent gefunden hatte. Ach! dieses Geburtstagsgeschenk hat mir nur wenig Glück gebracht!! Eine immer gehobenere und hoffnungsfreudigere Stimmung hatte sich der Bevölkerung bemächtigt. Nur die Erfüllung einer letzten großen Forderung stand noch aus, einer Forderung, die allerdings eigentlich *alle* Wünsche in sich barg. Als daher endlich — am 15. März große Plakate an allen Straßenecken verkündeten, der Kaiser habe seinen Völkern eine „Konstitution“ gewährt, da brach unbeschreiblicher Jubel aus. Wildfremde Menschen sanken einander auf offener Straße in die Arme und küßten sich unter Thränen der Freude

Digitized by Google

und Rührung. Hochrufe auf den Kaiser erschütterten die Luft, überströmendes und gewiß echtes Dankgefühl begrüßte ihn tausendstimmig, als er abends wie im Triumphe durch die festlich erleuchteten Straßen fuhr. Es war vielleicht der glücklichste Moment, den Wien erlebt!

Die Volksbewaffnung sollte geregelt werden; man hatte deshalb beschlossen, eine „Nationalgarde" nach französischem Muster zu bilden und militärisch zu organisieren. An bestimmten Punkten jedes Bezirks fanden die Anmeldungen, Einschreibungen in die Listen und die Einreihungen statt. Alles drängte sich zu den Tischen, an welchen unter freiem Himmel die zu diesem Zwecke bestimmten Kommissionen saßen. Auch die angesehensten und vornehmsten Männer, Würdenträger und Staatsbeamte ließen sich eintragen. Man sah es „oben" nicht ungern, daß auch so viel als möglich konservative Elemente sich der neuen Volkswehr beimischten und sie dadurch weniger gefährlich machten. Fast alle Hofschauspieler traten in die Nationalgarde ein. Auch mein Vater. Ich folgte ihm, als er sich einschreiben ließ. Wir hatten nicht weit zu gehen; denn die Kommission unsres Bezirks waltete ihres Amtes im großen Hofe des Bürgerspitals, nur wenige Schritte von unsrer Wohnung. Mein Vater wurde unbedenklich angenommen. Als aber ich nach ihm an den Tisch trat und in meinen Angaben beim „Alter" anlangte, da setzte der Kommissär unmutig die Feder ab und rief: „Wir werden gar noch die Kinder einreihen! Gehen Sie! Unter zwanzig Jahren wird niemand angenommen!" Sprach's — und wandte sich andern zu, während ich, beschämt darüber, trotz meiner hohen Gestalt und meinem schönen Vollbart als Knabe behandelt und abgewiesen zu sein, trübselig von dannen schlich. Die Signatur der Zeit, die nun folgte, eigentlich des ganzen Frühlings und Sommers, war: permanente Aufregung und Bewegung, mit jedem Tag wechselnde Stimmung, auf welche nicht nur die Ereignisse daheim und die Nachrichten von auswärts, nicht nur die Thaten oder — Unterlassungen der Regierung, nicht nur die politischen Journale, die nunmehr wie die Pilze nach dem Gewitter aus dem Boden aufschossen und auf allen Straßen von Kolporteuren ausgerufen und feilgeboten wurden, nicht nur die vielen agitierenden oder beschwichtigenden Volksredner, sondern auch jeder unerwartete Zufall, jedes leere oder tolle Gerücht Einfluß zu nehmen im stande war.

Die Organisierung und Uniformierung der Nationalgarde wurde energisch in Angriff genommen. Ueberall sah man marschieren und exerzieren, paradieren und Wache halten; alle Welt gab sich — an-

Digitized by Google

fangs mit Wollust — dem Soldatenspiele hin. Die Studierenden der Universität, die im Vereine mit den Technikern und den Schülern der Akademie bildender Künste die erste Legion bilden sollten, beschlossen, sich in ihrer Uniformierung von den übrigen Garden zu unterscheiden, indem sie als Kopfbedeckung nicht den Czako der Bürger, sondern den sogenannten Kalabreserhut mit auf der einen Seite aufgeschlagener Krempe und wallender schwarzer Feder wählten. So hübsch das kleidete und so sehr es also geeignet war, einem jugendlichen Auge zu gefallen, ich erinnre mich deutlich, daß es mir nicht gefiel. Wollten denn die Studenten — so frug ich mich — etwas andres sein, als freie Bürger, wie alle andern, wollten sie mehr — etwas Eigenes, Apartes sein? Steckte darin nicht etwas von Korps- und Kastengeist? Konnte das nicht verletzend wirken, konnte nicht aus diesem Unterschiede ein feindlicher Gegensatz werden?

Ich erwähne dieser meiner Reflexionen nur, um zu zeigen, wie leidenschaftlich ich schon im Anfange meiner Teilnahme an politischen Dingen an dem Prinzip der „Gleichheit" hing. Daß ich auch für „Freiheit" und „Brüderlichkeit" schwärmte, versteht sich nach meinen Antecedentien wohl von selbst. In Wahrheit war meine Besorgnis unbegründet und hat die schmucke, ein wenig theatralische Uniformierung den jungen Musensöhnen in den Augen der Bevölkerung keinen Schaden zugefügt — und wenn später wirklich zwischen akademischer Legion und einem Teile der Nationalgarde ein feindlicher Gegensatz entstand, so geschah es einerseits, weil jener Teil (zumeist aus den Bataillonen der innern Stadt bestehend) immer mehr in die konservative, ja reaktionäre Richtung geriet, hauptsächlich aber, weil die spätere Verbrüderung der Studenten mit den Arbeitern — dem „Proletariate", wie es hieß, die Klasse der Besitzenden stutzig machte und weil man deshalb alle die Unruhen, die immer schneller aufeinander folgten und der Nationalgarde auch einen immer anstrengenderen und ermüdenderen Dienst auferlegten, sie also mehr und mehr verstimmten, gewohnheitsmäßig stets auch mit dem Einflusse der Studenten zuschrieb — oft gar sehr mit Unrecht. Im Gegenteile haben sie, bei aller warmherzigen Parteinahme für die Armen und hart um ihr karges Brot Ringenden, in den meisten Fällen eher mäßigend, vermittelnd und versöhnend, als aufreizend auf sie eingewirkt. So hat zum Beispiele der sogenannte „Arbeiterkönig", ein Jurist Namens Willner, ein ausgezeichnet schöner Mann, welcher durch seine hohe, kraftvolle Gestalt, sein sonores Organ und sein biederes, treuherziges Wesen so großen Einfluß auf das niedere Volk gewann, daß man ihm jenen Spitznamen beilegte, seine Beredsamkeit und Macht beinahe

Digitized by Google

ausschließlich dazu gebraucht, Aufregungen zu beschwichtigen, Ausschreitungen zu verhindern.

Uebrigens ist die ganze Leitung der Bewegung — wofern man überhaupt von Leitung reden kann, wo oft genug nur plötzliche, aus der Situation entspringende Impulse die Massen aufjagten und trieben — schon sehr bald, schon nach den Maiereignissen, die ich nun bald erzählen werde, den Händen der Universität gänzlich entsunken, so daß man sie für alles, was weiter geschah, nicht mehr verantwortlich machen kann — sicher nicht in erster Linie; denn fortan befand sich die Studentenschaft meist nur in der Defensive oder schloß sich höchstens — und das nur teilweise — der Offensive *andrer* an.

Ganz abgesehen davon, daß damals, in den Flitterwochen der Freiheit, ein wahres Verbrüderungsfieber herrschte, alle Welt sich verbrüderte, ja oft die heterogensten Elemente sich momentan zu vereinigen schienen, war das Bündnis zwischen Universität und Proletariat im Grunde weder ein unedles noch unnatürliches; denn es hatte im wesentlichen die Bedeutung, daß die gebildete und großmütige Jugend sich der Stiefkinder des Glücks anzunehmen, für die Verbesserung ihres Loses, für ihre Gleichberechtigung als Menschen und Bürger einzutreten versprach, während die schwielenbedeckten, doch kräftigen Hände der Arbeiter sich zu dem Schwure erhoben: „Die Errungenschaften der Revolution, die man zumeist jener Jugend verdanken zu müssen glaubte, unter ihrer Führung mit zu verteidigen, *sie selbst* im Falle der Gefahr bis auf den letzten Blutstropfen zu schützen."

Diese Verbrüderung hatte aber auch die mißliche und nicht beabsichtigte Folge, daß der *weibliche* Teil des Proletariats für die edlen und dabei hübschen Jünglinge, die so gar nicht stolz waren, in einer Weise zu schwärmen anfing, die bei den ehrsamen Bürgern nicht wenig Anstoß und Aergernis erregte. Aber auch das wurde vielfach gehässig übertrieben. Die Musensöhne hatten ja zu allen Zeiten Glück bei den Mädchen aus dem Volk, und daß das heiße Blut der Jugend in jenen Tagen nicht träger durch die Adern floß, als sonst, ist wohl begreiflich.

Begreiflich und entschuldbar ist überhaupt, daß nach so langem, unerhörtem Drucke strengster Bevormundung und brutalster Polizeigewalt das plötzlich entfesselte Leben in jeder Richtung intensiver wurde.

Alles fühlte sich, alles rührte und regte sich, alles drängte aus der engen Behausung auf den offenen Markt hinaus; alles gab seiner Meinung und Anschauung, seinem Urteil und Rate, seinen

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF
Digitized by Google

Wünschen, Bedenken und Sorgen, seiner Begeisterung und seiner Entrüstung lauten und unverhohlenen Ausdruck.

Auch seiner Entrüstung! Das war das Schlimmste dabei. Denn wie von Bienenschwärmen summte es in allen Gassen, an allen Ecken und Enden bildeten sich Gruppen — vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Wenn nun in diese und ihre oft erregte oder auch nur angeheiterte Stimmung ein mißliebiger Name wie der Funke in die Pulvertonne fiel, der Name eines Mannes, welcher dem gestürzten System nahe gestanden, ihm gedient, es unterstützt hatte oder von dem man sich sagte, daß er der neuen Zeit mit Scheelsucht und Uebelwollen gegenüberstehe, oder der jüngst noch das in ihn gesetzte Vertrauen getäuscht, so entstand sofort das unabweisliche Bedürfnis, ihm die allgemeine „Verachtung" in eklatanter Weise kund zu geben.

So entstanden die „Katzenmusiken" (die mitunter wohl auch planmäßig veranstaltet wurden), deren greulichen, abscheulichen und ohrenzerreißenden Lärm man gehört haben muß, um den Schrecken zu begreifen, den sie erweckten. Und dennoch waren auch sie nicht so bösartig, als sie sich anhörten; denn geschehen ist dabei niemand etwas, ja es bewirkte sie mit jene Sucht nach einem „Jux", jene Lust an einer „Hetz", die dem Wiener so eigen und heute noch nicht ganz abhanden gekommen ist. Und so beteiligten sich denn viele an diesen excessiven Demonstrationen, ohne irgend etwas damit zu wollen als die eigene Belustigung.

Der Wiener Volkscharakter hat überhaupt auf diese ganze revolutionäre Periode empfindlichen Einfluß genommen — so hat später seine sprichwörtliche „Gemütlichkeit", welche nicht nur die eigene Energie paralysierte, sondern auch nie an den vollen Ernst des Gegners glauben wollte, vielfach geschadet.

Jene garstigen, jedenfalls verwerflichen Ständchen unter den Fenstern politisch Verpönter hatten aber doch eine sehr üble Folge; denn sie waren es vorzüglich, welche die Nationalgarde erbitterten und verstimmten, weil sie dieselbe zwangen, oft mitten in der Nacht auszurücken und doch Gewehr bei Fuß dem Skandale zuzusehen, bis er sich von selbst verlief, da man ja nicht gleich wollte dreinfeuern lassen, sondern nur bei der Hand sein, im „Notfalle" Eigentum und Leben eines Bedrohten zu schützen, wozu es aber niemals kam.

Eine der ärgsten von diesen Katzenmusiken war die mit jenen Tumulten verbundene, durch welche die Ligurianer, wie eine Filiale der Jesuiten genannt wurde, aus Wien vertrieben wurden. Es wäre gewiß ebenso unwahr als ungerecht, mit den Feinden der Freiheit zu

Digitized by Google

sagen, daß solche Ausschreitungen und Abscheulichkeiten untrennbar mit ihr verbunden sind. Sie sind es nur mit der plötzlich gewaltsam errungenen, noch ungewohnten, berauschenden — im guten und bösen Sinne berauschenden — vor allem aber sind sie es mit der noch gefährdeten, bedrohten, noch ängstlich zu bewachenden. Bedroht und gefährdet war sie aber in Oesterreich (eigentlich überall) nur zu bald wieder. Die sogenannte Camarilla mit ihren reaktionären Bestrebungen, ihrer im Verborgenen schon beginnenden, die Grundfesten der Freiheit unterwühlenden Minierarbeit, war leider kein leerer Wahn des Volks, kein toll Gerücht. In der nächsten Umgebung des Monarchen, in der kaiserlichen Familie selbst, unter dem Hofstaate, dem hohen Adel und der Generalität gab es einflußreiche und mächtige Personen genug, die sich allmählich zum Bunde gegen die neue Zeit zusammenschlossen. Man fing die Konzessionen, die man im ersten Schrecken sich hatte abtrotzen lassen, zu bereuen und zu bedauern an, man wollte anfangs wenigstens auf ihre Abschwächung hinarbeiten, auf eine Art von zu nichts oder doch nur zu wenig verbindenden Scheinkonstitutionalismus lossteuern, wie er in spätern Zeiten in mehr als einem Lande mit so wunderbarem Erfolge in Scene gesetzt werden konnte.

Das Volk war aber damals politisch noch sehr jung, noch nicht durch herbe Erfahrungen zur äußersten Genügsamkeit erzogen. Man wollte keine Phrasen, nichts bloß im Prinzip. Man wollte alles, was Vernunft und Natur, Freiheit und Recht erheischten, thatsächlich, wahrhaft, greifbar und gründlich. Indem man es auch ganz ohne jeden Uebergang wollte, beging man vielleicht einen Fehler der Ungeduld — wogegen aber auch wieder diejenigen recht haben mochten, die da meinten, wenn man sich mit gar zu Wenigem schon überglücklich und überschwenglich dankbar dafür zeige, so werden die „oben" sich vergnügt ins Fäustchen lachen und bald auch das Wenige illusorisch machen.

So kam es, daß die sehnsüchtig erharrte erste That des Ministeriums Pillersdorf, die Publizierung des die Preßfreiheit regelnden Preßgesetzes, allgemeine Unzufriedenheit hervorrief. Man fand viel zu viele Einschränkungen darin und war besonders darüber, daß Preßvergehen den Geschworenen entzogen und dem gewöhnlichen Landgerichte zugewiesen waren, so aufgebracht, daß man dieses Preßgesetz an vielen Orten unter Ausrufen der Entrüstung auf die Bajonette spießte.

Mit größter Spannung — zwischen erwachtem Mißtrauen und Hoffnung schwankend — sah man nun der verheißenen „Verfassung" entgegen, debattierte schon über sie, noch ehe sie vorlag, machte sich

Digitized by Google

ein Bild von ihr, wie sie sein sollte, dem dann die endlich wirklich gegebene nicht entsprach. Insbesondere verwarf man an dieser das „Zweikammersystem" (man wollte nur eine), vermißte in ihr die direkten Wahlen und das allgemeine Stimmrecht. Schließlich kam man dahin, überhaupt keine „gegebene", oder wie man sagte „oktroyierte" Verfassung zu wollen, sondern einen konstituierenden Reichstag zu verlangen, der eine Konstitution nach den Bedürfnissen und Wünschen des österreichischen Volkes erst ausarbeiten sollte.

Das war aber eine sehr schwierige Aufgabe; denn es gab ja eigentlich kein österreichisches Volk, sondern nur eine Menge von Nationalitäten, welche nur durch die gemeinsame Krone und lang gewohntes Zusammensein, dem immer auch manche Interessengemeinschaft entspringt, miteinander verbunden waren, deren Bedürfnisse und Wünsche aber doch sehr verschieden, deren Wünsche insbesondere mitunter einander geradezu entgegengesetzt waren.

Auf die Ungarn brauchte man dabei allerdings keine Rücksicht zu nehmen; denn diese hatten, den günstigen Moment der Wiener Revolution benützend, mit ungestümer Forderung ein eigenes Ministerium durchgesetzt und sich dadurch gewissermaßen von Oesterreich losgetrennt, einen Staat im Staate gebildet, der mit Oesterreich eigentlich nur mehr durch die Personalunion zusammenhing. Die Ungarn hatten übrigens von jeher eine Sonderstellung inne gehabt und eine alte Verfassung besessen, die selbst während der allgemeinen Verfinsterung und Unterdrückung, in den Zeiten Metternichs, der heiligen Allianz und des alleinseligmachenden Absolutismus nicht zu existieren aufhörte und in einem Reichstag gipfelte, dem ganz wesentliche Befugnisse zustanden, wie das Geld- und Rekrutenbewilligungsrecht. Darauf stolz zu sein waren die Ungarn voll berechtigt. Sie waren überhaupt das politisch reifste und thatkräftigste Volk in Oesterreich, dessen starkes — oft zu starkes Nationalgefühl mit ihrer nicht minderen Freiheitsliebe beinahe identisch war. Sie waren daher bei uns zur Führerrolle sehr berufen, was leider mehr als ein Jahrzehnt später beim Wiedererwachen des politischen Lebens und in den Anfängen der neuen konstitutionellen Aera insbesondere von den deutschen Zentralisten so unselig verkannt wurde.

Die Ungarn also konstituierten sich selbst.

Wie verworren aber, wie gegensätzlich, ja wie unfreundlich mitunter war das Verhältnis der andern Nationalitäten zu einander!!

Die Polen, von neuer Hoffnung auf die Wiederherstellung ihres alten, nie aufgegebenen Vaterlandes erfüllt und stets bereit für dessen Erhebung die Waffen zu ergreifen, betrachteten sich nur noch als

Digitized by Google

„einstweilen" zu Oesterreich gehörig und empfanden für dessen weitere Schicksale sehr kühl, ja thaten eigentlich nur mit, um die Freiheit im allgemeinen zu fördern, von der auch sie Vorteile für ihre Sache erwarteten, und um die Bewegung, die nach ihrer Idee auch noch weiter nach Osten um sich greifen sollte, nicht stille stehen zu lassen.

Aber auch unter den Deutschen, besonders in den Städten, zumal in Wien, am intensivsten in der studierenden Jugend, war das Nationalgefühl aufgewacht. Alles schmückte sich mit der schwarz-rot-goldnen Kokarde und Bändern — auch ich.

Draußen im ehemaligen Reiche hatte es ja auch Revolutionen und Revolutiönchen gegeben, in Berlin gar einen regelrechten Straßenkampf, und ein deutsches Parlament, welches an die Stelle des alten, morschen Bundestages treten sollte, war in Aussicht gestellt. Das alles betraf ja auch uns; denn auch wir gehörten ja zum Deutschen Bunde.

Und dieses Auflodern des Deutschtums wurde anfangs nicht einmal gar so scheel von oben angesehen, weil man, eifersüchtig auf Preußen, diesem nicht den Vortritt in nationalen Dingen gönnen wollte und weil die Traditionen des Hauses Habsburg ja auch auf Deutschland hinwiesen.

Nur fingen die Nationalgesinnten in ihrer großen Mehrheit bald an, Deutschland weit voran, Oesterreich zurückzusetzen und die Verhältnisse des letzteren so geordnet zu wollen, wie sie zu der Zusammengehörigkeit mit Deutschland am besten stimmten.

Das aber brachte die Slaven in Harnisch, welche in Oesterreichs deutschen Bundesländern mitunter sehr zahlreich lebten (wie in Böhmen, wo sie sogar die Majorität bildeten).

Diese wollten begreiflicherweise von Deutschland und einem noch festeren Anschluß an dasselbe nichts wissen, sondern ein vorwiegend slavisches Oesterreich gegründet haben, ja die Heftigeren fingen sogar schon an, mit der panslavistischen Idee zu liebäugeln. In Böhmen spaltete sich die Bevölkerung in zwei feindliche Heerlager.

Und nun gar die italienischen Provinzen Oesterreichs, die Lombardei und Venetien!! —

Die befanden sich im offenen, bewaffneten Aufstande.

Nach fünftägigem, mörderischem Barrikadenkampfe hatte Radetzky Mailand räumen und sich bis Verona zurückziehen müssen, wo er Verstärkungen an sich zog und die Armee organisierte, mit welcher er wieder ins Feld zu rücken gedachte, während der Sardenkönig mit seinen Scharen, von den Lombarden zu Hilfe gerufen, seinen Einzug in ihre Hauptstadt hielt.

Digitized by Google

Auf die Nachricht von diesen Ereignissen kam doch auch in Wien — stärker noch in den Provinzen — das Oesterreichertum in einige Wallung. Es hatte ja auch keineswegs zu existieren aufgehört. Abgesehen vom Militär, der Aristokratie und allem, was mit dem Hofe in Verbindung stand, schwur zu ihm ja noch das ganze Heer der Staatsbeamten und sehr viele aus dem wohlhabenden Bürger- und Gewerbestande waren sogar eingefleischte Altösterreicher. Diese Partei wurde kurzweg die schwarzgelbe genannt, doch nur, weil sie vornehmlich aus Konservativen und Reaktionären bestand, wurden jene Farben des Kaisers und Reiches zum Spottworte der Zeit.

Aber auch ein beträchtlicher Teil des gemeinen Volkes, dem ein deutsches Nationalgefühl noch etwas Neues und Fremdes war, bekannte sich noch zu Oesterreich, schon aus alter, wenn auch gedankenloser Anhänglichkeit an den Kaiser.

Ja selbst Liberale und Deutschnationale meinten ihre Pflichten gegen das „engere" und „weitere" Vaterland versöhnen, miteinander in Einklang bringen zu können. Nicht einmal unter den Studenten fehlte es an solchen, die gegen die Welschen ergrimmt waren, weil diese mit dem Rufe „Morte ai Tedeschi" in den Kampf gingen und auch Südtirol bedrohten, auch dieses Land, welches schon in altersgrauen Zeiten zum deutschen Reich gehört hatte, für Italien reklamierten.

Groß war auch die Zahl derjenigen, die da meinten: nachdem ein auswärtiger Feind sich in den Streit gemengt, müsse vor allem Oesterreichs Fahne hochgehalten, seine Waffenehre gewahrt werden. Am empfindlichsten traf die herrschende Aufregung und Erbitterung die armen italienischen Sänger, die eben in Wien angelangt waren, um die alljährlich zur Frühlingszeit im Kärntnerthortheater übliche Stagione zu eröffnen.

Wütend riß man die Zettel von den Straßenecken herab, in denen die erste italienische Oper angekündigt wurde und Impresario wie Truppe mußten schleunigst ihre Koffer wieder packen.

Diese Stimmung benützend, eröffnete die Regierung in allen Vorstädten Werbebureaus und forderte zum freiwilligen Eintritt in das kaiserliche Heer auf. Der Zulauf war ein ziemlich starker. Besonders eine gewisse Jugend der entfernteren Vorstädte und Vororte, die „Lauten" und „Feschen" von Lerchenfeld und vom Thuri, meist wüste, verkommene, arbeitsscheue, aber rauflustige Burschen, die man in Wien mit dem gemeinsamen Namen „Kappelbuben" bezeichnete, gingen in Schwärmen hin und mancher brave, aber arme Kerl, der bei den schlechten Zeiten nichts zu leben hatte, schloß sich ihnen an. Selbst-

Digitized by Google

verständlich stellten sich auch bessere Elemente ein, Söhne hochkonservativer Familien, die man lieber im kaiserlichen Heere, als der revolutionären Ansteckungsgefahr ausgesetzt sehen wollte. Aber auch von der Universität zogen unter Adolf Pichlers, des später bekannten Dichters, Führung die Tiroler aus, um ihre Heimat gegen die Angriffe italienischer Freischaren verteidigen zu helfen.

Alle diese Vorgänge machten auf mich einen sehr peinlichen Eindruck; denn ich wendete meine ganze Sympathie den Italienern zu. Was thaten sie denn auch anders, als was in jüngster Zeit fast alle Völker, ja was wir selbst eben gethan? Ja waren sie nicht noch viel berechtigter, als wir, da sie sich gegen die Unterdrückung durch Fremde auflehnten, während wir es nur mit der heimischen zu thun hatten? Und was erstrebten sie denn andres für ihr Vaterland, als was wir für Deutschland ersehnten: die Einheit und Freiheit? Wozu noch kam, daß Oesterreich nicht nur die ihm zugefallenen Provinzen einem militärischen Regiment unterwarf, ohne das sie nicht mehr festzuhalten waren, sondern auch auf der ganzen appenninischen Halbinsel jeden Druck, jede Mißwirtschaft, die abscheulichste Tyrannei und die finsterste Pfaffenherrschaft unter den Schutz seiner Bajonette gestellt, jede freiere Regung im Keime erstickt und also mit Recht sich tief verhaßt gemacht hatte. Meine Wünsche waren daher von allem Anfange an nicht mit den Fahnen Radetzkys. Und meine Gefühle wurden gewiß schon damals von vielen geteilt — in der Folge aber von sehr vielen, wie die Thatsache beweist, daß einige Wochen später die abermals aufgerichteten Werbehütten von den Arbeitern in Trümmer geschlagen wurden, ohne daß sich darüber eine stark ersichtliche Entrüstung kundgab.

Nicht nur die Wiener Freiwilligen marschierten aus, auch ein Teil der Garnison von Wien erhielt Befehl, aufzubrechen und zu Radetzky zu stoßen, darunter das Regiment, welchem mein erster starker Freund, der „gute Kamerad" von Linz als Korporal angehörte. Ich hatte ihn lange nicht gesehen und nun kam er, mir unsre nahe Trennung anzukündigen. Obwohl, wie schon erzählt, das alte intime Verhältnis aus der Volksschulzeit sich nicht wieder eingestellt hatte, war ich doch betrübt — war es doppelt, weil er Gefahren entgegenging und weil er sich für eine Sache schlagen mußte, die ich verwarf. Von diesem zweiten Motiv meines Bedauerns ließ ich ihn aber nichts merken. Nicht etwa, daß ich den Mut meiner Ueberzeugung nicht gehabt hätte! Wozu aber sollte es frommen? Im besten Falle, ihm das Herz schwer zu machen, da, was für ihn unabwendbar war, ja doch geschehen mußte. Zu einem Gesinnungs-

Digitized by Google

austausch kam es also nicht zwischen uns. Er machte mir übrigens den Eindruck, als ob er allem ziemlich stumpf und gleichgültig gegenüberstehe und nichts als ein „pflichtgetreuer" gehorsamer Soldat sein wollte. Er nahm noch keinen Abschied von mir, sondern lud mich ein, am nächsten Tage, dem letzten vor dem Abmarsch, auf die Türkenschanze hinauszukommen, wo er auf der Wache beim „Pulverturm" sein werde. Ich sagte zu und hielt auch Wort. Und so erlebte ich denn auf den damals noch sehr wüsten, unwirtlichen, fast kahlen und sandigen Hügeln, welche die sogenannte Türkenschanze bildeten und einer verfallenen Schanze in der That am ähnlichsten sahen, vor einer Kantine nächst dem Pulverturm, der ungefähr an der Stelle der heutigen neuen Sternwarte oder doch nicht entfernt davon stand, einen eigentümlich bewegten, interessanten und poetischen Abend.

Da auch zu den andern Soldaten Bekannte und Freunde aus der Stadt gekommen waren, so entwickelten sich die Scenen in und vor der Kantine zu einem kleinen Gelage. Im Angesichte Wiens und der vom Abendsonnengold verklärten Berge des Wienerwaldes klangen die Gläser zusammen, trank man einander zu: „Auf gutes Glück und gutes Wiedersehen!" — Wenn auf „Sieg!" angestoßen wurde, stimmte ich nicht mit ein, was in der allgemeinen Benebelung und Rührung gar nicht bemerkt wurde. Da floß auch mancher Gulden meines Geldes, in Wein verwandelt, durch die erhitzten Kehlen. Ich hatte nämlich, was ich an Taschengeld und Ersparnissen noch besaß, zu mir gesteckt und wollte mich freigebig zeigen. Auch gönnte ich den armen Teufeln die Lust des Augenblicks bei dem Gedanken, daß mancher wohl nicht wiederkehren würde. Einer, der sich besonders laut gebärdete, gar zu oft und hastig das Glas leerte, machte mir fast den Eindruck, als wollte er denselben Gedanken verscheuchen. Nicht weit von mir saß ein Soldatenliebchen auf ihres Trauten Schoß, abwechselnd ihn umhalsend und weinend. Die meisten aber waren guten Mutes und manches kecke Soldaten- oder lustige Volkslied klang weithin durch die stillen milden Lüfte.

Es blieb von meiner Barschaft noch ein ansehnlicher Rest, den ich dem Freunde beim Abschied in die Hand drücken konnte, nachdem ich ihn, von dem mir ungewohnten Getränk auch ein wenig angeheitert und doppelt tief ergriffen, öfter als nötig, an meine Brust gedrückt hatte. Endlich den Abhang hinabeilend, sah ich mich oft und immer wieder um nach ihm, mit dem Taschentuche winkend, bis ihn die sinkende Dämmerung meinen Blicken ganz entzog. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Und besser wär's gewesen, wenn ich auch nie mehr etwas von ihm gehört hätte!

Digitized by Google

Ich sagte, daß ich ein wenig angeheitert war. Ich hätte sagen sollen, „ein ganz klein wenig“. Der erste veritable Rausch — zugleich der letzte und einzige, den ich im Leben gehabt — war einem andern Momente dieses Jahres vorbehalten.

Alles, was wehrfähig war, stand nun in Waffen; die einen, um den äußeren Feind und die Rebellen, die ihn hereingerufen hatten, zu bekämpfen — die andern, um die junge Freiheit zu schützen und zu verteidigen.

Nur wir allein sahen uns ausgeschlossen und zur Unthätigkeit verurteilt — wir älteren und reiferen Schüler des Gymnasiums. Viele davon waren zwar nicht so hochgewachsen, aber viel derber und kräftiger als ich, und hätten es mit den meisten zarten Bürschchen des philosophischen Korps wohl aufnehmen können. Wir beschlossen daher, da man uns in die Nationalgarde nicht aufgenommen hatte, den Versuch, unsre Einreihung in die akademische Legion zu erwirken, und richteten zu diesem Zwecke ein Gesuch an das Ministerium. Ich selbst war der Anregung dazu ferne gestanden, doch aufgefordert, mich anzuschließen, that ich es gerne und wurde nun in die Deputation gewählt, welche die geeigneten Schritte thun und die Sache persönlich vertreten sollte. Wir mußten uns beeilen, wenn wir rechtzeitig kampfbereit sein wollten; denn die Aufregung der Bevölkerung steigerte sich von Tag zu Tag und allenthalben tauchten Zeichen auf, die das Herannahen eines neuen revolutionären Sturmes verkündeten.

Sowohl das Studentenkomitee, als das Zentralkomitee der Nationalgarde, aus Delegirten der Garde und der Legion bestehend, hatten von zahlreichen Unterschriften bedeckte Petitionen an das Ministerium eingereicht, welche im wesentlichen zwar nicht die Zurücknahme der oktroyierten Verfassung, wohl aber ihre Modifizierung in liberalem Sinne und die sofortige Einberufung des Reichstages auf Grund eines freisinnigeren Wahlgesetzes forderten. Ueber diese Petitionen wären Garde und Legion beinahe in Unfrieden geraten, weil die der ersteren in Ton und Wünschen viel gemäßigter, die der letzteren viel energischer gehalten war. Da aber die Regierung die eine wie die andre keiner Berücksichtigung würdigte, so bewirkte die darüber entstandene Erbitterung rasch wieder allgemeine Versöhnung und Eintracht. Aber auch eine große Volksversammlung war im Odeonsaale abgehalten worden, in welcher Dr. Schütte, ein aus Deutschland gekommener politischer Redner und Agitator, das Wort führte.

In dieser Versammlung wurde die gegebene ungenügende Verfassung gänzlich verworfen und ein konstituierender, ohne jeden Zensus

Digitized by Google

erwählter Reichstag trotzig gefordert. Auch diese Petition wurde in kurzer Zeit mit 20000 Unterschriften versehen. Dr. Schütte hatte aber bei dieser Gelegenheit auch zum erstenmal das Wort „Sturmpetition" unter die Menge geworfen und damit eine vielfach zündende Wirkung geübt. (Indessen verstand man darunter vorläufig nur einen Massenzug Unbewaffneter in die Burg.)

Mit dieser Petition machte die Regierung noch weniger Federlesens, ja sie packte unter dem Beifall aller „Gutgesinnten" und Philister ihren Urheber, den famosen Dr. Schütte, beim Kragen und ließ ihn als „fremden Aufwiegler" unsanft über die Grenze bringen. Dieser Eingriff in die persönliche Freiheit, „dieser Gewaltakt polizeilicher Willkür", diese Behandlung eines Deutschen als Fremden, den man ausweisen durfte, rief nicht geringe Entrüstung hervor.

Aber auch die Regierung befand sich begreiflicherweise in sehr gereizter Stimmung und plante sogar die Aufhebung des Zentralkomitees der Nationalgarde. Der oberste Kommandant derselben, Graf Hoyos, erließ einen Tagesbefehl, in welchem er die Einmischung des Zentralkomitees in politische Dinge für unstatthaft und ungesetzlich erklärte und auf das strengste tadelte. Dieser Tagesbefehl hat besonders viel böses Blut gemacht. Die große Mehrheit der Bevölkerung von Wien nahm eine immer drohendere Haltung an.

Und unter diesen Umständen betrieben wir Gymnasialschüler unsre Einreihung in die akademische Legion bei einem Ministerium, welches wahrscheinlich schon damals lieber die ganze zu allen Teufeln gejagt, als sie verstärkt hätte. Noch mehr! Wir wurden empfangen und gar nicht unfreundlich aufgenommen. Es klingt wie ein komisches Märchen. Und vielleicht waren wir auch die komischen Figuren in diesem ernsten Augenblick.

Es war am 13. Mai, also achtundvierzig Stunden vor der „Sturmpetition", als wir uns zur Audienz bei den Ministern einfanden. Zuerst bei dem Minister des Innern, Freiherrn von Pillersdorf. Dieser war sogar sehr leutselig und sagte: „Er habe gegen die Erfüllung unsres Wunsches gar nichts einzuwenden; von ihm allein hänge sie aber doch nicht ab; wir möchten uns zu Baron Sommaruga begeben und ihn um seine Zustimmung bitten." Ich weiß mich nun zwar nicht mehr genau daran zu erinnern, ob Sommaruga, der eben erst das Justizministerium übernommen hatte, vielleicht provisorisch auch das Unterrichtsportefeuille behalten hatte — denn was hätte er sonst mit unsrer Sache zu thun gehabt? — Ich besinne mich, wie gesagt, nicht darauf. Thatsache aber ist, daß wir zu ihm geschickt wurden, daß auch er sich recht liebenswürdig

Digitized by Google

zeigte, uns aber fast mit denselben Worten, wie Pillersdorf, abermals weiter wies. Er meinte nämlich, daß unsre Aufnahme in die Legion doch in erster Linie von dem Kommando derselben abhänge, wir möchten uns also zunächst zu dem Kommandanten des philosophischen Korps, einem Herrn von Czedik, verfügen und vor allen diesen für uns zu gewinnen suchen, da unsre Einreihung, wenn überhaupt, doch in das philosophische Korps stattfinden müßte. Also weiter zu Herrn von Czedik! Ich weiß nur mehr, daß dieser durch seine überaus vorteilhafte, durch die schmucke Legionsuniform noch gehobene Erscheinung einen großen Eindruck auf mich machte, daß er uns wohlwollend auf die Schultern klopfte und unsre Absicht eine brave nannte, zuletzt aber sagte, er allein könne uns nicht aufnehmen, er müsse eine Beratung und Beschlußfassung über unsre Wünsche veranlassen; wir sollten den andern Tag wieder kommen und uns den Bescheid holen.

Wir kamen wieder — und der Bescheid lautete kurz und bündig: man habe beschlossen, uns — nicht einzureihen. Man hatte uns also nur an der Nase herumgezogen und ließ uns nun mit der verlängerten abziehen. Meine Mitdeputierten waren fuchsteufelswild. Ich aber sagte mir im stillen: Wen kann man denn eigentlich verhindern, für die Freiheit zu kämpfen, wenn er es will? Wozu die Uniform und das Soldatenspiel? — Waffen waren allerdings dazu nötig und ich sah wohl ein, daß ich mit meiner schönen Damascenerklinge in einem Straßenkampfe, vielleicht auf Barrikaden nicht die beste Figur spielen würde und daß ein Schießgewehr mir unentbehrlich sei. Wie mir ein solches verschaffen? Ich sann darüber nach und erinnerte mich einer alten Tante aus der Verwandtschaft meines Vaters, die ein paar Jagdflinten besaß, welche von ihren erwachsenen Söhnen zur Herbstzeit, ihrem Zwecke entsprechend, benützt wurden. Eine dieser Flinten wollte ich mir ausleihen. Aber unter welchem Vorwande? — Man konnte sagen, daß ich Gelegenheit habe, im Garten eines Freundes mich mit Schießen nach der Scheibe zu vergnügen. Diese Lüge der alten, arglosen Frau persönlich vorzutragen, konnte ich mich aber nicht entschließen und betraute deshalb mit dieser Mission — meine Mutter. Die Aermste lebte in dieser ganzen aufgeregten Zeit in einem qualvollen Zwiespalt ihrer Gefühle. Da sie zu jenen Frauen Wiens gehörte, die damals für die neue Freiheit und ihre jungen Helden wahrhaft schwärmten, so hätte sie gerne und mit Stolz auch in mir einen derselben gesehen, wenn nur nicht auch Gefahr dabei gewesen wäre. Die Angst um mich sprach ihr in innerster Seele zu, mich möglichst abzuhalten. Da sie sich aber bald

Digitized by Google

überzeugte, daß ich mich nicht würde abhalten lassen, so dominierte wieder das erstere Gefühl — und so ging sie denn, schweren Herzens, zu jener Tante hin und brachte mir mit traurigem Triumphe das gewünschte Gewehr. Pulver und Blei hatte ich mir bereits verschafft. So gerüstet sah ich nun den Ereignissen entgegen. Sie kamen schneller, als ich denken konnte. Schon tags zuvor, mehr noch an demselben Tage, dem 14. Mai, war es sehr unruhig geworden in Wien. Ein Gerücht durchlief die Stadt, daß mit der Auflösung des Zentralkomitees nun Ernst gemacht werden sollte, und daß die Regierung im Falle der Notwendigkeit auch vor Gewaltakten nicht zurückschrecken würde. An allen öffentlichen Plätzen bildeten sich aufgeregte Gruppen. Man hörte, daß die Garnison in den Kasernen konsigniert sei. Die Arbeiter in den Vorstädten machten Miene, in Massen nach der Stadt und zur Universität zu ziehen. Darauf rückten die Truppen aus und stellten sich wie in Schlachtordnung auf dem Glacis auf, das hatte wieder die Folge, daß auch die Nationalgarden sich in ihren Standquartieren versammelten.

So mißtraute man sich gegenseitig, beobachtete sich — vorläufig Gewehr bei Fuß — und niemand wußte recht, welcher Teil der herausfordernde sei. Es blieb aber still — die Arbeiter machten keine Bewegung und, des Harrens müde, kehrten die Truppen in ihre Kasernen, die Bürger in ihre Wohnungen zurück. Doch wurde für den nächsten Tag eine große Versammlung in der Aula angesagt, zu welcher nicht nur alle Studenten, sondern auch die Nationalgarden eingeladen waren. Eigentlich gab sich alle Welt ein Rendezvous auf der Universität. Dort sollten die Maßregeln beschlossen werden, welche den Absichten der Regierung entgegenzusetzen wären.

Es war ein sonnig heiterer Tag, der einen wunderbar schönen Abend versprach. Zudem war es, wenn ich mich recht entsinne, ein Sonntag. Alles lechzte nach Erholung. Hunderte von Menschen strömten hinaus vor die Linien, sich in den Wirtshäusern beim Heurigen oder Biere gütlich zu thun. Meine Kollegen, die mit mir „Deputation“ gespielt hatten, forderten mich auf, auch einen Spaziergang mit ihnen zu machen. Sie wollten hinaus nach Fünfhaus in die große Bierhalle. „Dort werde es heute hoch hergehen; dort würden sich viele Studenten und Garden der benachbarten Bezirke einfinden; dort werde man am besten die herrschende Stimmung kennen lernen und vielleicht erfahren, was für morgen im Werke sei?“ — Wir machten uns also auf den Weg und kamen noch so früh, daß wir den großen Garten noch ziemlich leer fanden. Wir setzten uns an das Ende eines langen Tisches und ließen uns jeder ein Glas

Digitized by Google

Bier geben. Dieses Glas, nach dem damaligen Maße ein Seidel, leerte ich langsam in mehreren Absätzen und hatte, da ich in meinem ganzen Leben noch nie mehr getrunken hatte, gar nicht die Absicht, mir ein zweites geben zu lassen, sah mich aber endlich doch dazu genötigt, da die Zeit verstrich, meine Freunde sich schon wiederholt hatten einschenken lassen und die Kellner mir gegenüber immer zudringlicher wurden. Damit aber sollte es genug sein; es schmeckte mir auch nicht mehr und ich ließ nun die Hälfte ruhig vor mir stehen, damit das Kellnerfalkenauge ja kein leeres Glas mehr entdecke. Allein ich hatte die Rechnung — nicht ohne den Wirt, aber ohne die Gäste gemacht. Allmählich hatte sich der Garten gefüllt und auch unser Tisch wurde nun dicht besetzt von einem Schwarme Nationalgarden. Kaum hatten sie die Kalabreser auf unsern Häuptern erblickt, als sie uns freudig begrüßten, umringten, uns die Hände kräftig schüttelten, uns von unsern Plätzen wegzogen und in ihre Mitte nahmen. Wir trugen nämlich alle jenen Hut, die Legionsuniform teilweise schon antizipierend — auch ich, der ich dies Sonderzeichen innerlich getadelt hatte. O Inkonsequenz! Uebrigens trugen ihn fast alle jungen Leute in Wien, mitunter recht fragwürdige Personen. Wir aber mochten doch das Aussehen richtiger Studenten haben, was wir in embryo und spe ja doch auch waren. Man machte sich also ein Vergnügen daraus, uns zu fetieren. „Bier her!" tönte der gewaltige Kommandoruf. Es waren unter den Neuangekommenen ein paar reiche Bürgersöhne, die alles freihalten wollten. Und in riesigen Humpen wurde die Gabe des Gambrinus herbeigeschleppt — und unaufhörlich gingen die Gläser im Kreise, wurden geleert und wieder gefüllt und abermals angestoßen; denn Toaste wurden ausgebracht, Vivats und Pereats. Und wehe dem, der nicht Bescheid gethan haben würde. Man hätte ihn sofort als Beleidiger, ja als Schwarzgelben und Reaktionär, oder gar als „Spitzl", wie Polizeispione damals in Wien genannt wurden, in unsanfter Weise hinausbefördert. Aber auch meine Gutmütigkeit, die niemand verletzen wollte, ließ mich dem so treuherzig mir zugerufenen: „Trink, Bruderherz!" nicht widerstehen, obwohl mir angst und bang dabei wurde.

Bei dem kleinen Gelage jüngst auf der Türkenschanze hatte ich leichteres Spiel gehabt. Da war ich einer von den Traktierenden und den armen gemeinen Soldaten konnte es nicht einfallen, auch etwas zum besten geben zu wollen. Die Bekannten aus der Stadt aber dachten nur an die ihnen Nahestehenden. Jetzt aber war es ganz anders, hier befand ich mich in einer Zwangslage. Ich nahm mich dennoch,

Digitized by Google

soweit es ging, in acht und nippte nur immer, aber die Zahl der Schlückchen wuchs und wuchs. Uebrigens war auch das Durcheinanderschreien betäubend. Zu einer ordentlichen Rede, einem fortgesetzten Gespräch, einer unterhaltenen Debatte kam es nicht. Der eine schimpfte über die Regierung, der andre stieß heftige Drohungen aus, alle meinten: so könne es nicht weiter gehen, es müsse nun einmal losgehen, müsse endlich zum Dreinschlagen kommen, wobei die Fäuste donnernd auf den Tisch niedersausten. Die allgemeine Gärung war offenbar — ein Bild, in welcher Weise sie sich Luft machen würde, nicht zu gewinnen.

Als endlich einzelne, dann immer mehrere sich entfernten und uns zum Abschied die Hand drückten, erhoben auch wir uns zum Aufbruch von unsern Stühlen und — Todesschrecken befiel mich; denn jetzt erst fühlte ich, daß ich betrunken war und mich kaum auf den Füßen zu halten im stande war. Und in diesem Zustande sollte ich nun den Heimweg antreten, der jedenfalls eine kleine Stunde in Anspruch nahm. Ich biß die Zähne übereinander, nahm meine ganze Willenskraft zusammen. Niemand sollte etwas merken. Und so stützte ich mich denn mit der Rechten fest auf den Ziegenhainer, den ich trug, und fuhr mit dem linken Arm in den eines Kollegen, auf dem er schwer genug gelastet haben mag. So setzten wir uns denn in Bewegung und so ging es denn auch. Wie? Das weiß der Himmel. Die große Heiterkeit meines Gefährten sagte mir bald, daß er wohl bemerkt hatte, wie es um mich stand. Der Schelm machte auch noch einen Umweg mit mir und führte mich, statt mich beim Burgthor zu entlassen, bis zum Schottenthor fort, da sein Weg in die Alservorstadt ging. Hier erst empfahl er sich und ließ mich stehen. Ich wußte im ersten Augenblicke gar nicht, wo ich war, fand mich aber bald zurecht; denn mein Bewußtsein war nur wenig getrübt. Nun galt es. Aber wie ich auch rang und kämpfte, mich stramm zu halten und in gerader Linie vorwärts zu marschieren, die gottverfluchten Beine wollten mir nicht gehorchen, und so bewegte ich mich doch immer ein wenig im Zickzack. Hin und wieder blieb einer der Vorübereilenden stehen, sah mich an und lachte. Zorn und Scham erfüllten mich, ja ich verachtete mich selbst und gelobte mit heiligen Eiden, daß mir so etwas nie mehr passieren sollte. Und es ist auch nicht wieder vorgekommen. Nach einiger Zeit, die mir endlos schien, kam ich dennoch nach Hause. Rasch die Treppe hinan, durch die Küche und das mittlere Zimmer in mein Gemach, kein Licht angezündet, mich der Kleider entledigt und in mein Bett geschlüpft. Die Magd hatte mich doch gesehen. Der Vater trat an die Thüre:

Digitized by Google

„Schon zu Bette? Willst du denn nichts mehr essen? Wir haben dir deinen Teil vom Abendmahle aufgehoben.“ — „Ich danke, habe gar keinen Appetit mehr.“ So lautete meine Antwort, obwohl ich seit Mittag außer einer Semmel zu meinem ersten Glase Bier nichts mehr zu mir genommen hatte.

„Bist du unwohl?“ — „Ein wenig — nichts von Bedeutung — sei ruhig!“ Er ahnte vielleicht — sagte aber nichts, wünschte mir gute Nacht und ging.

Am nächsten Morgen — es war der Morgen des 15. Mai — war der Katzenjammer da. Ich hatte Kopfweh und mir war auch sonst übel zu Mute. Ich ging deshalb nicht in die Schule. Man nahm es damit überhaupt nicht mehr genau. Gelernt wurde nichts mehr. Die Professoren machten gute Miene zum bösen Spiel, ja sie selbst wurden durch die Aufregung jener Tage beeinflußt. Ihre Vorträge wurden schläfrig und nachlässig. Man suchte nur, so gut es ging, pro forma mit dem Kurs zu Ende zu kommen. Hielt man doch ohnehin dicht vor den Ferien; denn auf Weisung der Regierung sollten die Schulen in diesem Jahre um mehrere Wochen früher geschlossen werden. Wir bekamen also den ganzen Sommer frei. Dies wollte ich nur hier einschalten, weil man sich sonst über manches wundern würde. Ich blieb also am Vormittag des 15. Mai zu Hause. Wir hatten eben bei weitgeöffneten Fenstern das Mittagsmahl eingenommen, an dem ich mich wenig beteiligte, als wir draußen die Trommeln wirbeln und Generalmarsch schlagen hörten. Aufhorchend sprang ich auf, ergriff mein Jagdgewehr und stürzte fort. Mein Unwohlsein war plötzlich wie weggeblasen.

Ich eilte zur Universität.

Dort hatte inzwischen die große Versammlung stattgefunden, man hatte beschlossen, das mit Auflösung bedrohte Zentralkomitee aufrecht zu erhalten, war aber nicht einig geworden über die Mittel. Die einen hatten eine neue Petition an die Regierung in Vorschlag gebracht, die andern eine Deputation an den Kaiser; die Radikaleren wollten von so zahmen Dingen nichts hören und forderten energischere Schritte. Der wilde Ruf: „Sturmpetition!“ schlug hier und dort aus der Versammlung auf, wurde aber von der gemäßigteren Mehrheit noch niedergeschrieen. Streit und Zwiespalt wurden sehr heftig, ja man war auf dem Punkte, sich ohne bestimmten Entschluß zu trennen (mit der Absicht, sich nachmittags wieder zusammenzufinden), als plötzlich unter die sich schon zerteilende Menge gleich einer Bombe die Kunde fiel: daß die Truppen soeben wieder ausgerückt seien und drohende Stellungen eingenommen haben. Ein

Digitized by Google

allgemeiner Aufschrei des Unwillens erfolgte. Alles blieb einen Augenblick wie gefesselt stehen. Man sah sich als herausgefordert an und beschloß sofort, die Herausforderung anzunehmen. Tausendstimmig ertönte der Ruf: Zu den Waffen! und „Sturmpetition! Sturmpetition!" war die Losung, die keinem Widerspruche mehr begegnete. Alle, die nicht schon bewehrt waren, eilten fort, ihre Gewehre zu holen. Und alsbald schritten die Tambours der Nationalgarde, nicht nur in der Stadt, sondern auch in den Vorstädten, alarmierend durch die Straßen, ja die Bewegung pflanzte sich fort bis vor die Linien, in die entfernteren Vororte. Ich kam eben zur Universität, als die Legionäre in voller Ausrüstung, einzeln und in kleinen Trupps, zurückkehrten und anfingen sich zu sammeln, in ihre Korps und Kompagnien einzutreten. In der Aula traf ich einen sehr jungen Studenten, der sich wie toll gebärdete. Seine außerordentliche Schönheit fesselte meinen Blick. Er hüpfte, sprang, ja tanzte und jauchzte vor Freuden. „Heut endlich kommt es zu Thaten, heut erkämpfen wir die Freiheit, die volle und ganze. Heut gilt es. Hurra!" so rief er. Mich erblickend, stürzte er auf mich zu und drückte mich stürmisch an seine Brust. „Ja, Bruder, heut gilt es. — Hast du geladen?" — „Nein!" — „Gib her!" Und er entriß mir meine Flinte und lud sie in fliegender Hast vor meinen Augen. Ich achtete aber nicht darauf, wie er es that, ich sah ihn nur immerfort an, das wunderbare Bild mir einzuprägen. Ich ahnte nicht, welche Gefahr in diesem Augenblick über mich heraufbeschworen wurde — aber noch weniger ahnte ich, in welcher Gestalt ich den Jüngling in wenig Monden wiedersehen sollte. Wir eilten wieder hinab auf die Straße. Bald war die ganze Legion schlagfertig aufgestellt. Aber auch, wenn man weiter schritt, sich aus der nächsten Umgebung der Universität entfernte, sah man, so weit das Auge reichen konnte, Bajonette blitzen. Aus den Vorstädten waren zahlreiche Nationalgarden gekommen, sich an die Legion anzuschließen, und auch diese suchten sich mehr und mehr militärisch zu ordnen. Freiwillige wie ich, die keinem Waffenkörper angehörten, gab es auch viele, darunter wieder meine Kollegen von der Deputation und andre Gymnasiasten. Einer davon hatte meinen oder vielmehr meines Vaters Säbel umgegürtet, den er sich vor einigen Tagen von mir ausgeliehen. Auch uns suchte man in gleichartig bewaffnete Banden zu ordnen. Ein Tiroler, eine wahre Hünengestalt, den Kugelstutzen in der Hand (von ein paar bürgerlichen Scharfschützen begleitet), ging suchend umher und rekrutierte auch mich für seine kleine Schar, die nach und nach auf etwa dreißig bis vierzig Köpfe anwuchs. Er versprach, uns,

Digitized by Google

wenn es losgehen sollte, schon gut zu postieren. Nun, wenn er auf die Treffsicherheit vieler so rechnen konnte wie auf die meine, so würde er wohl eine arge Enttäuschung erlebt haben; denn ich hatte ja Auge und Hand so gut wie gar nicht geübt.

Inzwischen hatte sich auch die Nationalgarde der inneren Stadt, die der Mehrzahl nach konservativ gesinnt war, in Kompagnien versammelt. Auch in den Vorstädten hatten viele Bataillone ihre Standplätze noch nicht verlassen. Nur waren sie alle nicht vollzählig, weil, wie schon erzählt, ein sehr großer Teil sich nicht hatte abhalten lassen, auf eigene Faust in die Stadt zu ziehen und sich mit der Legion zu vereinigen. Das Nationalgardeoberkommando, welches keinen Befehl zur Alarmierung gegeben hatte, machte, da dieselbe einmal erfolgt war, aus der Not eine Tugend und sandte nun an die verschiedenen Abteilungen ganz bestimmte Weisungen. Nach diesen sollte die Garde der inneren Stadt in die kaiserliche Burg marschieren und diese eventuell verteidigen helfen.

Die Vorstadtgarden erhielten den Befehl, auf die Glacien auszurücken und sich den daselbst aufgestellten Truppen der Garnison anzuschließen. Beide gehorchten, aber mit sehr verschiedenen Gefühlen. Die Garden der Vorstädte stellten sich mehr den Truppen gegenüber, als ihnen zur Seite auf, und machten in ihren unmutigen Aeußerungen kein Hehl daraus, daß sie, falls es losginge, mit der Legion und ihren mit dieser vereinigten Kameraden gemeinschaftliche Sache machen würden. Die Garden der Stadt zogen willig und ohne Murren in die Burg — mit ihnen auch mein Vater, der als Korporal einer Kompagnie des Wimmerviertels angehörte. Ich ahnte nichts davon — und wie leicht hätten Vater und Sohn sich da im Kampfe gegenüberstehen können!!

Auch die Arbeiter hatten sich, mit ihren „Krampen und Schaufeln" bewaffnet, auf ihren Arbeitsplätzen zusammengerottet und wollten sich schon zum Aufbruch in Bewegung setzen. Boten der Universität mahnten sie davon ab und einstweilen zur Ruhe und Geduld. Doch schwuren sie, beim ersten Schuß, der fallen würde, zu Tausenden in die Stadt einzudringen.

Indessen hatte man auf der Universität selbst Gelegenheit, sich in Geduld zu üben. Lautlos umstanden sie die bewaffneten Scharen, auf die Rückkehr der Deputation harrend, die man zu dem im Schweizerhofe der Burg versammelten Ministerrat abgesendet hatte mit folgenden Forderungen: „Der famose Tagesbefehl sollte zurückgenommen werden und das Zentralkomite bestehen bleiben, das Militär die wichtigsten Punkte Wiens nur gemeinschaftlich mit der Nationalgarde besetzen

Digitized by Google

und ohne den ausdrücklichen Wunsch von dieser überhaupt weder ausrücken noch einschreiten dürfen. Ferner begehrte man eine wesentliche Abänderung der in Aussicht gestellten Verfassung, nämlich die gänzliche Unterdrückung des Herrenhauses und die Einberufung nur einer, durch direkte Wahlen aus dem Volke hervorgegangenen Kammer."

Die Stimmung wurde schwüler und schwüler; denn mehr als eine Stunde verrann, ohne die Bewilligung jener Forderungen zu bringen. Das Ministerium war unschlüssig, beriet und beriet. Schon machte sich die Ungeduld in lautem Murren Luft. Doch bald wieder, da viele zur Ruhe und Geduld mahnten, bis die entsendete Deputation zurück sein würde, kehrte die tiefe Stille zurück.

Auch ich stand schweigend, auf meine Flinte gelehnt, auf dem Universitätsplatze inmitten jener Schar der sogenannten Schützen, zwischen Abteilungen der Legion. Unser herkulischer Anführer, der Tiroler, hatte sich einer großen deutschen Fahne bemächtigt und sie, mit einer Hand sie stützend, vor uns aufgepflanzt.

Ermüdung fing an, sich in den Mienen zu zeigen. Da plötzlich intonierte eine Gruppe Studenten das schöne Arndtsche Lied vom deutschen Vaterland.

Wie elektrisiert kam da alles in Bewegung. Ergriffen und begeistert fielen tausende von Stimmen ein und: „Was ist des Deutschen Vaterland!" durchbrauste es die Straßen in so gewaltigem Chor, wie ich im Leben keinen mehr gehört. Und unser Tiroler hob die Fahne empor und ließ die schwarz-rot-goldenen Farben über unsre Häupter hinwehen. Es war ein unbeschreiblicher Moment. Auch ich sang mit und war tief bewegt. Nie wieder hörte ich dieses Lied mit solcher Andacht und Rührung. Nur zu bald, in wenig Monden schon war es verklungen für lange — eigentlich für immer; denn auch im neuen Deutschen Reiche, das auf den französischen Schlachtfeldern geboren ward, ist es nicht wieder erwacht. Und Schwarz-rot-gold! — vielleicht nicht allen, mir aber waren es die Farben deutscher Freiheit. Schwarz-weiß-rot sind leider nur jene deutscher Macht geworden.

Doch bleiben wir im Jahre 1848. Abermals war eine Stunde vergangen ohne jeden Erfolg. Da endlich riß der Faden der Geduld. Von allen Seiten ertönten die stürmischen Rufe: „Auf! in die Burg! Vorwärts! Wir wollen uns Gehör erzwingen. Kein Säumen mehr!" Und die Sturmpetition begann. In militärischer Ordnung, an der Spitze des Zuges die Legion, ihre Tambours und Führer voran, setzten die bewaffneten Massen sich in Bewegung zum

Digitized by Google

Marsche gegen die Burg. Da kam die zurückkehrende Deputation ihnen entgegen und suchte vergeblich sie zurückzuhalten. Infolge der wachsenden Gärung waren die ersten drei Punkte der Forderungen bewilligt worden. Umsonst! die Zeit der Genügsamkeit war vorbei — „alles oder nichts!" nunmehr die Losung. Ja man bestand jetzt vor allem auf der einen Kammer und der Wahl ohne Zensus. Die Sturmpetition schritt weiter fort. Bald aber, schon auf dem Graben, geriet sie in solches Volksgedränge, daß ihr der Raum fehlte, sich zu entwickeln. Nur ein Teil konnte den Marsch über den Kohlmarkt gegen die Burg fortsetzen, wahrscheinlich nur die Legion, ich weiß es nicht genau; denn andre Abteilungen, darunter auch wir „Scharfschützen", mußten gegen den Hof und die Freiung abschwenken und uns dort aufstellen. Da standen wir denn wieder, ungefähr dem Hofkriegsgebäude gegenüber, ohne zu wissen, was weiter geschah oder geschehen sollte. Wir standen und standen, bis uns die Abenddämmerung umhüllte und endlich nur mehr die Straßenlaternen dem kriegerischen Schauspiel leuchteten. — Ja, was war denn das? Ging denn nichts weiter? Was war denn aus denen geworden, die gegen die Burg vorgerückt waren? Ohne Zweifel (wie denn, was wir später selbst erfuhren, uns klar gemacht) — ohne Zweifel hatte man sie ohne Schwertstreich in die Höfe des kaiserlichen Schlosses eingelassen. Denn von einem Zusammenstoß, einem Kampfe war nichts zu hören. Es mochte schon zwischen acht und neun Uhr abends sein. Unser Tiroler wurde sehr ungehalten und seine Stimmung wurde von uns allen geteilt. „Was sollte das heißen? Sollten wir an den Boden anwachsen? Waren wir nur da zu paradieren? Wir sollten doch auch einmal nachsehen, was los sei, und der Sache ein wenig Nachdruck geben." Entschlossen hob unser Führer die Fahne und kommandierte: „Marsch!" Wir folgten ihm. Ich verhielt mich bei alledem schweigend. Was ich dachte und empfand, blieb verschlossen in meiner Brust. Zu den Lärmmachern dieser Revolution gehörte ich wahrlich nicht. Wir zogen also dem Kohlmarkte zu, uns durch das Gedränge Bahn brechend. Mitten in dieser Straße sahen wir einen noch jungen, blonden Mann, der von einem erhöhten Standpunkte aus zum Volke sprach. Es war der seitdem so allgemein bekannt gewordene Dr. Giskra. Uns erblickend, rief er uns ein lautes, fast gebieterisches Halt zu, dessen wir aber nicht achteten. Da warf er sich mit andern uns entgegen. Er mochte dieser „irregulären" Bande nichts Gutes zutrauen. „Ob wir denn toll seien? Was wir denn wollten?" — „Die Burg anzünden!" rief einer der Unsern zu unsrer eigenen großen Ueberraschung. Nun entstand großer

Digitized by Google

Streit. Was da mit unserm Führer debattiert und parlamentiert wurde, konnte ich in dem Lärm und etwas fernstehend nicht vernehmen. Plötzlich aber ward Ruhe und der Weg für uns frei. Wir setzten uns wieder in Bewegung und erreichten alsbald das Ende des Kohlmarkts. Der Michaelerplatz, der zwischen diesem und der Burg lag, war beinahe ganz menschenleer. War es das Bataillon Grenadiere, welches da drüben aufgestellt war, vom alten Burgtheater bis zum Hofzuckerbäcker Dehne einen dichten Kordon ziehend und so den kurzen Raum von da bis zum sogenannten Riesenthore der Burg vollkommen abschließend — war es diese martialische Truppe hochgewachsener und doch stämmiger Soldaten, welche die Müßiggänger und Neugierigen in respektvoller Entfernung hielt? Vielleicht. Ganz ohne Respekt überschritten *wir* den Platz. Unser Tiroler ging, die Fahne halb gesenkt, unaufhaltsam schnurgerade auf die Grenadiere los. Wir ohne jedes Besinnen hinterdrein. Jetzt und jetzt, dachte ich, würde uns eine Salve entgegenkrachen. Aber *nein*! — Mit Staunen nahm ich es wahr: die Grenadiere wichen, sich teilend, wie auf Kommando nach beiden Seiten zurück, uns mitten durch sie eine Gasse eröffnend, die wir ungekränkt durchschritten. Kaum aber hatten wir sie passiert, so schloß die lebendige Mauer sich hinter uns wieder zusammen. „Halt!" rief unser Führer. — „Gewehr bei Fuß!" Wir gehorchten. Was war das? — Offenbar wollten Hof und Regierung es zu keinem bewaffneten Zusammenstoße kommen lassen, vielleicht aus Menschlichkeit, vielleicht aus Furcht, daß die schwache Garnison, überall von Nationalgarden und Legionären flankiert, zwischen Volksmassen eingekeilt, in diesem ungeheuren, dem Volke günstigen, geschulten Truppen verderblichen Durcheinander der mehr als dreifachen Uebermacht sicher unterliegen müßte. Und so ließ man denn die Sturmpetitionäre ungehindert in das Haus des Kaisers — allerdings nur in dessen weitläufige Höfe ein, vermehrte aber dadurch noch die herrschende Verwirrung und entwaffnete sich selbst. Eine klug sein sollende Fiktion kam diesem Vorgehen zu Hilfe. Hatte doch das Oberkommando der Nationalgarde selbst einen Teil der ihm untergebenen Streitkräfte zum Schutz des Hofes in die Burg beordert! Was also hinderte daran, *jede* heranrückende Schar als solchen Succurs aufzufassen und zu begrüßen und so die Würde wahren? Es war das aber ein sehr gewagtes Spiel, besonders uns „Irregulären" gegenüber. Vielleicht flößte der „*Tiroler*" an unsrer Spitze einiges Vertrauen ein.

Und so standen wir wieder und standen und harrten. Unsre „kühne That" war nichts als ein Wechseln des Platzes gewesen

Digitized by Google

Dieser war aber der am allerschlechtesten gewählte. Denn wenn es dennoch zum Kampf gekommen wäre — und wie leicht konnte ein blinder Zufall, ein böses Mißverständnis, die tolle That eines Einzelnen, ein losgegangenes Gewehr ihn entfesseln und zu einem furchtbaren Blutbade führen! — dann wahrlich befanden wir uns geradezu in einer Todesfalle. Das Grenadierbataillon würde sich uns nicht wieder geöffnet haben, das Riesenthor wurde gewiß auch bewacht oder beim ersten Zeichen der Gefahr schnell geschlossen. Zu den Fenstern der Burg emporblickend, sah ich an denselben in den hell erleuchteten Gängen überall Soldaten stehen. Von da herab würde man unser Häuflein bequem wie einen Rudel zusammengetriebener Hasen niedergeschossen haben. Ich sann darüber nach, was da zu thun wäre, und sah nur eine Rettung. Wir müßten, dachte ich, gleichzeitig all unsre Flinten auf die Grenadiere abfeuern und dann um jeden Preis uns durch sie mit den Kolben durchschlagen, den Michaelerplatz wiedergewinnen und mit den vom Kohlmarkte voraussichtlich heranstürmenden Massen vereinigt aufs neue vordringen. Während ich diesen Kriegsplan im Kopfe erwog, entwickelte sich zu meiner großen Ueberraschung vor meinen Augen etwas ganz andres, als eine Kampfscene. Die tragische Situation schlug urplötzlich in eine lächerliche um. Vier bis fünf Hoflakaien in voller Livree kamen eilfertig und gezwungen freundlich grinsend vom Riesenthore her, große Körbe und gewaltige Krüge an den Armen herbeischleppend. Aus den Körben heraus förderten sie kaltes Fleisch, riesige Würste, Käse, Brot und Backwerk aller Art. Aus den Krügen gossen sie schäumendes Bier und hellblinkenden Wein in geräumige Gläser. Kein Zweifel mehr! Uns galt die Einladung zu solchem Schmaus, uns reichte man diese Erfrischungen. Ein Jubelruf begrüßte sie und mit wahrer Berserkerwut fielen die Streiter der Freiheit über die gebotene Labung her. Alle — nur ich nicht. Ich fand das Benehmen der andern würdelos. Waren wir denn gekommen, um zu fressen? Durften wir uns denn traktieren lassen von diesem Hofe, dem wir mißtrauten, den wir durch unsre Anwesenheit warnen und einschüchtern wollten, ja den wir bedrohten? Die armen Soldaten dort, die treu gehorsam bereit standen, für den Kaiser ihr Blut zu verspritzen, die gewiß auch ermüdet waren, denen auch der Magen knurrte und die Kehle verdorrte, die bekamen nichts. Wir, die eventuellen Feinde und Angreifer, wurden gefüttert und getränkt.

Nachträglich muß ich über die Geschichte lächeln; damals war ich nicht dazu gestimmt, sondern tief empört. — Weder das stete Zurückweichen, noch die freundliche Haltung des Hofes und der Re-

Digitized by Google

gierung verfingen. Es wollte kein Mensch vom Platze weichen. Umsonst versprach man, zu beraten, alles in wohlwollende Erwägung zu ziehen, vergebens stellte man schon für die nächsten Tage eine günstige Entscheidung in Aussicht. „Heute noch!“ war der allgemeine Ruf. Und so mußte man sich denn endlich entschließen, zu thun, was man gewiß besser gleich gethan hätte, nämlich alles zu bewilligen. Die Nachricht davon stellte noch nicht zufrieden; „schwarz auf weiß!“ wollte man es haben. Die Mitternachtsstunde war längst vorüber, als die in der Staatsdruckerei schnell gedruckten Zettel und Plakate überall verteilt und unter den Laternen angeschlagen wurden. „Alles bewilligt!“ war auch ihr wesentlicher Inhalt. Nun noch ein kurzes Jubilieren und Triumphieren der ganz Erschöpften, ein Händeschütteln zum Abschiede — und Garden wie Legionäre traten ihren Rückmarsch in die Standquartiere an, die „Irregulären“ lösten sich auf, die Massen des Volkes verliefen sich — es wurde wieder still in Wien. —

Ich kam erst gegen zwei Uhr nachts nach Hause, fast gleichzeitig mit meinem Vater. Die Mutter hatte diesen Nachmittag und Abend natürlich in großer Unruhe und Angst zugebracht, da sie den Sohn und Gatten draußen wußte, in ungewisser Lage, Gefahren ausgesetzt. Es hatte sie übrigens auch nicht zu Hause gelitten, sie hatte in Begleitung einer Freundin wiederholt die Gassen durchstreift, aber weder mich, noch ihren Gatten zu Gesicht bekommen. Nun war sie froh, daß alles so gut abgelaufen war. Auch der Vater war mit dem Ausgang der Sache wohl zufrieden, ich aber war es nicht ganz. Dieses ewige Nachgeben des Hofes und der Regierung gefiel mir nicht, konnte unmöglich ein aufrichtiges und ehrliches sein; ich folgerte daraus, daß das Zurücknehmen bei günstiger Gelegenheit ebenso rasch gehen würde. Auch konnte dieses Zurückweichen vor jeder Bewegung doch nicht immer fortdauern und ich besorgte, daß das Volk, an zu leichtes Ertrotzen seiner Forderungen gewöhnt, in seiner Energie erschlaffen, in Ueberraschung und Schrecken geraten könnte, wenn die verhängnisvolle Stunde doch einmal schlüge, in der es zum äußersten käme und alles eingesetzt werden müßte. Ja, dieses Erreichen alles Beliebigen wie im Spiel konnte allzu große Begehrlichkeit herbeiführen, zu unbedachten oder übertriebenen Forderungen verleiten, wodurch das ernste Festhalten an den billigen und notwendigen nur erschwert werden würde. An diesen bloßen Demonstrationen, bei denen man, wie es nachgerade schien, nicht viel wagte, konnten auch die Halben, Mattherzigen und Feigen Gefallen finden, deren Mitbeteiligung beim Eintreten wirklicher Gefahr von den verderblichsten Folgen sein mußte.

Digitized by Google

Genug, ich kam beinahe dahin, zu bedauern, daß es zu keinem Kampf gekommen war. Damit war nun aber mein Vater gar nicht einverstanden und es kam alsbald zum Streit zwischen uns, wie das leider in jenen aufgeregten Tagen wiederholt geschah. Doch war dieser Streit von seiner Seite niemals ein erbitterter, sondern ein stets von Wohlwollen für mich gemäßigter, während ich mir wohl den Vorwurf machen muß, daß ich mich in der Hitze manchmal zu recht verletzenden Aeußerungen hinreißen ließ, die er mir aber niemals nachgetragen hat, die ich selbst jedesmal schnell bereute. Mein Vater war ja auch durchaus kein echt gefärbter Konservativer, noch weniger ein Reaktionär, er war im Gegenteil, wie er zu sagen pflegte, für einen „vernünftigen Fortschritt", für die ruhige Entwicklung der Dinge in liberalem Sinne. Alles Gewaltsame aber verwarf er, nicht bedenkend, daß es Zeiten gibt, in denen nur durch Gewalt etwas durchzusetzen ist, ja daß die Großen dieser Erde, namentlich die Krongeschmückten, die Freiheit des Volkes im Durchschnitt nur so lange respektieren, als sie sich vor ihm fürchten, — daß ferner in unsrer unvollkommenen Welt, wie schmerzlich es auch sein mag, bis heute noch immer die letzte Entscheidung durch die Gewalt herbeigeführt wurde. „Ein Kampf mit Waffen ist des neunzehnten Jahrhunderts unwürdig." Dies war ein Lieblingswort meines Vaters und er pflegte traurig hinzuzusetzen, er habe auch nicht mehr daran geglaubt. Was würde er wohl gesagt haben, wenn er es erlebt hätte, mit welchen Waffen man am Ende dieses Jahrhunderts Millionenheere ausgerüstet hat? — Sein Hauptmotiv im Widerspruche gegen mich war ohne Zweifel seine väterliche Besorgnis, die ihn trieb, meinen Feuereifer für die Freiheit möglichst zu dämpfen. Und nun gar, wenn er merkte, daß ich für die Zukunft von einer Führerrolle im politischen Kampf zu träumen anfing, rief er mir warnend zu: „Wer sich vor die Herde stellt, den verläßt sie früher oder später und er geht elend zu Grunde." Auch das war einer seiner Lieblingssätze. Uebrigens verhehlte er gar nicht, daß er dabei auch seine eigene Person im Auge behielt und keineswegs geneigt war, sein Leben, das er sehr liebte, in Gefahr zu setzen für Ideen, deren volle Durchführbarkeit doch „noch nicht verbürgt und bewiesen sei".

Auch fürchtete er für seine Stellung als k. k. Hofschauspieler, wenn meine Gesinnungen, in Thaten umgesetzt, bekannt werden würden. So natürlich, begreiflich und verzeihlich das alles war, ich sah darin damals die größte Engherzigkeit. Längst schon hab' ich ihm diesen Vorwurf abgebeten und erkannt, daß er eigentlich zu jenen liebenswürdigen Harmlosen gehörte, die das Vernünftige und Gute

Digitized by Google

zwar niemals begründen, auch niemals mächtig fördern, es aber auch niemals verhindern, sich ihm niemals widersetzen, im Gegenteil sich, wie in alles, auch in das Neue, Ungewohnte, also in jede Reform leicht und willig zu finden oder zu ergeben wissen. Wäre doch die Welt recht dicht besetzt von solchen Harmlosen, aber nicht Dummen, um wie viel leichter, mit wie viel weniger schmerzlichen Opfern würde sie ihren Zielen zuschreiten!

Ein gütiges Geschick enthob meinen Vater in der Folge von jeder Nötigung, sich an den weiteren Ereignissen irgendwie zu beteiligen. Ein Unfall wurde für ihn zu einem wahren Glücksfalle. Er verletzte sich nämlich durch einen bösen Sturz den Fuß derart, daß er durch mehrere Monate nur auf den Stock gestützt durch die Straßen hinken konnte und nicht nur jede Dienstleistung bei der Nationalgarde, sondern auch seine künstlerische Thätigkeit einstellen mußte. Dieser Unfall ereignete sich in den ersten Junitagen. Ich aber habe noch die Fortsetzung der Maiereignisse zu bringen, die mit der Sturmpetition keineswegs ihren Abschluß gefunden. Als nach dieser die Bevölkerung Wiens sich den Schlaf aus den Augen rieb, befand sie sich in einem wunderlichen Zustande; sie besann sich mit Verwunderung auf das, was sie gethan und erschrak über die eigene Kühnheit. Die sogenannten Schwarzgelben: die kaiserlich Gesinnten, Konservativen und Reaktionäre, hatten sich von ihrer Betäubung erholt und brachen in laute Verwünschungen über die Vorgänge des verflossenen Tages aus. Aber auch die Kameraden meines Vaters von der Nationalgarde der inneren Stadt, minder harmlos als er, beklagten sich bitter über die peinliche und gefährliche Lage, in die man sie gebracht zwischen Militär und Volk. Und dieser Klage schloß sich auch ein großer Teil der Vorstadtgarden an. Ja, sogar viele, die in den Reihen der Sturmpetition marschiert waren, erklärten, sie seien überrascht, überrumpelt, mit fortgerissen worden, ohne recht zu wissen, um was es sich handle. Der größte Vorwurf aber, welchen man der Bewegung machte, war: daß man das Haus des Kaisers nicht respektiert, es zum Schauplatze einer bewaffneten Demonstration gemacht und so den Geliebten, Gütigen, der seinen Völkern so viel gewährt, tief verletzt habe. Dieser Vorwurf verfing sogar bei einem Teile des gemeinen Volkes. (Vielleicht wäre man aber auch nicht in die Burg gezogen, wenn der Ministerrat es nicht für gut befunden hätte, sich im Schweizerhofe derselben zu versammeln.)

Ich traute meinen Sinnen kaum, doch es war nicht zu verkennen: ein Gefühl von Reue hatte halb Wien überkommen und

Digitized by Google

drohte, das ganze anzustecken. Diese Stimmung wurde allmählich eine erbitterte und suchte einen Sündenbock; sie fand ihn in der Legion. Den Studenten wurde alle Schuld aufgebürdet, an allen Orten über sie geschimpft, „sie hätten alles angezettelt, die Bevölkerung in Aufregung gebracht und diese benützend sie zu so beklagenswerten Schritten verleitet". Es war ein sehr unwürdiges Schauspiel, zu sehen, wie Männer sich als von Jünglingen Verführte gebärdeten. Man unterließ es bei dieser Gelegenheit auch nicht, der Studentenschaft ihre Verbindung mit dem Proletariate, das sich ja auch gerührt hatte, zum blutigen Vorwurf zu machen. „Die Buben!" hieß es nun, nicht mehr „die Vorkämpfer der Freiheit". — Um den zahlreichen Philistern aller Parteien einige Angst einzujagen, wurde der Hauptstadt mit den Provinzen gedroht, welche über das Treiben in jener ohnehin sehr aufgebracht seien und bei nächster Gelegenheit sich gegen sie erheben würden. Selbst die Radikalsten waren ein wenig verdutzt und hielten sich ruhig.

Eine ganz kleine Welle der immer höher steigenden Entrüstungsflut wurde auch in unsre Wohnung gespült.

Die alte Tante, von welcher ich das Jagdgewehr entlehnt hatte, schickte uns die peremtorische Forderung, dasselbe sofort zurückzustellen. Ich war so unvorsichtig gewesen, bei meinem Gange zur Universität die Gasse zu durchschreiten, in der sie wohnte, und die überaus loyale Dame hatte, am Fenster stehend, mit Schrecken an diesem Tage mich mit ihrem Gewehre bewaffnet gesehen. Da war denn nichts zu machen, als den Willen der Eigentümerin zu erfüllen. Doch vorher mußte doch der Schuß herausgezogen werden. Ich mühte mich vergebens ab, es ging nicht; die Ladung war zu fest hineingetrieben und es blieb mir nichts übrig, als die Flinte zu dem in unserm Hause wohnenden Schlosser hinabzusenden. Dieser brachte die Sache wohl endlich zu stande, aber auch nicht leicht; wenigstens ließ er uns sagen: „Die Ladung sei eine ganz unsinnige gewesen, nämlich der halbe Lauf mit Pulver und darauf gepfropftem gehacktem Blei angefüllt gewesen, der Schuß würde ganz ohne Zweifel das ohnehin zarte Gewehr zersprengt und den Schützen selbst arg zugerichtet haben."

Der Enthusiasmus des jungen schönen Studenten wäre mir also eventuell sehr hoch zu stehen gekommen.

Ich war also wieder entwaffnet.

Nach meiner Schilderung der Stimmung, welche schon unmittelbar nach der Sturmpetition um sich gegriffen hatte, wird man sich wohl nicht allzu sehr wundern über die geradezu furchtbare Wirkung der Kunde, die in den Morgenstunden des 18. Mai sich von Mund

Digitized by Google

zu Mund fortpflanzte, der Kunde von der nachts zuvor erfolgten Flucht des Kaisers.

Peinlichste Ueberraschung, Bestürzung, Schrecken, ja Verzweiflung und Trauer malten sich in allen Zügen. Es war wie am Tage eines großen Nationalunglücks. Alles war ganz verstört, wie gelähmt und gebrochen; man wagte anfangs kaum zu flüstern, kaum sich zu regen. Endlich aber schlugen aus dem dumpfen Gemurmel auch Zornlaute auf — man kann sich wohl denken, wem sie galten.

Das also waren die Folgen überstürzten und tollen, gesetzwidrigen und frechen Handelns!

Der Kaiser fort! Der Kaiser auf der Flucht vor seinen Wienern! Er, der Angebetete, fühlte sich von ihnen beleidigt, er mißtraute ihnen, er fürchtete sie, wendete ihnen den Rücken. Das erschütterte ihre „Gemütlichkeit" bis zum Herzbrechen und es fehlte nicht viel, so hätten sie darüber wirkliche Thränen vergossen. Aber selbst den zu lauten Ausbruch dieser Gefühle unterdrückten sie schnell wieder.

Jetzt nur Fassung, Besonnenheit, Ruhe und Ordnung um jeden Preis! Jetzt nur um Gottes willen keine gefährliche Aufregung, kein falscher, gewagter Schritt!

Man bebte völlig den kommenden Stunden entgegen, als ob das Chaos hereinbrechen könnte.

Große Plakate wurden angeschlagen, in welchen die Regierung der Bevölkerung von der „Abreise des Kaisers" Nachricht gab und ihrerseits tiefste Ruhe und strengste Ordnung unter Drohungen einschärfte, ja für den Fall von Tumulten und Widersetzlichkeiten das Standrecht in Aussicht stellte. Schnell genug hatte also die Regierung ihren Vorteil wahrgenommen, schnell genug zog sie, die Gunst des Augenblicks nützend, die Zügel straffer an. Und wehe dem, der an diesem und in den nächsten Tagen ihren Maßregeln und der allgemeinen Stimmung zuwidergehandelt hätte! Ein Journalist Namens Häfner, der von Republik und provisorischer Regierung zu reden wagte, wäre beinahe gelyncht worden und verdankte seine Rettung nur seiner Verhaftung und Abführung in das Gefängnis.

Im tiefsten Innern empört über diesen erbärmlichen Umschlag, durchschritt ich die Straßen, doch vergebens hoffte ich auf Gruppen zu stoßen, die anders gestimmt waren, vergebens, irgendwo einer mutigeren Auffassung der Lage zu begegnen.

Ich kam zur Universität.

Wie verödet waren diesmal die sie umgebenden Gassen, in denen sich sonst immer Leute herumtrieben, die auf Neuigkeiten harrten,

Digitized by Google

Aufklärungen begehrten, Losungsworte hören wollten. Wohin waren sie geschwunden, all die Freunde und Anhänger der Legion, daß sie an diesem Tage sich nicht zeigten?

Aber auch im Inneren des Universitätsgebäudes sah es trübe aus. Auch der Studenten fand ich nicht gar viele. Einzeln oder in kleinen Gruppen standen sie hier und dort, schweigend, alle bleich und sehr niedergeschlagen. Man sah es ihnen an, sie fühlten, daß Wien sie verlassen, daß Wien sie anklagte.

Diese kleinmütige Verzagtheit, dies ganz und gar eingeschüchterte Wesen, diese trostlose Stimmung schienen mir denn doch zu arg. Ich redete einen und den andern an. Sie gaben mir keine Antwort, zuckten nur mit den Achseln, ließen die Arme schlaff niedersinken, als wollten sie sagen: Es ist alles aus, alles vorüber. Ich hatte unwillkürlich den Eindruck, als befände ich mich in einem Sterbehause, als läge darin aufgebahrt eine vielgeliebte Leiche, in deren Nähe man nur durch umschleierte Blicke, durch scheue Gesten spricht, weil ja — nichts mehr zu sagen ist. Wär' es etwa die Leiche der Freiheit? so frug ich mich und kehrte selbst sehr traurig nach Hause zurück.

Auch in den nächstfolgenden Tagen keine wesentliche Aenderung der Situation und Stimmung! Fortwährender Terrorismus der Konservativen, feiges Verstummen der Freigesinnten, allgemeine Beteuerung der Loyalität und monarchischen Gesinnung! Man wetteiferte förmlich, diese zu beweisen, zu bethätigen. Die verletzte Majestät zu versöhnen, schien vielen kein Opfer zu groß. Es zirkulierte sogar eine Petition um Auflösung der akademischen Legion und Zurücknahme der Bewilligungen vom 15. Mai. (Allen zuvor in loyalem Eifer that es der Gemeinderat und der Gemeindeausschuß von Wien.)

Schon waren Deputationen unterwegs, die dem Kaiser nacheilten mit dem Auftrage, seine Rückkehr in die Mitte seiner „getreuen Wiener" zu erbitten, die ihr höchster und sehnlichster Wunsch sei.

Ununterbrochen setzte indessen der Monarch seine Reise fort — in der That nur seine Reise. Wie so ganz anders war diese, als die bekannte Flucht Ludwigs XVI. aus den Tuilerien! Nur daß beide in nächtlicher Weile unternommen wurden, hatten sie gemeinsam. Kein Lafayette bewachte mit seiner volkstümlichen Miliz das Schönbrunner Schloß, in welches Ferdinand sich gleich nach der Sturmpetition zurückgezogen hatte, kein argwöhnischer Blick verfolgte jede seiner Regungen. Keine Verkleidung war nötig; ungehindert konnten die Hofwagen vorfahren, die kaiserliche Familie aufnehmen und sich in Bewegung setzen. Ueberall wurde, sobald es tagte, der Monarch

Digitized by Google

erkannt; ihn anzuhalten fiel keinem Menschen ein; ja ehrfurchtsvoll entblößten sich die Häupter, wo er vorüber kam. Nicht eine Sturmglocke ertönte; das bewaffnete Landvolk eilte nicht herbei, den Gefangenen bewachen zu helfen oder sich denen entgegen zu werfen, die kommen könnten, ihn zu befreien. Ja, man könnte diese Fahrt, wäre sie nicht, weil eilfertig, doch anstrengend gewesen, eine ganz behagliche nennen. Kein böser Zwischenfall störte sie, bis sie ihr Ziel, Innsbruck, erreichte. Hier war der Kaiser unter seinen frommen, ihm ganz ergebenen und im Notfalle auch tapferen Tirolern in voller Sicherheit und hatte alle Freiheit, den Wiener Deputationen ablehnende oder ausweichende Antworten zu geben. Hier aber konnte auch die Camarilla, ohne seine Person zu gefährden, ihre Intriguen ruhig fortspinnen, ihre Netze immer weiter ziehen, ihre Pläne immer größer und kühner anlegen, sich verstärken, organisieren und rüsten; und sie durfte versichert sein, daß der Kaiser sie in keiner Weise stören, daß seine Schwäche, so groß im Gewähren, auch sie in allem gern gewähren lassen werde.

Aus dem Vergleich der Reise Ferdinands I. mit der Flucht Ludwigs XVI. ergibt sich, wie wenig verbreitet die revolutionäre Bewegung in Oesterreich war, wie wenig tief sie ging, ja daß sie eigentlich schon vor den Thoren der Hauptstadt erstarb, woraus dann wieder, wenn man den Widerstreit der andern Nationalitäten noch in Anschlag brachte, schon damals zu schließen war, daß Wien eigentlich nichts „Klügeres" thun konnte, als demütig zu Kreuz kriechen, weil all seine Anstrengungen für die Freiheit ja doch vergeblich sein würden, weil ihm die Impulskraft fehlte, die Paris eigen war. Freilich kam es dabei auch darauf an, wie sich die Dinge in den benachbarten Ländern, wie sie sich namentlich in Deutschland entwickelten, auf welches Wiens Augen unablässig gerichtet waren. Nun, sie entwickelten sich überall schlecht, in Deutschland am schlechtesten.

Der erste Erfolg, den die Regierung in Wien der allgemeinen Zerknirschtheit und ihren eigenen Drohungen verdankte, war ein namhafter, nämlich die auf Pillersdorfs Verlangen erfolgte freiwillige Auflösung jenes Zentralkomitees, dessen Gefährdung den ersten Anlaß zu den Unruhen der jüngsten Zeit gegeben, dessen Aufrechterhaltung die erste Forderung der Sturmpetenten gewesen war.

Nun glaubte man an eine viel entscheidendere That, an die Auflösung der akademischen Legion denken zu dürfen. Und es fehlte

Digitized by Google

nicht viel, so hätte auch diese sich mühelos und wie von selbst vollzogen.

Denn, als das Gerücht von der bevorstehenden Absicht des Ministeriums sich in der Stadt verbreitete, erwachten die Studenten zwar doch endlich aus ihrer Apathie und rafften sich auf zu einer — Versammlung in der Aula; der Kleinmut aber, der in dieser herrschte, war ein bemerkenswerter und ging nur gerade noch nicht bis zur Selbstvernichtung — aber nahezu! Nur einem Manne war es zu verdanken, daß das Beispiel des Zentralkomitees nicht sofort nachgeahmt wurde. Dieser Mann, ein Priester, der Legion Feldkaplan, Professor Füster, war der erste, der die allgemeine Betäubung von sich schüttelte und, in würdiger Weise auftretend, die jungen Leute durch seine mutigen Worte aus ihrer Verzagtheit ein wenig aufrichtete und sie beschwor, sich nicht selbst aufzugeben. Allein nur das Aeußerste vermochte er hintan zu halten. Denn, wenn auch sein mannhaftes Auftreten allen gefiel, wenn es auch den Bann ein wenig brach, das erlösende Wort, die wohlthuende Mitteilung der Gefühle entfesselte, wenn auch nun einige, seinem Beispiele folgend, zu entschlossenem Ausharren mahnten und meinten, daß es schmachvoll sei, schon auf ein Stirnrunzeln der Regierung die Flinte ins Korn zu werfen, ja wenn der und jener es sogar wagte, in heftiger Weise gegen die Androhung des Standrechtes zu protestieren — das alles half nicht viel. Die ungeheure Mehrheit der Studenten war zu energischen Beschlüssen nicht zu bewegen, ihre Haltung blieb doch schwächlich und in keiner Weise imponierend. Man glaubte, den obwaltenden Umständen und der herrschenden Stimmung Rechnung tragen, Opfer bringen zu müssen. Man kam also endlich darin überein, die Auflösung der Legion abzulehnen und als unzulässig zu erklären, beschloß aber zugleich, dem Eingreifen in politische Dinge, wie man es bisher geübt, fortan streng zu entsagen, auf jede Führerrolle entschieden zu verzichten. Allein, während man die Legion als selbständigen Waffenkörper auch für die Zukunft erhalten wissen wollte, beantragte man und beschloß auch (da die Ferien ohnehin nicht fern gewesen wären) die sofortige Schließung der Universität und infolge dessen die Vertagung der Legionsübungen und Dienste bis zum Herbst. Das hieß so viel, als die Auflösung im Prinzip zu verwerfen, de facto zuzugestehen; denn hatten die Studierenden sich einmal in den Schoß ihrer Familien zurückgezogen und nach allen Windrichtungen zerstreut, so hing es doch offenbar von der Regierung und den weiteren Ereignissen ab, ob man sie jemals wieder als Legionäre zusammenkommen ließ. Die Regierung hätte dieses An-

Digitized by Google

erbieten der Studentenschaft mit beiden Händen ergreifen, ihr goldene Brücken zum — Auswandern bauen müssen. Man wird sehen, wie unklug sie handelte.

Als der Entschluß der Studenten, sich voneinander zu trennen und zum großen Teile auch von Wien Abschied zu nehmen, bekannt wurde, da fing es an wie leises Wehen die dumpfe Atmosphäre zu durchzittern. Der Kundige mochte sofort auf einen nahen Wechsel der Witterung schließen. Das Wiener „Gemüt", welches dem beleidigten Kaiser so heiße Thränen nachgeweint und welches auszubeuten man sich eben angeschickt hatte, fing an, den Machthabern den Spaß zu verderben. Mitleid erwachte urplötzlich in Hunderten von Herzen, Mitleid mit den ritterlichen und jüngst noch so gefeierten Jünglingen, die nun so ohne Sang und Klang abziehen sollten, das bittere Gefühl des Undanks, den sie erfahren, in der Brust. Ja, des Undankes; denn man erinnerte sich mit einemmale wieder ihrer Verdienste um die „Märzerrungenschaften", man sagte sich, daß sie ja auch in den jüngsten Tagen doch mit dem besten Willen für die Freiheit gehandelt, daß man dem jungen Blut sein Ungestüm zu gute halten müsse, daß man sich ja eigentlich nicht hätte müssen verführen lassen, kurz, daß die Bevölkerung, genau besehen, sich recht unschön und unedel benommen habe und benehme. Ja, man fing sogar zu bedauern an, daß Wien den Schmuck des schönen Korps auf lange Zeit verlieren sollte. Manch schönes Auge mag sich darüber umflort haben.

Immer frischer und frischer blies die Brise. Nach fünf schmachvollen Tagen wich die Starrheit auch von jenen, die innerlich geknirscht haben mochten, und sie machten ihren Empfindungen in heftiger Weise Luft. Auch jene, die nicht feig, nur klug geschwiegen hatten, fanden es an der Zeit, wieder zu reden. Selbst die noch Vorsichtigen meinten, es sei doch schön von den Musensöhnen, daß sie dem allgemeinen Wohl sich zu opfern bereit seien. Die Gloriole des Märtyrertums begann die jungen Häupter zu umleuchten. Verblüfft über die Wendung hielten nun die Reaktionäre mit ihren Aeußerungen zurück. Die Umgebung der Universität belebte sich mit einemmale wieder.

Plakate erschienen an den Straßenecken, die das Volk aufforderten, für die Legion und ihr Verbleiben einzutreten. Deputationen von den Garden mehrerer Vorstädte kamen in die Aula mit Versicherungen ungeschwächter Sympathie und treuer Waffenbrüderschaft.

Allen zuvor aber thaten es die Arbeiter. Diese hatten eigent-

Digitized by Google

lich nie geschwankt — und wenn sie auch, mit harter Mühe ihr karges Brot verdienend, nicht die Zeit gehabt, die Universität zu umlungern, ihre Herzen waren stets bei und mit ihr, bereit, den letzten Tropfen ihres Blutes zu vergießen für jene, die auch ein Herz für sie gehabt. Nun, da sie hörten, was im Werke sei, waren sie tief betrübt und viele von ihnen kamen, die Werkzeuge niederlegend, herbei, den jungen Freunden Mut zuzusprechen, Trost zu bringen, Hilfe zu verheißen.

Es kam zu wahrhaft rührenden Scenen. Eine derselben, die ergreifendste und zugleich erhebendste von allen, verdient der Nachwelt überliefert zu werden. Es war bekannt geworden, daß viele sehr arme Studenten beim Herannahen der Ferien Wien aus Mangel an Subsistenzmitteln ohnehin verlassen müßten. Kaum hatten die Arbeiter in der Brigittenau davon gehört, so traten sie auf ihren Arbeitsplätzen zusammen, gegen viertausend an der Zahl, berieten und beschlossen einmütig, von ihrem Tageslohn, der fünfundzwanzig Kreuzer betrug, fünf Kreuzer abzuziehen, zusammenzulegen und mit der so erzielten Summe die armen Studenten zu unterstützen. Mit diesem Anerbieten und der inständigen Bitte, es freundlich anzunehmen, erschien ihre Deputation auf der Universität. Man kann sich den überwältigenden Eindruck wohl denken. Es mag wohl kein Auge trocken geblieben sein. Wie aber hätten die edeldenkenden Jünglinge dieses Opfer der selbst so armen Leute annehmen sollen, die, was sie herschenkten, ihren eigenen darbenden Kindern entzogen? Das Anerbieten wurde mit heißem Danke, unter kräftigem Händeschütteln und stürmischen Umarmungen, aber entschieden *abgelehnt*, worüber die wackeren Männer des Volkes nicht wenig betrübt waren.

Die Regierung befand sich in der unbehaglichsten Stimmung; denn sie erkannte wohl, daß sie den allergünstigsten Moment bereits verpaßt hatte. Aber noch war für sie nicht alles verloren; denn noch stand der halb von Kleinmut, halb von Opfermut eingegebene Beschluß der Studentenschaft aufrecht. Man gab sich aber damit nicht zufrieden, man wollte *mehr* — man begnügte sich nicht mit der sofortigen Schließung der Universität und dem Auseinandergehen der Studenten — man forderte Ablieferung der Waffen. Und so kleinlich ging die Regierung dabei vor, daß sie einen Erlaß publizierte, demzufolge jeder einzelne Student sein Frequentationszeugnis nur gegen Abgabe seines Gewehres erhalten sollte. Das mußte denn doch verletzend und aufreizend wirken, das hieß denn doch zu deutlich verraten, daß man eigentlich die Legion für alle Zeiten unschädlich gemacht wissen wollte. Diese Forderung stieß denn auch auf den hef-

Digitized by Google

tigsten Widerspruch, dem gegenüber die Regierung wieder einen Augenblick unentschlossen und ratlos war. Alsbald jedoch fuhr in sie erneute Energie. Da dies zusammenfiel mit der Rückkehr der Grafen Hoyos und Wilczek von Innsbruck, wohin man sie geschickt hatte, so liegt die Vermutung nahe, daß sie zum Handeln anspornende Weisungen des Hofes, vielleicht Bedingungen mitgebracht, unter denen der Kaiser eventuell nach Wien zurückkommen würde.

Mit einemmal fand man es doch besser, die Legion ganz und für immer hinweg zu räumen. Zunächst erhielt der Legionskommandant Colloredo-Mansfeld den Auftrag, die Studenten durch freundlichen Zuspruch und wohlgemeinten väterlichen Rat zur freiwilligen Auflösung zu bewegen. All seine Bemühungen scheiterten — und nun wurde der verhängnisvolle Entschluß gefaßt, Gewalt anzuwenden.

Kaum hatten die Wiener am Morgen des 26. Mai erwachend die Augen aufgethan, kaum hatten die ersten von ihnen die Straße betreten, als sie auch schon an allen Ecken Plakate vorfanden, in denen die Regierung die Auflösung der akademischen Legion dekretierte, der Bevölkerung diesen Beschluß mitteilte und dieselbe vor Unruhen und Widersetzlichkeiten warnte, die mit allen Mitteln bekämpft, streng und unnachsichtig geahndet werden würden.

Zugleich erfuhr man, daß bereits sämtliche Truppen der Garnison in den Kasernen schlagfertig und zum Ausrücken bereit seien.

Am peinlichsten überrascht und in die furchtbarste Aufregung versetzt fühlte sich das schwache Häuflein Studenten, welches in der Universität die gewöhnliche Wachmannschaft bildete; denn diese geringe Zahl Bewaffneter war in diesen frühen Morgenstunden ganz auf sich selbst und ihre eigenen Entschlüsse angewiesen. Was würde geschehen? Was sollte man thun, wie sich verhalten? Mußte man Widerstand leisten? Konnte man es? War die Verantwortlichkeit nicht eine ungeheure? In ihrer großen Bestürzung sandten die Angsterfüllten Boten zu ihren in der Nähe wohnenden Kameraden. Auch in die Vorstädte wurde die Nachricht von ihrer gefährlichen, vielleicht unhaltbaren Lage gebracht. Allein noch ehe sich eine genügend beschluß- oder widerstandsfähige Versammlung der Studenten zu bilden im stande, Hilfe zu erwarten war, konnte es zu spät sein, wenn die Regierung rasch und entschlossen handelte. Und es sah ganz so aus, als ob sie es wollte. Denn schon um halb sechs Uhr früh erschien Graf Colloredo mit zwei Professoren, wies den Auflösungsbefehl vor und forderte die Wache auf, sofort abzuziehen und sämtliche Thore der Universität zu schließen.

Die Studenten, die um jeden Preis Zeit gewinnen wollten,

Digitized by Google

weigerten sich einmütig, zu gehorchen, indem sie ihre Gewehre ergriffen und antraten. Die Herren entfernten sich, dem Oberkommando der Nationalgarde die Erfolglosigkeit ihres Schrittes zu melden. Allmählich kamen einzelne Legionäre, ihre Brüder zu verstärken, aber nicht in erheblicher Zahl. Da plötzlich bringt man die Schreckenskunde: daß die Truppen auf die Glacien ausgerückt seien, ein Teil derselben aber auch schon in die innere Stadt einmarschiere, daß man Kanonen auf den Basteien aufgeführt und die militärischen Posten an den Thoren verstärkt habe, um jedem Bewaffneten den Eintritt verwehren zu können.

Furchtbarer Tumult entstand darüber unter den Studenten und den sich auch schon sammelnden, wenn auch noch ganz kleinen Volksgruppen bei der Universität.

Landmarschall Graf Montecuccoli und General Sardagna fanden sich nun dort ein und machten neue, ernstere Versuche, die jungen Leute zum Nachgeben zu bewegen. Vergebens! —

Professor Füster war herbeigeeilt und forderte mit vor Erregung bebender Stimme zum Kampfe auf Leben und Tod für die Freiheit auf. Und schon erdröhnten vom nahen Lugeck her die schweren Tritte heranmarschierender Soldaten, schon blitzten drohend ihre Bajonette.

Ein Bataillon Infanterie rückte vor die Universität, deren Verteidiger die Zahl von hundert noch lang nicht erreicht hatte. Der kommandierende Major wies seine Ordre vor, die Universität zu besetzen und forderte auf, die Waffen sofort niederzulegen. Gegen diese Zumutung bäumte sich das Ehrgefühl mächtig auf. In diesem großen und ernsten Augenblick fuhr in diese Jünglinge ein wahrer Heldengeist. „Nur mit dem Leben!“ riefen sie als Antwort, machten sich schußfertig und standen entschlossen und bereit sich aufzuopfern. Totenstille erfolgte. Selbst das Volk, das zu murren angefangen, verstummte vor dem drohenden Verhängnisse. — Doch kein militärisches Kommando ertönte. Man *wagte* es nicht, das Häuflein der Tapfern zusammenzuschießen, was so leicht gewesen wäre. Und vielleicht hatte man recht, den entsetzlichen Eindruck eines solchen Ereignisses zu fürchten. Abermals ist es Professor Füster, der, der erste, sich faßt und Worte findet. „Ueber Ihr greises Haupt das Blut, das vergossen wird!“ ruft er dem sich wieder nähernden General Sardagna zu. Dieser, bleich bis in die Lippen, vielleicht human gesinnt und von Mitleid mit dieser Jugend ergriffen, läßt sich herbei, eine Deputation der Studenten, die um Zurücknahme des Auflösungsdekretes petitionieren will, selbst zum Ministerpräsidenten zu geleiten. Einstweilen ziehen sich die Truppen in angemessener Entfernung zurück.

Digitized by Google

Die Regierung hatte einen furchtbaren Fehler begangen, indem sie den Vollzug des Auflösungsdekretes zuerst dem Kommando der Nationalgarde übertrug und dann doch, mit Uebergehung desselben, das Militär in die Stadt einrücken ließ und allein in Aktion brachte. Das wurde selbst von konservativ gesinnten Garden als eine Art von Beleidigung aufgefaßt — alle andern aber, besonders die liberal denkenden, waren nun plötzlich eines Herzens und eines Sinnes für die Legion, und die Kunde von der Gefahr, in der sie schwebte, setzte alles in Feuer und Flammen. Man greift zu den Waffen, die Alarmtrommeln wirbeln, von allen Seiten strömen Bundesgenossen der Universität zu.

Die Legionäre, die einzeln nicht in die Stadt gekonnt, waren zur Technik geeilt und hatten sich dem Korps der Techniker angeschlossen, welches schon, militärisch geordnet, zum Aufbruche bereit stand. So zog denn dieses Gros der Legion gegen das Stubenthor und wurde nicht gehindert, dasselbe zu passieren; denn die Truppen wichen überall dem Kampfe aus. Die Ratlosigkeit der Regierung bewirkte die Unentschlossenheit der militärischen Kommandanten, die nie ganz bestimmte Befehle erhielten und sich wohl hüteten, ganz auf ihre eigene Verantwortlichkeit zu handeln. Arbeitermassen drangen gewaltsam durch das Rotenturmthor ein. Da fiel ein Schuß — ob zufällig oder absichtlich, blieb unbekannt — und ein Arbeiter sank tödlich getroffen zu Boden. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich nun: „der Kampf habe begonnen" — und in unglaublich kurzer Zeit bedeckte sich die ganze innere Stadt mit Barrikaden. Wie durch Zauber wuchsen sie empor und türmten sich, zumeist aus den mit aufgeworfenem Erdreich verbundenen Granitwürfeln des Straßenpflasters bestehend und von zahlreichen Bewaffneten besetzt, an vielen Stellen bis zu den zweiten Stockwerken der Häuser. Auch aus den Fenstern drohten überall die Gewehrläufe. (Nun heulte auch von einigen Türmen das Sturmgeläut.) Furchtbar verschanzt war besonders die Universität und die sie umgebenden Straßen.

In dieser Stunde aber schrieben die Arbeiter an die Hausthore mit Kreide die schönen Worte: „Heilig ist das Eigentum". An solche Momente wie dieser und jener, da die selbst Armen für arme Studenten zusammenlegen wollten, muß erinnert werden; denn sie beweisen doch, daß die Freiheit, wenn sie auch mitunter zu Ausschreitungen führt, im ganzen doch eine veredelnde Wirkung übt. Wer hätte in den Arbeitern jener Tage die wilden, wüsten, verkommenen und entmenschten Horden wiedererkannt, die in der Nacht vom 13. auf den 14. März vor den Linien so zwecklos gewütet, geplündert

Digitized by Google

und gesengt hatten? Nur in einer bösen Stunde zeigte sich später ein kleinster Teil von ihnen ebenso.

Der letzte Mut war der Regierung entsunken; sie beeilte sich, das Auflösungsdekret zurückzunehmen, alle Zugeständnisse vom 15. Mai zu erneuern und das Militär schleunigst in die Kasernen verschwinden zu lassen. Der Sieg des Volkes war vollständig — abermals ohne Kampf.

Was mich selbst betrifft, hatte ich gleich nach dem Frühstück wieder den alten, ehrwürdigen Säbel aus den Napoleonischen Kriegen umgeschnallt, war fortgeeilt und hatte den ganzen Tag außer dem Hause zugebracht, hatte mich zuerst zur Universität begeben, dann unter die Volksgruppen gemischt, ihren Aeußerungen gelauscht, den Bericht von Augenzeugen dessen, was vorgefallen war, mit angehört, war später über die Barrikaden geklettert von einer zur andern und hatte alles, was ich sah und hörte, gut im Gedächtnisse bewahrt, so daß ich nach dem Vergleiche meiner ausführlichen Notizen mit den besten und verläßlichsten Schilderungen jener Zeit wohl behaupten darf, ein wahrheitsgetreues Bild entworfen zu haben. Das sei aber ein für allemal auch gesagt von allem, was ich aus diesem denkwürdigen Jahre weiter noch erzählen werde.

Es war eine Zeit tiefster Erregung und intensivsten Seelenlebens für mich; denn nicht nur die leidenschaftlichste Teilnahme an den politischen Ereignissen erfüllte mein Herz, auch die Sehnsuchtsqualen der Liebe hörten nicht auf es zu verzehren, und die Freundschaft zu Sigmund nistete sich immer tiefer hinein. Wir waren uns nach und nach unentbehrlich geworden. Seine große Jugend hielt ihn jedoch den politischen Vorgängen fern. Fast zwei Jahre jünger als ich, der Siebzehnjährige, war er auch in der Erscheinung fast noch ein Knabe; geistig jedoch war er seinen Jahren weit voraus.

Aus den Ereignissen des 26. Mai ging der sogenannte Sicherheitsausschuß hervor, der, gewissermaßen das Erbe des aufgelösten Zentralkomitees antretend, ebenso wie dieses aus Erwählten der Bürgerschaft, der Nationalgarde und der akademischen Legion bestehend, im alten Musikvereinssaale unter dem Präsidium des edlen Fischhof tagte und dessen Aufgabe mindestens ebenso sehr die Ueberwachung der Regierung und die Wahrung der freiheitlichen Errungenschaften, als die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung in der Stadt war. Dieser Ausschuß, der das volle Vertrauen des Volkes besaß, erwies sich in seinem Wirken als vorwiegend versöhnlich und friedlich gesinnt. Daß er sich an die Spitze einer revolutionären Aktion gestellt, kam nicht

Digitized by Google

vor. Er bildete jedoch ein wohlthuendes Gegengewicht zu dem engherzigen oder servilen Gemeinderat. Als auch er später sein Walten einstellte, war es nicht zum Heil.

* * *

So weit ist mein Bruder mit der Niederschrift seiner Denkwürdigkeiten gekommen. Wäre dem Dichter Kraft und Zeit beschieden gewesen, so hätte er ohne Zweifel auch die Erlebnisse und Ergebnisse der Jahre 1849—1893 in derselben Art, wie im ersten Teil seiner Memoiren, zur Darstellung gebracht. Obwohl die Vollendung dieses Werkes ihm durch seinen vorzeitigen Heimgang versagt blieb, war es doch möglich, seine Selbstbiographie durch die folgenden Tagebuchblätter, Briefe und eine Auswahl aus seinen religiösen Betrachtungen zu ergänzen.

Caroline Riffel.

Digitized by Google

Zweiter Teil.

Tagebuchblätter und Briefe.

1849—1893.

Digitized by Google

1849.

Mit 1. Oktober war die Ferienzeit abgelaufen, die Kollegien begannen aufs neue. Das Unterrichtsministerium hatte inzwischen den neuen Schulplan vollständig ausgearbeitet. Schon unser Antrittsbesuch bei dem Direktor und den Professoren gab uns einen Vorgeschmack von dem Geiste desselben. Man gab uns ziemlich deutlich zu verstehen, daß unsre Stellung nunmehr eine ganz andre sein werde, als die in den Zeiten der Zügellosigkeit. Als ich zum Schlusse mich um die Stunden der „Kollegien" erkundigte, bemerkte der Direktor mit scharfer Betonung: „Ich muß bitten, Schule zu sagen, vergessen Sie nicht, daß Sie fortan Schüler und keine Herren mehr sind." Meine Mitschüler waren außer sich, ich zuckte die Achsel, an leeren Zeremonien lag mir nichts, mir war es gleichgültig, ob man mich Schüler oder Herr titulierte, wenn ich schon einmal verdammt sein sollte, die Stellung eines Schulknaben einzunehmen. Die Absicht besonders religiösen kirchlichen Zwanges konnte mir aus allen Anstalten nicht entgehen, ich fühlte mich am empfindlichsten Flecke getroffen, ich machte mich zu energischem Widerstande bereit. Allein was war aller Vorgeschmack gegen die Wirklichkeit. Die Vorlesung der neuen Disziplinargesetze, der Ton, in welchem sie vorgelesen wurden, übertraf all meine Erwartungen — und ich hatte mich auf viele Schändlichkeit gefaßt gemacht. Ich fühlte meine tiefste Ehre verletzt — meine Entrüstung war so groß, daß ich auf Momente das Studium aufzugeben entschlossen war, so erniedrigt kam ich mir vor. Endlich ruhiger, dachte ich zu versuchen, was eine kecke Stirn diesen Niederträchtigkeiten gegenüber vermöge. Mittwoch den 3. der erste Lehrvortrag. Wir entdeckten neue Schönheiten, als: lautes Beten vor und nach den Stunden, unsre Plätze wie die Fiaker numeriert, jede Bewegung ängstlich bewacht. Das neue System des Unterrichts war

Digitized by Google

ein Netz von Ketten, Geist und Körper zu erdrücken, jede Kraft aufzuzehren oder auf ein Ziel, das der Demütigung, zu konzentrieren.

Es war eine Schule: gehorchen und sich beugen zu lernen. Alles war darauf berechnet, jede Thätigkeit unmöglich zu machen, die nicht der Leitung des Lehrkörpers unterworfen war. Ich und Sigmund (Schlesinger) erkannten das Peinliche unsrer Lage. Uns blieb nur die Wahl, unsre Stellung als die Ersten der Klasse aufzugeben, mit ihr unser Ansehen den Professoren gegenüber und den Mitschülern, mit ihr die Möglichkeit, den drohenden Demütigungen zu entgehen. Oder wir mußten auf jeden Gedanken einer Thätigkeit außer dem für die Schule verzichten, mit ihm auf die Möglichkeit uns aufzuschwingen, unsern Beruf zu erfüllen. Wir machten riesenhafte Anstrengungen, dieser Wahl zu entgehen — aber es gelang uns nicht, die dramatische Arbeit blieb im Rückstand. Ich schämte mich vor mir selbst und glaubte das Zeichen meiner Schande mit mir zu tragen. Mit Schaudern nahm ich wahr, mit welchem Eifer vom Lehrkörper darauf hingearbeitet wurde, die Schüler selbst zu entzweien, den Samen der Gehässigkeit, des Neides, der Eifersucht unter der Jugend auszustreuen. Zur Abwechselung kam die Nachricht der Hinrichtung Ludwig Batthyanis und die Arader Galgen. Und doch, meine Ueberzeugung wankte nicht, mein unerschütterliches Vertrauen auf die Zeit und den Willen des namenlosen Wesens, das wir Gott nennen. Und ich fühlte mich ausgerüstet, durch ihn befähigt für ihn zu wirken; ich fühlte etwas in mir von seinem ewigen Geiste, und bei den Seufzern der elenden Menschheit schwur ich, ich wolle ihn aufziehen zum Titanengeiste gegen die Tyrannei! Mir war es, als wären alle Seelen der Gemordeten, Hingeschlachteten mit der meinen in eins verschmolzen, um sie zu stärken. Und mein Gedanke war Gebet: Du großer Gott, der du mir gabst den brennenden Trieb, die Fähigkeit, gib mir auch die Gelegenheit und erstarke meine Kraft, die Gelegenheit zu ergreifen. — Wie ich vorausgesehen, hatte sich das Gewitter zusammengezogen, es sollte sich entladen. Mit dem fanatischen Eifer eines heuchlerischen Jesuiten hatte sich der neue Religionsprofessor auf die Ausführung der kirchlichen Disziplinarvorschriften geworfen. Es ward uns feierlich verkündet, daß man mit Strenge auf die Verrichtung der Beichtandacht sehen werde und daß wir uns über dieselbe bis Ende des Monats auszuweisen hätten. Meine Mitschüler fügten sich dem Machtgebote, viele suchten durch Erkaufung von Beichtzetteln demselben zu entschlüpfen. Ich verachtete diesen Trug — meine innere Würde forderte ein offenes Auftreten. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß der Kampf diesmal ein ernsterer, vielleicht ge-

Digitized by Google

fährlicher werden könne und leugne nicht, daß ich meine ganze Kraft aufbieten mußte, einer gewissen Zaghaftigkeit Herr zu werden. Die natürliche Bequemlichkeit hätte sich darin gefallen, den Vorschriften des Lehrkörpers nachzukommen, allein der Gedanke war mir unerträglich, einem Zwange mich zu fügen, den ich bereits gebrochen hatte, mich einer Inkonsequenz zeihen zu lassen, die vielleicht fernere Demütigungen nach sich gezogen hätte. Ich siegte über mich selbst, ich wollte meine Menschenwürde aufrecht halten um jeden Preis.

Sonntag den 21. vormittags trat ich etwas klopfenden Herzens in das Zimmer des Religionsprofessors. In ruhigen, schonenden, anfangs etwas verblümten Worten eröffnete ich ihm meine Ansicht in Betreff der Beichte. Allein er selbst in glühendem Eifer emporfahrend, nötigte mich zu einer offenen Sprache. Nun, als hätte ihn eine giftige Natter gestochen, wich er von mir zurück und bohrte seine grauen, katzenartigen Augen in die meinen, ein höhnisches Lächeln schwebte um seine Lippen: „So steht einer von jenen geistig Erhabenen vor mir," sprach er, „die da nicht glauben, weil sie sich weiser denken als die Weisesten der Erde, die da Gott nicht glauben, weil sie selbst sich Gott gleich wähnen!" — „Ich glaube," erwiderte ich, „und kein Mensch ist ohne Glauben — ich bin ein Mensch und glaube an einen Gott!" Mit heftigen Ausfällen seiner Entrüstung warf er sich auf mich. Allein ich hatte in diesem Augenblick meine ganze Besonnenheit und geistige Kraft. Meine Ruhe, die sich weder einschüchtern, noch zu Thorheiten reizen ließ, entwaffnete ihn endlich. Er brach ab und frug nach meinem Namen. Der versetzte ihm einen neuen Schlag; denn er, der neu Angestellte, erinnerte sich des Ansehens, in welchem ich als einer der Ersten der Klasse, sowohl bei den älteren Professoren, als bei meinen Mitschülern stand. Er mochte in dem Augenblicke die ganze Tragweite seines Benehmens in dieser Sache berechnen. Der Ruf, den ich meiner Sitten und meines Charakters wegen am Gymnasium genoß, versagte ihm jeden Angriff auf diesen. Er wagte keine eigenmächtige Handlung. Allmählich stimmte er den Ton des Bedauerns an, daß ein so begabter, allgemein geachteter Mensch so schwach sei im Glauben. Er entließ mich mit der Weisung, er werde mein Anliegen dem gesamten Lehrkörper vortragen, der darüber entscheiden solle. Da bemerkte ich noch einmal nachdrücklich, daß ich nicht gekommen sei, eine Bitte vorzutragen, sondern eine Erklärung abzugeben, es möge der Lehrkörper entscheiden nach seinem Pflichtgefühle — ich werde die meine nach meiner Würde, meinem Bewußtsein erfüllen. Ich fühlte mich nach dieser Unterredung erhoben — ich war mit mir zufrieden. Gleich tags darauf bemerkte

Digitized by Google

ich eine gewisse Mißstimmung unter sämtlichen Professoren, ich bemerkte hier und da in ihren Vorträgen indirekte Ausfälle auf mich. Der Lehrkörper hatte endlich entschieden. Ich ward Sonntag den 28. zum Religionsprofessor berufen. Derselbe kam mir mit scheinheilig freundlicher Miene entgegen und eröffnete mir, daß man meinem Willen keinen Zwang anthun werde, solange ich nicht selbst stärker im Glauben sein würde, was er mit Gottes Hilfe durch seine Lehren bewirken werde. Man fürchtete also meine eiserne Stirne, man fürchtete das Aufsehen — ich hatte gewonnen. Noch einen Angriff machte er, mir durch Güte abzudringen, was man durch Gewalt nicht zu ertrotzen wagte. Vertraulich trat er an meine Seite, nahm freundlich meine Hand, die er fast zärtlich drückte, mit den Worten: „Man erwartet ein Opfer von Ihrem ehrenhaften Charakter — man erwartet, daß Sie aus freiem Antriebe sich der allgemeinen Ordnung fügen werden. Sie verstehen mich schon!" Meine Antwort zeigte ihm die furchtbare Blöße, die er sich gegeben. Mit einer raschen Verbeugung entfernte er sich. Als ich den Klostergang hinabschritt, begegneten mir zwei junge Geistliche, die sich fast bis zur Erde bückten, als ich sie flüchtig grüßte und im ganzen Stolze des moralischen Triumphs an ihnen vorüberschritt. Es war die erste Probe meines Berufes gewesen, er trat nun in seiner ganzen Größe vor das Auge meiner Seele, mein Beruf, die Bekämpfung der Finsternis, der Streit für die reine Religion des reinen Gottes. Der Direktor des Gymnasiums sagte mir beiläufig dasselbe, nur riet er mir, durch die Lektüre religiöser Schriften einer besseren Ueberzeugung Eingang zu gestatten. Der Religionslehrer stelle mir seine Bibliothek zur Verfügung. Ich beschloß das Anerbieten anzunehmen, ich wollte zeigen, daß ich den geistigen Kampf mit ihren Prinzipien nicht scheue. Ich bekam mehrere Bücher nach Hause — ich lernte manches aus ihnen, manche meiner späteren Schriften fand hier ihren Ursprung.

Doch fühlte ich von diesem Tage an immer mehr und mehr die peinliche Stellung, in der ich den Professoren gegenüber stand, und sie wurde mir mit jedem Tage unerträglicher trotz der scheinbar freundlichen Höflichkeit, die wir gegenseitig beobachteten.

November. Das trockene Studium, womit man uns fesselte, brachte mich zur Verzweiflung in meiner so oft erschütterten furchtbaren Stimmung. Meine Gesundheit begann bereits ernstlich zu wanken. Mein Verhältnis zu Marietta Forti war trostloser als je — ich hatte keine Hoffnung. Wohl war ich entschlossen, die Zeit der

Digitized by Google

Prüfung zu überdauern, doch ein Gedanke setzte mich in die quälendste Furcht, der, Marietta könne vielleicht in wenig Monaten Wien verlassen. Ich fand mich geistig und körperlich zerrüttet und vor mir aufgetürmt lagen die schwierigsten, trockensten Aufgaben, meist mathematischer Wissenschaft, die von jeher meinem Naturell zuwider war. Ich befand mich unwohl, doch die Arbeit forderte gebieterisch ihre Rechte, mein Ansehn in der Klasse stand auf dem Spiele. Mathematik und Liebe, gerechter Gott, wer beide kennt, wird die Marter meiner Aufgabe begreifen. Diese Anstrengungen mit dem Seelenleiden vereint zogen mir ein heftiges Fieber zu. Und als ich mich erholte, begann aufs neue die Qual des Schulzwanges an einer österreichischen Schule. Eine krankhafte Exzentrizität bemächtigte sich meines Wesens, das Geringste war genügend, mich heftig zu erschüttern. Schon der bloße Anblick einer mißliebigen Person verstimmte mich. Ich dachte daran, länger vom Kollegium weg zu bleiben, mich zu erholen, allein es ekelte mich an, nach der Vorschrift jede Stunde knabenhaft zu entschuldigen, ärztliche und väterliche Zeugnisse beizulegen. Von Zeit zu Zeit erlag mein Körper dem Schmerze und ich bemerkte, daß diese Zeiträume immer schneller aufeinander folgten. Empörend war jedesmal der Vortrag der Weltgeschichte, die man uns pfäffisch verfälschte. Die Zukunft erschien mir trostlos — es war eine furchtbare Zeit: so warm zu fühlen für die Menschheit, so heiß zu glühen für die Freiheit, so hoch begeistert zu sein für den Gottesgedanken — und schwach und ermattet, physisch aufgerieben, für all das nichts wirken zu können, und keinen Trost zu haben, keinen Augenblick des Vergessens am Busen der Liebe.

Das Studium ward mir von Tag zu Tag verhaßter, ich erblickte in ihm zum großen Teile die Quelle meiner Leiden; denn wie ich vorausgesehen, jede geistige Thätigkeit war unmöglich geworden, unmöglich jeder Aufschwung aus meiner Stellung, jeder Trost, wenigstens zu wirken. Ich befreunde mich schon mehr und mehr mit dem Gedanken, nach diesem Studienjahre auszutreten und mich hineinzustürzen ins Leben, mich herauszureißen aus dieser entsetzlichen Lethargie. O diese fürchterlichen Stunden des Kollegiums! Diese Folter für den Geist. Ja, wie der gemarterte Leib seiner Glieder sich nicht bedienen kann, so ist der gequälte Geist unfähig, seine Fähigkeiten zu entwickeln. Meine Energie, der Stolz meines Bewußtseins schwindet mehr und mehr unter diesen kleinlichen Anstrengungen. Den 21. raubte ich mir gewaltsam eine Stunde, die erste Hand an die Abfassung religiöser Schriften zu legen. Das Gelingen der Arbeit heiterte mich für kurze Zeit auf. Ich erhob mich

Digitized by Google

zu riesenhaften Anstrengungen, ich arbeitete von nun an immer bis spät in die Nacht. Physische Schwäche machte diesem Systeme bald ein Ende. Ich war genötigt, auch mein Studium der italienischen Sprache auszusetzen. Umsonst suchte ich mich zuweilen aufzuregen, um dem Schlaf zu wehren, mich zu überwältigen. Inzwischen fuhr der Religionsprofessor und andre in ihren Vorträgen fort, durch indirekte Angriffe sich an mir zu rächen. Ich war in meiner Gereiztheit unbesonnen genug, in meinen schriftlichen Aufsätzen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ich dachte immer häufiger daran, das Studium eines Tages plötzlich abzubrechen — es war mir wie eine Verantwortlichkeit gegen meinen Geist, ihn noch länger in Fesseln schlagen zu lassen. Der Religionsprofessor begann einen meiner Mitschüler zu verfolgen, weil er bemerkt hatte, daß dieser meine Schriften mit Aufmerksamkeit lese. Mir war es furchtbar, das ohnmächtig mit ansehen zu müssen. Mein Aussehen war in dieser Zeit leidend, mein Antlitz eingefallen und geisterbleich, man konnte in meinen Zügen deutlich meine Leiden lesen.

Dezember. Die Entrüstung meiner Mitschüler über das übermütige Benehmen der geistlichen Herren Professoren stieg mit jedem Tage, sie fühlten sich durch die demütigende Behandlung ins Innerste verletzt. Ich trug mich mit dem Plane einer großartigen öffentlichen Demonstration, einer schriftlichen Erklärung unsrer Unzufriedenheit und Mißbilligung dem Direktor mit den Unterschriften der besten und geachtetsten Studenten versehen, zu überreichen und zugleich im Drucke in einem Zeitungsblatte zu veröffentlichen. Allein ich gab den ganzen Plan auf, sobald ich sah, wie sehr der Einfluß des Unterdrückungssystems den Mut meiner Kollegen geschwächt hatte, wie andrerseits sich der Unmut auf kindische Weise Luft machte. Zu einem tollen Streiche wäre die Mehrzahl eher als zu einem würdevollen, ernsten Schritt zu bewegen gewesen. Mir blutete aber das Herz, als ich Geist und Energie so vieler blühender, begabter Jünglinge allmählich herabsinken sah. Die immer düsterer werdende Lage der Welt trug das ihrige dazu bei.

Meine Liebe zu Marietta hatte den höchsten Grad erreicht. Allüberall verfolgte mich der Gedanke an sie. Sie aufgeben schien mir Unmöglichkeit — diese ganze lange, furchtbare Zeit, ich wollte sie nicht vergebens geopfert, nicht umsonst so lange gelitten haben — und sinnlos opferte ich noch mehr, litt darum noch mehr. Sie war es, die so lange mein ganzes Ich gefangen gehalten, das gab ihr in meinen Augen unendlichen Wert, ich liebte in ihr meinen Gedanken,

Digitized by Google

sie zu erheben, zu veredeln, zu beseligen. Denn es war nicht ihre Schönheit, ihre äußere Schönheit, die mich allein so bezaubert. Ja, hätte ich ein Wesen gefunden, Zug für Zug an Gestalt und Bewegung ihr gleich, von ihr nicht zu unterscheiden — und in dieser Hülle der höchste Geist, die edelste Seele, und dies Wesen hätte sich mir hingegeben mit all seiner Glut — ich hätte es von mir gestoßen! denn es war ja nicht die Marietta, nach der ich so lange gerungen. Doch nie hat diese unselige Leidenschaft mich ganz abgezogen von meinem Berufe, immer raffte ich mich auf, für ihn mich vorzubereiten. Es gab trotz ihrer entsetzlichen Heftigkeit keinen Augenblick in meiner Liebe, wo ich sie nicht meiner Sache geopfert hätte, wenn ich zur Wahl wäre gezwungen gewesen! Und immer wieder dies hemmende, quälende Studium mir verhaßter Wissenschaften: Latein, Griechisch, Mathematik, Philologie allüberall! O wie oft weinte, schluchzte ich bitterlich, wie oft lachte ich krampfhaft über mein Leiden! — Nur dann, wenn der Schmerz ausgetobt, fühlte ich mich auf Momente erhoben, wenn ich mir sagte, durch ihn werde meine Seele geläutert und ich erhob mein geistiges Auge zu Gott und rief aus der gequälten Brust: dein bin ich, dein Wille geschehe! Und so täglich zu sehen, wie meine Mitschüler gedrückt wurden — und zu denken an die jungen, zarten Seelen in den untern Klassen, die diesen teuflischen Händen anvertraut, verloren waren, rettungslos verloren — eine ganze Generation gemordet! Umsonst wollte ich Kraft gewinnen, das alles zu ertragen. Ich fühlte, es könne mich krank machen, mich töten — wenn ich nicht durch einen kräftigen Entschluß dem allem ein Ende machte. Nur kam ich nicht dazu, den zu fassen; ich fürchtete den Widerstand meines Vaters. Auch meine Mutter teilte gleiche Besorgnis. Es sollte ein Mittelweg eingeschlagen werden — ein ärztliches Zeugnis befreite mich für einen Monat vom Schulbesuche. Waffenstillstand also. Ich schwur es mir selbst zu, keinen Fuß ins Kollegium zu setzen, bevor die mir vorliegende dramatische Arbeit vollendet wäre. Ich begann den 22. zu arbeiten und zwar mit Glück.

Montag den 24., Weihnachtsabend.

Alles fröhlich und heiter — nur ich düster und traurig — und die Armen wohl auch, denen es nicht vergönnt war, sich freuen zu dürfen — ich dachte ihrer und fühlte ihr Leid. Und ich erwählte den Tag als Losungstag — ein Jahr darauf wollte ich sagen können, daß es anders mit mir stehe durch den Erfolg rastloser Thätigkeit. Ich fing, seit ich das Kollegium nicht besuchte, allmählich an, ein wenig aufzuatmen. Ich beschäftigte mich mehr als je mit dem Ge-

Digitized by Google

danken, dasselbe gar nicht wieder zu betreten. Ich suchte den Vater auf eine solche Möglichkeit vorzubereiten und fand, der Widerstand würde geringer sein, als ich erwartet hatte — doch war es Täuschung, er mochte trotz meines Redens nicht an einen plötzlichen Entschluß glauben. Da trat ein neues Schreckgespenst vor mich hin: die Militärpflichtigkeit, eine Gefahr, die beim Aufgeben des Studiums noch drohender erschien. — Der Gedanke, vielleicht wählen zu müssen zwischen Sklaverei und Sklaverei, stürzte mich in die furchtbarste Stimmung zurück.

Wenn mein Schmerz am höchsten war, dann verwundete es mich am tiefsten, wenn man demselben mit gewöhnlichen Trostmitteln entgegentreten oder behaupten wollte, er sei grundlos bei meiner Jugend.

Vaterland, Freiheit, Menschheit, Gefühl der Liebe, alles hoffnungslos und in den Staub getreten. Sollte meine Jugend all diese Schmerzen darum minder fühlen, weil sie feuriger fühlte all diese Schmerzen, deren einer fähig ist den Menschen rasend zu machen.

Jänner 1850. Eine gemütliche Familienscene, die ich den Abend mit ansah, rührte mich bis zu Thränen. Mir war es, als sagte eine innere Stimme: Dir wird es nie zu Teil werden, das stille häusliche Glück, dein Leben wird stehen im Sturm des Völkergeschickes — und jetzt hast du keine Hoffnungen für dein Herz. Durch fortwährende Arbeit nahm meine Kraft jedoch von Tag zu Tag zu. Als aber der Monat zu Ende ging und wieder das Kollegium vor mir stand und ein Entschluß gefaßt werden sollte, und das Schreckgespenst der Militärpflichtigkeit diesen Entschluß verhinderte, da war meine Seele finsterer als je. Es war furchtbar zu denken, ein Opfer des Despotismus zu werden, zu seinem Dienste gewaltsam gezwungen. Da dachte ich wieder, ich würde bei der ersten Wache — mich erschießen! O nein, wozu das — nein, mit einem Schusse mir den linken Arm zerschmettern. Und ich fand eine wilde, bittere Lust darin, diesem Gedanken nachzuhängen. Ich bin doch frei, rief ich in einer Art finsteren Triumphs! Und ich arbeitete fort, rastlos, mit krampfhafter Anstrengung, an dem Drama: „Die Inquisitoren" — ich achtete nicht geistige noch physische Erschöpfung. Mein Kopf brannte, meine Nerven bebten — was lag daran, fort arbeitete ich, fort, bis ich eines Tages, vom Blutandrange überwältigt, auf das Steinpflaster der Küche besinnungslos niederstürzte und mich an Stirne und Fußknochen zerschlug. Was lag daran, das Drama stand

Digitized by Google

fast vollendet da. Plötzlich erschien die Verordnung, kein geistliches Gewand dürfe mehr auf die Bühne gebracht werden — es war jede Hoffnung hin, damit durchzudringen.

Februar. Montag betrat ich das Schulzimmer das erstemal wieder; der Ekel, der mich anwehte, verursachte mir fast eine Ueblichkeit. Und dieser Ekel stieg von Tag zu Tage, die Unterbrechung hatte ihn nur gefördert. Man überhäufte uns mehr als je mit den trockensten Arbeiten. Mit dem größten Widerwillen mußte ich mich zum Lernen zwingen und wenn ich gelernt hatte, warf ich es mir vor, diese Stunden verloren zu haben. Der Rest meiner Ruhe verschwand — mein Körper war leidender als je. Ich Thor hatte durch eine elende Ausflucht der Notwendigkeit eines großen entscheidenden Entschlusses zu entgehen geglaubt. Durch einen flüchtigen, der Sklaverei abgefeilschten Monat wollte ich mich retten und befreien. Und wieder sah ich mich am Rande des Abgrundes, wieder wankte unter mir der Boden und ich wagte es nicht, mit einem Satze festen Grund zu gewinnen. — Es dämmerte der Morgen des 15. Februar. Ich erwachte mit einem heftigen Schmerze, Frost und brennende Hitze überflogen im Wettlaufe meine Glieder, kalter Schweiß stand auf meiner Stirne — ich war krank. — Bis hierher sagte ich mir und nicht weiter! Der Augenblick des Entschlusses war gekommen, das Studium war über den Haufen geworfen. Meine eigene Kraft, Gottes Hilfe, die Religion sollte mich durchs Leben führen, in diesem Sinne sollte sich diese Kraft der Religion und des Menschentums bewähren im Gegensatz zur toten Buchstabenbildung der Welt. Meine Mutter schwieg, der Widerstand des Vaters war gering. Ich atmete freier, ich hatte gethan, wie ich nicht anders konnte. Nachdem ich den Tag noch reiflicher, ernster Ueberlegung gewidmet, erklärte ich den 16. mit Festigkeit meinen gefaßten Entschluß. Mein Vater warnte mich vor Reue und protestierte gegen einstige Vorwürfe. Ich habe diesen Entschluß nie bereut. Ich war heiter gestimmt, weil alles so leicht gegangen war. Sobald jedoch die erste Ueberraschung gewichen war, begannen die Angriffe zuerst von meiner Mutter. Es war zuerst ihre jedoch zu übertriebene Sorge in Bezug auf die Militärpflichtigkeit, die sie mir vorhielt. Unser Hausarzt billigte meinen Entschluß, ja er hielt ihn in Bezug auf Gesundheit für dringlich und notwendig. Die Klagen und Vorstellungen meiner Mutter wollten nicht enden. Ich befand mich in der größten Aufregung, als ich eine für mich schon entschiedene Sache angefochten sah und doch hatte ich unter jeder Anschauung recht gethan; wer wird

Digitized by Google

nicht zuerst der nahen Gefahr, als der entfernteren zu entgehen suchen?

Die Notwendigkeit einer aufs Höchste gesteigerten Thätigkeit einer alles überbietenden Produktivität konnte sich bei meinem geschwächten Zustande und den immerwährenden Anfechtungen nicht Geltung verschaffen. Die Angriffe meiner Mutter dauerten fort; meine Mutter flehte, meine Mutter weinte, meinen Entschluß des Studiums wegen zu erschüttern. Ich vergebe ihr die Qualen, die sie mir bereitet, denn ihr Quell war ihre Liebe zu mir. Und es dämmerte der Gedanke in mir auf, es könne der Augenblick kommen, wo ich so weit getrieben wäre, meinen Entschluß aufzugeben; ich schauderte vor diesem Augenblicke, denn er konnte nur erscheinen, begleitet von der Vernichtung meines besten Selbsts. Ich nahm daher alle Kraft zusammen, zu trotzen, mein Beruf wollte es, ich soll mich auch gewöhnen, Bitten, Thränen zu widerstehen. Mein Leben gehörte ja nicht meiner Mutter. Und, sagte ich mir, werden nicht immer ihre Thränen, ihre Bitten dich zurückhalten, wo es gilt einen großen Entschluß zu fassen, der dir Gefahr droht? Und immer dieser Militärdienst! War ich denn nicht durch meine schwächliche Gesundheit vor ihm gesichert? Mein Vater hatte begonnen durch sogenannte Vernunftgründe mich zu bearbeiten, mir die glänzende Stellung und Zukunft eines Staatsbeamten vor Augen zu stellen! Einem, der nicht studiert, traue auch niemand etwas zu. Eben dies Vorurteil sollte mein Geist ja bekämpfen. Er gab die Hoffnung nicht auf, ich werde mich eines Bessern besinnen. Man glaubte nicht an die Festigkeit meines Entschlusses. Die Stunde der Entscheidung kam. Es kam zu einem heftigen Auftritt. Ich erklärte mich endlich zum Privatstudium bereit — doch bis hierher und nicht weiter. Schon dies sei ein Opfer, das ich bringe. So mußte ich denn die erste Kursprüfung machen, mich darauf vorbereiten. Bei dreihundert gedruckte Seiten waren auswendig zu lernen. Acht Tage hindurch mußte ich zehn Stunden hindurch täglich unausgesetzt lernen — der Kopf wollte mir zerspringen, ich zerrüttete meine Gesundheit noch mehr. Ich atmete auf, als diese Zeit endlich vorbei war, die Prüfung gemacht und Ruhe war.

April. Soeben traf mich eine betrübende Nachricht. Wernberg, einer meiner Mitschüler, liege auf den Tod krank; er war den Anstrengungen, dem Geistesdrucke andrerseits erlegen — er war zu arm, einen ähnlichen Entschluß zu fassen, wie ich — ein Mensch voll Anlagen und Gemüt. Ja, ich fühlte es, dieser höllischen Macht des

Digitized by Google

finstern Zwanges mußte Geist oder Körper, oft beide erliegen. Die Ausschreibung eines Preises auf das beste Lustspiel lag uns schon lange im Gedanken. Donnerstag den 11. fand ich den ersten Gedanken zu dem Lustspiele: „Dichter und Mensch". Ich war begeistert für den Gedanken, den Vorurteilen der Welt die ganze Reinheit des echten schriftstellerischen Berufes entgegen zu halten, jene verderbliche Schöngeisterei zu bekämpfen, die sich wie ein Krebsschaden der ganzen Energie des Zeitgeistes angefressen. Die Urteile über unsre Inquisitoren, die uns zukommen, dienten dazu, unsre Ansichten über den Beruf des Schriftstellers immer schärfer zu begrenzen und zu befestigen. Da kam das bekannte Kirchengesetz, nach welchem die Kirche vom Staate unabhängig erklärt wurde. Ich fühlte mich tief erschüttert von diesem schmachvollen Akte der Niederträchtigkeit, ich entsetzte mich vor der furchtbaren Macht, die der finstern Bosheit, dem Aberglauben durch diese Kräftigung der Hierarchie gegeben wurde. Die ganze Dringlichkeit und Größe des mir vorgesetzten Werkes der religiösen Reformation erfaßte mich, ich setzte in Begeisterung die Feder an, sie vorzubereiten. Es war mir furchtbar, daß kein Zeichen eines Widerstandsgeistes sich hier regte, kein einziger Mann war unter all den gefeierten Männern der Litteratur, der Kunst, der Wissenschaft, des Staates, der Armee!

Mai. Die Arbeit des Trauerspiels „Narzissus" nahm inzwischen einen raschen Fortgang. Der erste und zweite Akt nahten ihrer Vollendung. Meine Gesundheit war so schwankend, daß es mir immer war, als trüge ich den Tod in meiner Brust. Ja, ich dachte oft an den Tod. Man schalt mich einen Misanthropen, der in seiner schwarzen Anschauung die Existenz des Glückes nie finden kann.

Wohl war ich allzu reizbar in jener Zeit; konnte es anders sein nach so viel Leiden bei solcher Jugend? Die Ruhe des Bewußtseins wird erst durch Stürme erkauft oder durch Opfer, noch war ich nicht zu ihr gereift. Die zunehmende Schwäche meines Körpers erfüllte mich mit Besorgnis, derselbe werde all diese Anstrengungen nicht ertragen können — und in der That begann die dramatische Arbeit zu stocken.

Juni. Ich sollte nunmehr mein Studium für die Privatprüfung des zweiten Kurses beginnen. Mit Ekel ging ich daran, mit Ekel warf ich das Buch jederzeit von mir. Ich lernte jeden Tag ein paar Stunden, ich zwang mich hinein, doch wurde meine Gesundheit immer leidender. Donnerstag den 6. begab ich mich mit

Digitized by Google

Sigmund zu Hofschauspieler Ludwig Löwe, der uns zu sich bestellt hatte. Wir waren mit dem, was er uns sagte, keineswegs zufrieden. Zwar machte er uns sein Kompliment über alle Teile des Stückes, mit Ausnahme des Schlusses, den er nicht genug befriedigend fand. Er lobte alles ohne Rückhalt, allein er zeigte nicht seine gewöhnliche Begeisterung bei der kleinsten Kleinigkeit.

Donnerstag den 27. zeigte sich zuerst die furchtbare Entkräftigung meiner Brust, jedes lebhafte laute Sprechen mußte ich einstellen, denn mein Atem reichte nicht aus. Eine schreckliche Zukunft lag vor mir, wenn es so fort ging, mußte ich für mein Leben fürchten. Ein heftiges Stechen in der linken Seite und arge Beklemmungen beraubten mich auf Momente fast der Besinnung. Der Zustand meiner Gesundheit wurde so bedenklich, daß ich ärztlichen Rat zu Hilfe nehmen mußte. Meine allzu frühreife Körperentwicklung hatte auch dazu beigetragen. An ein Prüfungsstudium war nicht zu denken, ich sollte daher die Ablegung der Prüfung bis nach den Ferien verschieben. Den letzten Juli verließ ich die Stadt, um mich aufs Land zu begeben.

August. Der erste heitere, freundliche Monat seit meinen Kinderjahren; ich verdanke ihn dem Eindrucke der herrlichen Natur, in der ich mich befinde. Hier in Weidling sollte der Plan zu „Dichter und Mensch" ausgearbeitet werden, sobald ich mich stark genug fühlte. In der stillen erhabenen Einsamkeit haften meine Gedanken wieder mehr als je auf meinem eigentlichen Berufe. Mittwoch den 21. kam Sigmund, um den Rest des Monats mit mir zuzubringen. Die Arbeit des Lustspiels begann mit aller Energie. Den 24. wohnten wir dem Begräbnis Lenaus bei, dessen Albigenser mich eben zum Wirken begeisterten*).

September. Mittwoch den 4. verließ mich Sigmund. Der Rest des Landaufenthaltes wurde mir durch anhaltendes Regenwetter verdorben. Mit Wehmut und Dankbarkeit verließ ich endlich den 16. das liebe Dörfchen, das mir so teuer geworden, wo ich seit zwanzig Monaten die ersten heiteren Stunden verlebt, das Dörfchen, das bis dahin meine einzige freundliche Jugenderinnerung war. Mit Rührung sagte ich der herrlichen Gegend ein freundliches Lebewohl — auf Wiedersehen!

In der Stadt war mein Gesundheitszustand ungünstiger. Ein

*) Siehe unten S. 233 „Der 24. August 1850".

Digitized by Google

heftiger Bluthusten zwang mich zu Bette zu bleiben und ärztliche Mittel zu gebrauchen. Das Studium hatte ich für immer aufgegeben.

Oktober. Die erste Hälfte des Monats lag ich leidend darnieder. Endlich den 19. fühlte ich wieder so viel Kraft, um aufzustehen. Schleswig-Holsteins Untergang, die hessische Revolution, der drohende Krieg zwischen Oesterreich und Preußen setzten alles in Aufregung.

1851.

Wir fuhren inzwischen fort, uns mit den ersten Celebritäten unsrer Litteratur bekannt zu machen. Gegen die Mitte Februars besuchten wir den von vielen als den größten Dichter gefeierten Hebbel, und er empfing uns in der That wie ein Gott, der angebetet, angestaunt sein will. Wir hatten bereits viel Stolz und Anmaßung kennen gelernt, allein diese übertraf alle unsre Erfahrungen. Als wir ihm unsern Entschluß mitteilten, uns ganz der Litteratur zu weihen, blickte er verächtlich auf uns herab und riet uns davon ab, indem er sagte: „Ich wollte lieber alles, als ein mittelmäßiger Dichter sein — ein Genie aber bringt das Jahrhundert nur einmal hervor", wodurch er uns nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er dieses eine, das Jahrhundert erschöpfende Genie sei! Sein drittes Wort während unsrer Unterredung war: „Das verstehen Sie noch nicht!" Wir verließen ihn höchst verletzt — über die Demütigungen, die wir hatten ertragen müssen. Es war daher kein geringer Triumph für uns, als er uns das nächste Mal ganz freundlich empfing, nachdem er unsre „Inquisitoren" gelesen, die er ein gutes Theaterstück nannte — von einem Kunstwerke könne gar nicht die Rede sein. —

Lebhaft erinnere ich mich an Sonntag, den 23. Februar — es war ein bewegter Tag. Mit tiefer Trauer betrachtete ich den Zustand des Volkes in meiner Vaterstadt — wie jedes Bewußtsein der Kraft mehr und mehr verschwand, wie sich alles wieder einer eitlen, unfruchtbaren Vergnügungssucht überließ, die anzufachen und zu erhöhen die Regierung kein Mittel scheute. Und in erster Linie kämpfte die „vielgepriesene Kunst", den Volksgeist zu fesseln, einzuschläfern, zu unterdrücken. O, ich hätte weinen, weinen können vor unendlicher Wehmut, wenn der Zorn der Entrüstung nicht meine Thränen verzehrt hätte in seiner heißen Glut. Da trat Eötvös *) ins Zimmer und er reichte mir ein Gedicht, das er aus dem Ungarischen übersetzt

*) Ein Verwandter des berühmten Dichters und Staatsmannes. A. d. H.

Digitized by Google

hatte. Ich las das Lied vom Storch auf Ungarns eingeäscherten Dörfern — ich fühlte mich tief gerührt, diese innige, kindliche Sprache, dies gebrochene Deutsch, diese abgerissenen Verse, in denen der Feder ungewandte Eötvös das Gedicht übersetzt hatte, erhöhten eben seine Wirkung. Das Gedicht konnte im Ungarischen unmöglich so schön sein.

Da erhob ich mich in Begeisterung; ich fühlte den Mut, sieglosen Kampf nicht zu scheuen. Ja, rief es in mir, Ungarns großer Kampf, Ungarns Fall muß Großes, Herrliches erzeugen für die Zukunft, wenn auch jetzt Trümmerhaufen seine Felder bedecken. Und in dieser Stimmung setzte ich mich zur Arbeit und verfaßte den Monolog des Silius im vierten Akte des Narziß. War das nicht eine Entweihung der Poesie, sich durch so äußerliche Einwirkungen entflammen zu lassen? Würde sie mich nicht exkommunizieren, die Hierarchie der Poeten, weil ich die allein seligmachende sogenannte Objektivität und alle Regeln der dramatischen Kunst verleugnete? —

Zu dieser Zeit fanden häufig Gespräche über Religion im engeren Zirkel meiner Familie und Bekannten statt und wieder bemerkte ich, daß ein reinerer Religionsbegriff weit leichter den streng Gläubigen, dem Christentum Ergebenen gewinne, als den glatten, kalten Weltaufgeklärten, den ungläubigen Spötter, den Menschen, der an Gott und eine Bestimmung des Menschengeschlechtes nicht glaubt.

März. Sonntag den 9. März lasen wir das eben vollendete Trauerspiel „Narzissus“ einigen unsrer Bekannten vor. Der günstige Eindruck erheiterte mich, jedoch waren die Hoffnungen, das Stück bei einer Bühne anzubringen, nicht glänzend; denn es erregte die von uns aufgestellte soziale Idee bei einzelnen bereits heftige Opposition. Sonntag den 16. reichten wir unser Trauerspiel „Narziß“ Herrn Dr. Laube, artistischen Direktor des Burgtheaters, ein. Die drei Tage, den 14., 15. und 16., hatte ich an der Entwicklung eines dramatischen Planes gearbeitet: „Kerkerleben“, der mir vieles versprach. Das erste preisbeteilte Lustspiel: „Der kategorische Imperativ“ von Bauernfeld*) kam zur Aufführung und fiel gänzlich durch. Der langweilige, zwitterhafte, abgebrauchte Liberalismus des Verfassers, in drei langen, langweiligen Akten ausgewalkt, ermüdete die Geduld des Publikums bis zum Unwillen.

Das zweite bevorzugte Lustspiel: „Der Liebesbrief“ von Roderich Benedix gefiel so ziemlich. Ich wohnte mit Sigmund

*) Vgl. Bauernfeld, Gesammelte Schriften (1872, VII. Anm. S. 231).

Digitized by Google

der ersten Aufführung bei. Der erste Akt erfüllte uns mit Mißbehagen — ja mit Unwillen. Der zweite aber überraschte uns auf eine so angenehme Weise, daß wir hingerissen waren, in den lebhaften Beifall des Publikums mit einzustimmen. Nicht als wäre die Arbeit dieses Akts so meisterhaft, seine Gedanken so großartig, sein Geist so erhaben — allein es war doch Lebenswärme darin, es war doch eine Anregung eines edleren Gefühls — es war doch ein inniges Wort, wenn auch leise gesprochen. Wir waren nachsichtig, vielleicht zu nachsichtig; denn wir vergaben dem Verfasser alle Fehler des Stückes, vergaben ihm das Verschweigen dessen, was er noch hätte sagen können und sagen sollen, weil er doch nur ein einziges Wort gesprochen für die zertretene Menschheit. Es war die Gesinnung, die uns an diesen Akt fesselte. Wir glaubten einen verwandten Charakter, einen Mitkämpfer in der Litteratur gefunden zu haben, wenn auch seine Fähigkeiten untergeordnet waren. Unsre Freude war voreilig gewesen — wir sahen wohl später, daß Roderich Benedix doch ein ganz oberflächlicher Geist sei, der es in der Folge auch nicht verschmähte, den Sinn des Publikums mit tändelnden, unterhaltenden, gut gearbeiteten, doch aber nichtigen Späßen der Lachlust in die Arme zu werfen.

April. Wir setzten uns in Verbindung mit Herrn Saphir, Redakteur des Humoristen. Das günstige Urteil, welches er über unser erstes Trauerspiel fällte, sowie die Bereitwilligkeit, womit er uns brieflich nach Hamburg und Breslau empfahl, berechtigte uns zu der Hoffnung, in ihm eine für den Augenblick wichtige Stütze gefunden zu haben. Wir beschlossen, ihm einige novellistische Skizzen für sein Blatt zu liefern, um ihn fester an uns zu knüpfen. So begannen wir die Abfassung unsrer „Doppelbilder", während das Volksdrama: „Einer der Edleren" einstweilen liegen blieb. Samstag den 5. endlich sahen wir das letzte und dritte bevorzugte Lustspiel: „Das Preislustspiel" von Eduard Mautner — ein erbärmliches Machwerk — was daran gut ist, ist offenbares Plagiat. So wie uns die Gesinnung im „Liebesbrief" angezogen, so empörte uns die im „Preislustspiele", und um dieser niederträchtigen Gesinnung würden wir uns für berechtigt gehalten haben, es zu verdammen, selbst wenn es sonst gut gewesen wäre. Eine geschlagene, zertretene Partei zu verhöhnen, das zertretene „Extrem" zu beschimpfen, damit dem siegreichen „Extrem" zu schmeicheln und sich dann das Ansehen zu geben, dadurch auf der goldenen Mittelstraße zu stehen. O pfui, pfui über diese sogenannten Liberalen! Zu dieser Zeit zirkulierte

Digitized by Google

das Gerücht von einer bevorstehenden Preisausschreibung in Berlin für Trauerspiele; wir beschlossen uns in dem Falle daran einzeln zu beteiligen. Ich wollte die Palastrevolution unter Peter III. in Rußland — Sigmund das Schicksal des Menezes, portugiesischen Staatsministers, im Kampfe gegen den Jesuitismus dramatisieren. Das Gerücht war jedoch ein falsches. Hierauf trafen uns nacheinander die Nachrichten, daß unser Trauerspiel „Die Inquisitoren" von Hamburg und Breslau, trotz Saphirs Empfehlung, abgewiesen sei. Es kam nun eine zertrümmerte Hoffnung nach der andern. Den 22. schickte uns Laube das zweite Trauerspiel „Narzissus" zurück. Er zollte uns volle Anerkennung seines Wertes, machte uns unter vielen Lobsprüchen Hoffnung auf die Zukunft — kurz, speiste uns mit schönen Worten ab —, indem wir aus dem Ganzen ersahen, er wage es nicht, unsre soziale Idee auf die Bühne zu bringen. Indessen bildete meine einzige Erholung der Umgang mit meinen Freunden Sigmund, Wilhelm, Ludwig Strauß.

Zum Schluß dieses Monats muß ich noch eines Besuches bei dem Dichter Friedrich Halm (Baron Münch von Bellinghausen), seiner Merkwürdigkeit halber, erwähnen. Wir hatten demselben unser Trauerspiel Narziß zu lesen gegeben und waren gekommen, sein Urteil zu hören. Mit einer ernsten Zensormiene schritt er auf uns zu und stellte sich mit gefalteter Stirne vor uns hin wie zu einer feierlichen Amtshandlung. Hierauf begann er uns den Text zu lesen, als sei es seine Pflicht, von Staats wegen uns von einer irrigen, gottlosen Bahn abzulenken. „Das, wonach Ihre Helden — und" — setzte er hinzu, „wahrscheinlicherweise Sie selbst streben — das sind Phrasen — verzeihen Sie mir den Ausdruck — hohle Phrasen, die niemals das Interesse des gebildeten Kunstkenners erregen werden; denn sie verstoßen gegen das eigentliche Wesen der Poesie. Sie kommen mir vor wie Schiller in seinen ersten Werken, die ich nun und nimmer billigen kann, obwohl seine Ideen noch praktischer sind als die Ihrigen. Lesen Sie die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe und Sie werden sehen, was Sie zu vermeiden haben. Verlieren Sie den Mut nicht, es ist Talent da, es will etwas Tüchtiges aus Ihnen werden." Damit schob er uns beinahe zur Thüre hinaus. Wir dankten ihm im Herzen für seine Hoffnungen auf uns, hätten ihn aber versichern können, daß wir stärker als Schiller in ihm nicht den Goethe gefunden hatten, der uns im Interesse der Poesie Menschheit, Freiheit, Vaterland vergessen machen könnte. Außerdem hatte er auch noch bedauert, daß Silius, der Held unsrers Trauerspiels, nicht wenigstens ein heimlicher Christ sei, und Messalina durch das Ver-

Digitized by Google

sprechen einer ewigen Seligkeit föhre, wodurch dann alles wäre gerechtfertigt gewesen.

Mai. Mitte dieses Monats sollten wir uns zum Landaufenthalte nach Mödling begeben. Ich entwarf zur Ausarbeitung den Plan eines Dramas: „Die Gatten", dessen Zweck es sein sollte, die Stellung des Mannes und der Frau in der Ehe in einigen Seiten näher zu beleuchten. Jedoch ordnete ich diesen, freilich höheren Zweck dem unter, ein effektvolles Bühnenstück zu schaffen, um doch endlich durchzudringen und mir mit einem Namen, einer Stellung auch einen erweiterten Wirkungskreis zu erobern. In den ersten Tagen des Monats machten wir die Bekanntschaft Herrn Kurandas, Redakteur der „Ostdeutschen Post". Er machte uns Hoffnung, Gerold zur Drucklegung unsres Trauerspiels Narzissus zu bewegen.

Juni. Die Einsamkeit und Einförmigkeit des Lebens brachte manche bittere Erinnerung lebhaft vor meine Seele. Meine Wunden waren noch nicht lange genug verharscht, um mich nicht zu Zeiten noch recht empfindlich zu martern. Mariettas Bild stieg aus dem Nebel der jüngsten Vergangenheit wieder auf — ich fühlte mich so einsam und verlassen, selbst an der Seite des teuren Freundes — ich fühlte mehr als je die Sehnsucht nach einem weiblichen Wesen. Und ich liebte ja Marietta im Grunde noch immer, wenn ich ihr gleich entsagt hatte. — Alle meine Versuche zur dramatischen Arbeit mißlangen. Das anhaltende Regenwetter mochte das seinige dazu beigetragen haben. Um meine Zeit nicht zu verlieren, beschäftigte ich mich mit historischen Studien und historischen Aufsätzen, dem ersten Anfange eines größeren Geschichtswerkes. Außerdem arbeitete ich an mehreren kleineren dramatischen Plänen. Auch eine große Zahl von religiösen, sozialen und politischen Aphorismen entstand in dieser Zeit. Viele wichtige Gesichtspunkte der religiösen Reform gestalteten sich zu den ersten Grundpfeilern des großen Baues, den zu vollenden das Hauptwerk meines Lebens werden sollte.

Juli. Mein Gesundheitszustand war kein befriedigender. War derselbe gleich keinen heftigen Erschütterungen mehr ausgesetzt, so hatte ich doch umsonst gehofft, mich wieder gänzlich zu kräftigen — ich blieb schwach, leicht verletzbar, jedem Witterungswechsel unterworfen, und was mich mehr als das alles betrübte — ich erhielt den ehemaligen Klang, die Kraft meiner Stimme nicht wieder, die ich doch so nötig hatte für die Zukunft meines Berufs. Da mir das Drama

Digitized by Google

„Die Gatten" durchaus nicht von statten gehen wollte, legte ich es nunmehr gänzlich beiseite und begann den Plan des Trauerspiels: „Ein Narr" zu gestalten.

August. In Weidling, wo ich einige Tage mit Mutter und Schwester zubrachte, überraschte mich die Nachricht von der Aufhebung selbst der oktroyierten, elenden Verfassung vom März 1849 — die Hoffnung auf irgend eine Volksvertretung war damit genommen; was ich vorausgesehen, konnte mich weder befremden noch allzu mächtig erschüttern.

September. Inzwischen dauerte das Mißlingen meiner eigenen Unternehmungen fort. Nach langen, langwierigen Unterhandlungen mit Kuranda gelang es mir, denselben für unsre Arbeiten zu gewinnen. Er nimmt unsre Doppelbilder zum Druck an, er verspricht uns, sie nächstens erscheinen zu lassen — endlich nach so viel fruchtlosen Anstrengungen haben wir die Hoffnung erobert, uns in die Oeffentlichkeit eingeführt zu sehen. — Was geschieht? — Bei zunehmender Strenge der Regierung seit der Aufhebung der Konstitution gerät Kuranda in Konflikt mit den Behörden, er gibt die Redaktion des Blattes auf, er wird bedeutet, Oesterreich zu verlassen. — Mitten unter diesen Anfechtungen stellt er uns unsre Doppelbilder zurück, außer stand, sein Wort zu erfüllen. Ein einziger Zeitschriftsteller existiert noch, dessen Persönlichkeit, dessen freundliche Aufmunterung uns die Hoffnung gibt, unsre Arbeit veröffentlicht zu sehen; es ist M. G. Saphir, Redakteur des Humoristen, und dieser Einzige wird zur selben Zeit eines beißenden Artikels über die Konstitutionsaufhebung wegen in gefängliche Haft gezogen, sein Blatt auf drei Monate suspendiert. Ich warf mich nunmehr mit ganzer Kraft auf die Ausarbeitung des Trauerspiels „Ein Narr"; dasselbe nahm einen außerordentlich raschen Fortgang, ich hatte noch nie mit solcher Energie, solcher Schnelligkeit gearbeitet. Die fortwährenden Befürchtungen, die Unruhe meiner Mutter veranlaßten mich, meinen Körper einer ärztlichen Untersuchung zu unterziehen, um endlich zu wissen, ob die herannahende nächste Rekrutierung für mich überhaupt eine Gefahr bringen könne?

Die Aeußerung des Arztes fiel beunruhigend aus. Er fand mich im ganzen schwach für mein Alter infolge der schnellen körperlichen Entwicklung, erklärte jedoch, nirgends einen wirklichen Fehler zu entdecken; diese momentane Schwäche befreie mich durchaus nicht vom Militärdienst, könne sich in wenigen Monaten, ja wenigen Wochen

Digitized by Google

verlieren. Ist es nicht eine bittere Ironie meines Schicksals, daß ich diese Erklärung mußte als beunruhigend ansehen? War es nicht furchtbar, in einem Staate zu leben, wo ich der Schwäche meiner Gesundheit einerseits fluchen mußte; denn wie sehr hemmte sie meine Bestrebungen für die Freiheit! Wo ich andrerseits diese Schwäche hätte segnen müssen, denn sie konnte mich retten vor dem fürchterlichen Lose, die Waffen tragen zu müssen im Dienste der Tyrannei gegen die Freiheit.

Oktober. Inzwischen setzte ich die Arbeiten meines Trauerspiels den ganzen Monat hindurch fort. Während derselben stiegen häufige Zweifel über deren Wirksamkeit in mir auf. Wenngleich die Idee des Werkes eine große, erhabene war, so durfte ich sie doch nicht in ihrer ganzen Größe und Bedeutung hervortreten lassen. Das viele poetische Beiwerk und das Streben, den Bühneneffekt zu forcieren, ward mir zum Ekel, allein ich übertäubte denselben mit der Stimme der Notwendigkeit und arbeitete rastlos fort in dieser Uebertäubung. Dieser Zwang, den ich mir anthun mußte, er war das größte Opfer, das ich bis dahin noch je meinem Berufe gebracht. Denn wenn ich diese Gewalt über mich nur auf Augenblicke verlor, so schwand auch ein Teil der Hoffnung durchzudringen, und ich behauptete mich in der That nicht immer in der mir angelegten Zwangsjacke. Ich hatte meine ganze Geduld, die Anspannung all meiner Seelenkräfte nötig.

Das Herannahen des Jahres 1852 erfüllte bereits alle konservativen Blätter — und wir besaßen nur solche — mit Furcht und Besorgniß, denn die Sache der Demokratie sah einer neuen Erhebung entgegen. Alle Anhänger derselben schöpften neuen Atem der Hoffnung. In der That war die Macht, der Uebermut der Tyrannei auf einen hohen Grad gediehen. Die Sache der Finsternis breitete ihre Fittige über weit ausgedehnte Länder. Unter denselben erstarkte das Mönchstum, der Katholizismus, sein Einfluß war ein entscheidender. Beweis genug, daß man ein Stück wie Laubes „Rokoko“ dem Klerus zuliebe von der Bühne verdrängte und den Dichter desselben auf den Kanzeln in Sonntagspredigten als einen dem Teufel Verfallenen schmähte. Beweis genug, daß bald darauf dieselbe Geistlichkeit die Aufführung von Hebbels „Genoveva“ zu hindern wußte. Beweis genug, daß bei der strengsten Unterdrückung aller Vereine, der Katholikenverein mit ausdrücklicher Bewilligung, ja unter dem Schutze des Gouvernements neu ins Leben trat, die Deutschkatholiken allenthalben aufgelöst und verfolgt wurden. Die Hoffnung des

Digitized by Google

nächsten Jahres regte sich lebhaft, als die Freilassung Kossuths, sein Manifest in Frankreich, sein Triumphzug in England die Anhänger der Freiheit von neuem ermutigte. Unsre Thätigkeit selbst stärkte sich in der Hoffnung auf eine nahe Befreiung all unsrer geistigen Kräfte. Vor allem lag die Notwendigkeit vor uns, durchzudringen, die Bahn zu brechen selbst mit einstweiliger Hintansetzung unsres eigentlichen Strebens. Sahen wir unsre Versuche am Burgtheater abermals scheitern, so mußten wir mit Ernst daran denken, die Volksbühne zu gewinnen. Der Beschluß, aus einem unsrer Doppelbilder ein Volksstück zu bilden, gelangte daher zur Reife.

In Paris schreckte ein blinder Lärm nach dem andern die Bevölkerung; viele fingen bereits zu flüchten an, eine wirkliche Katastrophe war früher oder später, doch nicht in allzulanger Zeit unvermeidlich. Die Blicke aller richteten sich nach Paris — die der Oberflächlichen, weil sie von dorther bestimmt die Erlösung erwarteten, die der Tieferblickenden, weil sie sehen wollten, ob von dorther etwas zu erwarten sei! Meine Stimmung war fortwährend eine kriegerische — ich sage es nochmals, ich bin von Natur aus kein Held — in diesen Tagen aber hätte ich mich bei jedem Rufe tollkühn ins Kartätschenfeuer gestürzt. Ich studierte eben mit Aufmerksamkeit die Geschichte der Jesuiten, mit Grauen blickte ich nochmals in das teuflische Gewebe der Finsternis, und all die Greuel, all das Elend, all die Ungerechtigkeit und Schmach der Menschheit erfüllte mich mit der wildesten Wut, wenn ich dachte, das Maß dieser Ungerechtigkeiten, dieser Schmach sei noch immer nicht erschöpft, noch immer erhebe sich die Menschheit nicht gewaltig mit dem Donnerrufe: „Halt, es ist genug!" Die Selbstmordversuche, die Wahnsinnsfälle mehren sich von Tag zu Tag, ich sehe die Zeichen der Zeit. Noch einen letzten, schmerzlichen Kampf, dann bist du erlöst, o Menschheit! Einst seufzte die Welt im Sittenverfalle und es entleibten sich in Verzweiflung die Menschenfreunde, die nicht mehr an Rettung glaubten — es war die Zeit, die einem Christus voranging! — Ein Student wurde wahnsinnig ins Irrenhaus gebracht, der da glaubte, er müsse sterben an Gift für die leidende Menschheit!

November. Zum Anfange dieses Monats regten sich in meiner Familie aufs neue die Besorgnisse wegen der nahen, der drohenden Ereignisse wegen starken Rekrutierung. Meine Mutter zeigte sich ängstlicher als je, mein Vater fing sogar wieder von einem Rücktritte zu den Studien zu sprechen an. Es gab wieder recht unangenehme Scenen, die jedoch durch meine Ruhe nicht ernsthaft wurden. Ich

Digitized by Google

selbst verbarg meine Aufregung; weniger fürchtete ich die Rekrutierung, als ich überhaupt wieder recht lebhaft den entehrenden Sklavenzustand fühlte, in dem ich mich in meinem Vaterlande befand. Wohin ich blickte und mich wendete, welchen Stand ich ins Auge faßte — Sklaverei erblickte ich überall, Schmach und Knechtschaft; hier offene Grausamkeit, dort scheinbare Gnade — jeder in jedem Augenblick der rohesten Willkür preisgegeben.

Den letzten November erfolgte die Zurücksendung meines Trauerspiels „Ein Narr", begleitet von einem sehr schmeichelhaften Schreiben Laube's, in welchem er mich (wie beim Narziß) mit hohlen Phrasen abspeiste.

Dezember. Den 1. Dezember begab ich mich in Laube's Bureau zur näheren Besprechung über die Ursachen der Zurückweisung. Sein Benehmen zeigte mir deutlich, daß es nicht die Unzulänglichkeit meiner Arbeit, sondern mein unbekannter Name und meine Jugend sei, an der die Annahme gescheitert war; ich erkannte, daß Laube keine besondere Neigung fühlte, ein jugendliches Talent zu unterstützen. Er gab zu, daß weit schlechtere Stücke, aber von bekannten Namen oft zur Aufführung kämen. Die Bürgschaft des reiferen Alters fehlte ihm; er sagte mir geradezu: Mit einundzwanzig Jahren habe er noch nicht einen Akt zusammengebracht. Ja, er ging noch weiter, er riet mir — trotz der Anerkennung des Talentes — von der Laufbahn des dramatischen Schriftstellers ab; ich möchte mich in Novellen, Romanen, Aufsätzen versuchen. Das hieß doch so viel, als daß es ihm unangenehm sein würde, wenn ich ihm bald wieder ein Stück einreichte. Kein Wort der Ermutigung, der Ermunterung, keine Hoffnung auf die Zukunft. Es schien, als beabsichtigte er, mich von jedem ferneren Versuche abzuschrecken, beim Burgtheater durchzudringen. Ich sah das Theater sich mir für lange, vielleicht für immer verschließen. Und darauf war ich nicht gefaßt gewesen. Ich sollte also von unten auf dienen, keine Art der erbärmlichen Abquälerei sollte mir erspart werden. Wie viele Anstrengungen brauchte es vielleicht auf den kleineren Theatern sich nur einigen Ruf zu erwerben. Da kam die gewaltigste Aufregung des ganzen Jahres — es kam die Nachricht von dem Staatsstreiche Louis Napoleons in Paris. Wie sehr mich dieselbe erschütterte, mit welch entsetzlicher Spannung ich den Gang der Ereignisse, den Ausschlag des Kampfes verfolgte und dann noch fortwährend auf einen neuen Ausbruch hoffte, die Ereignisse in den Provinzen Frankreichs mit Angst und Hoffnung beobachtete, was ich während der ganzen Zeit gelitten und

Digitized by Google

insbesondere als mit der allgemeinen Abstimmung für diesmal und vielleicht für lange alle Hoffnung entschwand — das wird nur der begreifen, der es mitgefühlt. Ich knirschte vor Wut über die Blindheit, die Ratlosigkeit der demokratischen Führer, über dies Zögerungssystem, dies sogenannte Temporisieren. Nun zeigten sich die Folgen. Konnte man nicht zuvorkommen, sah man nicht voraus, daß immer nur der angreifende Teil der siegende sein werde, der die Ueberraschung, den Schrecken auf seiner Seite hatte. Wahrlich, dieser Präsident erschien mir auf Momente groß und gewaltig neben seinen erbärmlichen Gegnern. Ich war empört über die Feigheit der Massen, die beim Klange der militärischen Trommel wie Spreu im Winde auseinander stoben und die wenigen mutigen Herzen hilflos brechen ließen. Um wie bewunderungswürdiger eben deshalb jenes kleine Häuflein, das sich stumm und waffenlos in die Bajonette der Soldaten gestürzt! Allmählich hatte ich mich von den Pariser Ereignissen erholt. Ueberhaupt hatte ich nur Entrüstung, Schmerz und Wehmut, niemals Entmutigung gefühlt. Am Ende war Frankreich nicht die Welt, und nicht alle Völker mußten sich einem fortwährenden Siechtum überlassen, weil es den Franzosen einmal einfiel, engherzig zu sein. Am Ende war es nicht die notwendige Folge, weil die Bewegung zumeist von Frankreich ausging, daß sie immer nur von Frankreich ausgehen müsse. Hat Deutschland, hat Italien, hat Ungarn und Polen nicht Männer wie Frankreich? Ja, ich fühlte es, daß es eine Schmach wäre, wenn alle Völker an sich verzweifeln wollten, weil sich Frankreich eben aufgab. Ich fühlte, daß Ruge sich selbst und sein Volk beschimpfte, wenn er in London verzagend ausrief: „Sine Gallis nulla salus.“

Wer konnte die Ereignisse berechnen? Konnte nicht ein Augenblick, ein Zufall alle Verhältnisse ändern? Aufgeschoben war der Sieg der Freiheit — nicht aufgehoben. Und wenn alle politischen Umtriebe, alle Verschwörungen, alle Kämpfe und Revolutionen vergeblich waren — noch blieb eine große, unbezwingliche Gewalt, die niemals zu vernichten, früh oder spät die Welt erobern mußte und ihr die Freiheit zurückgeben — die Macht des Geistes, der Religion! Der Wille Gottes, der das Menschengeschlecht zu einer fortwährenden Veredlung bestimmt! —

Kaum aber war die Ruhe meines Geistes wieder gewonnen, so traten die physischen Folgen der Aufregungen ein. Den 29. wurde ich plötzlich von einem heftigen Bluthusten befallen.

Digitized by Google

1852.

Jänner. Vom 1. bis 8. Jänner lag ich im Bette, durfte mich nicht bewegen, nicht sprechen. Es waren Tage der tödlichsten Langweile. Acht andre Tage durfte ich nur aufrecht am Sofa sitzen. Von Arbeit war natürlich keine Rede. Ich kann nicht sagen, welche Resignation es mich kostete, mich an den Gedanken zu gewöhnen, vielleicht noch lange meiner Gesundheit wegen jede Anstrengung vermeiden zu müssen in eben dem Zeitpunkte, wo ich mich zu erhöhter Thätigkeit erheben wollte. Und dennoch war diese Resignation eine Notwendigkeit. In der zweiten Hälfte des Monats erst erholte ich mich langsam von meiner Schwächung. Mein Vater wollte, ich solle jede Arbeit beiseite legen den ganzen Winter hindurch, ja noch den nächsten Sommer, bis mich ein Landaufenthalt vollkommen gekräftigt. Mir that es wohl, ihn in dieser Stimmung zu wissen. Mein Gesundheitszustand blieb fortwährend ein peinlicher; ein andauerndes Husten, ein ewiger Kongestivzustand war seit dem Krankheitsfalle zurückgeblieben und konnte mich jeden Tag wieder in dieselbe zurückwerfen. Ich fing noch gar nicht recht an zu leben, ich vegetierte nur so fort. Und wieder verbreitete sich eine Schreckenskunde durch die Stadt und wieder wuchs Galgenholz aus der entweihten Erde meines Vaterlandes, wieder starben zwei Männer der Freiheit den Tod durch Henkershand und wieder zählte die Sache der Menschheit drei Kämpfer weniger, drei Märtyrer mehr. M. Piringer und J. Goslar wurden gehenkt, Mai, ihr Gefährte, verbrannte sich in seinem Strohsacke selbst, dem Galgen zu entrinnen und starb durch eigene Hand, doch heldenmütig wie seine Freunde. Wie ein Donnerschlag traf diese Hinrichtung den besseren Teil der Stadt; diese blutige Strenge, diese rücksichtslose Grausamkeit hatte man nicht mehr erwartet. Das Feuer der Revolutionen war verlodert, die Flammen des Krieges längst erstickt, jede Schilderhebung im Keime erdrückt und überall in ganz Europa siegreich die Fahnen der Tyrannei aufgepflanzt — die Kirchhofruhe der Welt ward durch keine Völkerleidenschaft gestört. Nicht durch aufgeregte Leidenschaft einer stürmischen Zeit, nicht durch den Kampf mit der Gefahr, durch die Selbsterhaltung ward dieser Mord der Regierung entschuldigt; er ward begangen mit ruhiger, überlegter, unnötiger Grausamkeit in einer stillen Zeit, wo Gnade möglich, unschädlich, ja durch die Klugheit angeraten war. O Tyrannen! Thoren! Thoren! Weht euch nicht schaurig ein Hauch der Zukunft an? Noch eine andre für die Despotie ungünstige Wirkung mußte

Digitized by Google

diese Hinrichtung auf die Bevölkerung hervorbringen; denn thöricht enthüllten die kundgemachten Urteile den unterwühlten Zustand der Provinzen, die große Verbreitung der Freiheitsideen, die weite Verzweigung demokratischer Gesinnungsgenossen, was auf jeden einzelnen Anhänger der Fortschrittsbewegung ermutigend wirken mußte. Das Benehmen der Verurteilten selbst flößte Achtung und Bewunderung ein; die Selbstverbrennung Mai's brachte selbst in streng konservativen Kreisen eine überraschende Sensation hervor. Mir selbst flößten die Charaktere dieser Männer, die ich erst kennen lernte, als sie bereits gewesen, Begeisterung ein. Jene Worte, die Goslar vor dem Kriegsgerichte sprach, klangen mir wie ein heiliges Wahrzeichen vom Gottesgeiste, der über unserm Ringen wacht — jene Worte: „Töten Sie mich, mein Werk lebt nach mir fort, Tausende führen meine Sache weiter fort, näher ihrem Ziele." Wenn oft der Unmut mich übermannen wollte, wenn ich das nichtige ekle Treiben vieler um mich her erblickte und mich so einsam fühlte und allein mit wenigen Freunden, dann erhob mich der Gedanke: „Es wirken viele von dir ungekannt und ungeahnt, vielleicht fern von dir, vielleicht dir ganz nahe, ohne daß du es weißt, wirken für gleichen Zweck," und der Gedanke ward Ueberzeugung und es war nicht Täuschung; denn unermüdet wirkten, mir unbekannt, diese Märtyrer und ihre Gefährten. Und als sie starben, erhob sie der Gedanke: „Andre führen unser Werk fort" — und ihr Gedanke war nicht Täuschung; wir leben, zu ringen, wofür sie gerungen und sie kannten uns nicht, sie hatten unsre Namen nie gehört. Und wahrlich ihre Sache ist die unsre, unsre die ihrige, mögen auch unsre Mittel verschieden sein, mag unsre Waffe der Geist sein und der Umschwung der Ideen, die ihrige die Verschwörung, mag unser Werkzeug das Wort, die Schrift sein — das ihrige das Schwert und die Muskete — sie wollten doch, was wir: die Freiheit der Völker, durch sie die Veredlung der Menschen, und wir können nicht ohne ihr Wirken — sie nicht ohne das unsrige siegen; denn jeder wirke nach seinen Gaben. Sie haben ihr Sein erfüllt, wie wir das unsre erfüllen wollen. Und wenn wir einst im Tod erstarren, sei es von der Anstrengung aufs Krankenbett geworfen, sei es im wilden Kampfe von einer Kugel hingestreckt, sei es verzehrt von dumpfer Kerkerluft, sei es von Henkershand erdrosselt, so sei es unser letzter, erhebender Gedanke: „Unser Werk lebt nach uns fort, Tausende führen es dem Ziele zu!"

Um die Mitte des Monats ward eine allgemeine Rekrutierung für den nächsten Monat ausgeschrieben, mein Name befand sich zum erstenmal in den Listen der Stellungspflichtigen. Wohlan denn, so

Digitized by Google

sollte ich auch dieses Schreckgespenst endlich mannhaft ins Auge fassen, das mich oft genug in düsteren Träumen gequält.

Zur selben Zeit ließ ich Mariettas Bild, das ich bisher allen Blicken verborgen hatte, in einen neuen Rahmen fassen und an die Wand hängen. Ich hätte es gewiß nicht gethan, wenn ich die Aufregung vorausgesehen hätte, in die mich der fortwährende Anblick dieser Züge aufs neue versetzen sollte, eine Aufregung, die all meine einstigen Gefühle für Marietta wach zu rütteln drohte. Ich kämpfte mit Kraft, ich kämpfte siegreich gegen diese Aufwallung des Herzens — allein es blieb ein bittrer Schmerz nach dem Siege zurück. Was kann allein noch für mich schrecklich sein, nachdem ich dich verloren, Marietta? Eines nur — den Zweck meines Lebens, meines Ringens und Entsagens zu verfehlen, das Große nicht zu leisten, was zu vollbringen ich den Beruf in mir gefühlt, den heiligen Sturm nicht anzufachen als erster Windhauch, den Sturm, der allgewaltig die Welt fassen, sie reinigen sollte von ihren Leiden und Gebrechen. Und doch war diese meine Hingebung an die Erinnerung an Marietta — nur eine Täuschung meines Herzens, doch war dieser Triumph des Entsagens nur Täuschung. Ja, ich fühlte es, ohne es mir selbst zu gestehen: die Sehnsucht nach Liebe, nach glücklicher Liebe würde nie in mir ersterben. Ja die Sehnsucht nach der Liebe eines Weibes erwachte stets mächtiger und mächtiger in mir; ich fühlte es tiefer und tiefer, die düstere Einförmigkeit meines Lebens bedurfte der Aufhellung; ich ertrug fast nicht mehr dieses freudenlose Dasein, das meiner geistigen und leiblichen Gesundheit immer wachsende Zerrüttung drohte. Drei Heilmittel gab es nur für den gefährlichen Zustand meines Gemüts: den frischen Zauber der Natur — einen endlichen Erfolg in meinen Unternehmungen — und eine glückliche Liebe! Und nur das erste war mir davon geboten — das zweite wagte ich kaum zu hoffen — an das dritte konnte ich noch immer nicht glauben. Denn wie auch immer meine Phantasie in ihren Träumen sich weibliche Gebilde schuf und sie mit Reizen der Seele und des Körpers schmückte, immer trat Mariettas Antlitz aus dem Nebel der Vergangenheit vor mich hin und alle andern schwanden wie mit einem Zauberschlage. Mir war's noch immer, als könnt' ich nach Marietta keine andre mehr wahrhaft lieben.

März. Am 22. endlich erfolgte meine Stellung vor der Militär-Assentierungskommission. Dieselbe fiel glücklich aus — durch teilweise Verwendung eines uns bekannten Kriegskommissärs. Ich wurde als für diesmal zu schwach befunden. In dem Augenblicke, wo diese

Digitized by Google

peinliche Stunde vorüber war, fühlte ich mich in meiner Stimmung nicht wenig erleichtert. — Mein Trauerspiel: „Ein Narr" war vom Direktor des Theaters an der Wien angenommen worden. In meinen Unterhandlungen mit dem Direktor Pokorny kam endlich die Feststellung des Honorars zur Sprache. Er bot mir nur die Hälfte dessen, was ich erwartet hatte. Und wie sehnte ich mich nach Verdienst, ja nach Reichtum, um geben zu können. Denn hätte das Schicksal mir Millionen zugeworfen, ich hätte nie ein andres, als ein ganz einfaches Leben führen mögen. Ich würde den Grundsatz zu dem meinigen machen, welchen Eugen Sue so herrlich in seinem „Martin" verteidigt — ihn aber leider, wie man sich sagt, im Leben nicht befolgt — den Grundsatz: „Keiner hat Recht auf Ueberfluß, so lange nicht alle das Notwendige haben."

April. Es traf mich wie ein Donnerschlag die Nachricht, daß mein Drama: „Ein Narr", meine erste, jetzt einzige Hoffnung, an der Zensurbehörde gescheitert sei. Nicht als wäre niemals die Furcht vor einer solchen Gefahr in mir aufgestiegen; dennoch hatte ich mich bereits in die süße Hoffnung eingewiegt, dieser Gefahr entgehen zu können, nachdem Direktor und Regisseur, trotz ihrer wahrhaft lächerlichen Angst, trotz ihrem panischen Schrecken vor dem Namen Zensur mein Werk derselben mit Vertrauen überantwortet hatten. Allein die österreichische Zensur ist schlau und kann die Wahrheit selbst in der geringsten Dosis, in ihrem bescheidensten Gewande nicht vertragen. Der Direktor, der Sekretär, der Regisseur erhielten von dem Zensurbeamten Januta einen förmlichen Verweis und die strenge Andeutung, die Behörde nie wieder mit solchen durchaus unmoralischen Werken zu belästigen. Trostlos, ja fast verzweifelnd sah ich mit Entsetzen, welche Folgerungen sich aus dem Scheitern dieses Versuchs auf die ganze Lebensfähigkeit der Volksbühne, wie auf mein ganzes Wirken, meinen ganzen Beruf ableiten ließen. Zum erstenmal tauchte ein Gedanke in mir auf, den auszuführen mir Notwendigkeit schien, so lange sich die Verhältnisse nicht anders gestalteten, der Gedanke nämlich, Oesterreich, mein Vaterland zu verlassen und mir den Punkt zu suchen in dem weiten deutschen Reiche, das ja auch mein Vaterland, den Punkt, von welchem aus ich, weniger gefesselt, wirken könnte. Eine Aufgabe zeigte sich mir hier — nämlich abgesehen von meinem Berufe, um jeden Preis mir die Geldmittel zur Ausführung dieses Planes in möglichst kurzer Frist zu verschaffen. Möge mich niemand zur Rechenschaft ziehen für das, was ich von diesem Augenblicke an in nächster Zeit geschrieben oder nicht geschrieben — meine Lage gebot

Digitized by Google

einen verzweifelten Ausweg. Zunächst mußte eine Umarbeitung des bereits der Vollendung nahen Volksstückes: „Das Beispiel" vorgenommen werden. Den 9. war es fertig geworden, den 12. eingereicht am Theater an der Wien, den 22. von der Direktion zur Aufführung angenommen. Das günstige Urteil, womit man das Stück aufnahm, entschädigte mich wieder einigermaßen für die Unterdrückung des „Narren"; doch konnte ich mich eines traurigen Lächelns nicht erwehren, wenn ich dachte, daß dies unser untergeordnetstes Werk war. Am 15. dieses Monats erhielt ich die traurige Nachricht von dem plötzlichen Tode Ludwig Strampfer's, eines der ersten Gespielen meines Knabenalters, des Bruders jenes Mädchens, das zuerst meine kindische Knabenliebe erregt. Sein Tod betrübte mich um so mehr, da ich mit Gewißheit annehmen konnte, es sei in ihm ein edler Jüngling zu Grabe gegangen. Ich dachte schmerzlich bewegt an den schönen Gedanken, den ich noch immer gehegt, die längst vergessene Freundschaft des Knaben jetzt als Jüngling oder einst als Mann noch zu erneuen. Gestern kam mir meine Mutter mit freudestrahlendem Gesicht entgegen. Sie hatte seit fünfzehn Jahren die erste Nachricht von ihrem verschollenen, schon totgeglaubten jüngsten Bruder Gustav erhalten. Er lebte glücklich und mit seinem Lose zufrieden in New-York in den nordamerikanischen Freistaaten.

Um diese Zeit trat ein Ereignis ein, welches bedeutsam in mein Leben, vorzugsweise aber in die Geschichte dieses Jahres eingreifen sollte. Meine Großmutter, Stiefmutter meines Vaters, die mich ohne große Bemühung meinerseits liebgewonnen hatte und der zunehmenden Kränklichkeit wegen ein nahes Ende befürchtete, setzte mich zum Erben ihres kleinen Vermögens von etwa fünfzehnhundert Gulden ein. Infolge dessen ließ sich mein Vater, der mit ihr gespannt war, bewegen, die alte Frau in unser Haus zur Pflege zu nehmen. Bald erkrankte sie daselbst dergestalt, daß die Aerzte ihr jede Hoffnung weiterzuleben, absprachen. Ich sollte diesen Frühling zur gänzlichen Kräftigung meiner Gesundheit nach dem Rate des Arztes und dem Willen meiner Eltern aufs Land, daselbst den ganzen Sommer zuzubringen. Die Erkrankung der Großmutter vereitelte diesen Entschluß, indem wir anfangs noch immer glaubten, sie werde sich so weit erholen, mit uns aufs Land ziehen zu können, und so wurde die Aufnahme einer Landwohnung von Tag zu Tag verschoben. Der wiederkehrende Frühling, dieses Aufwachen der ganzen Natur bringt auf jeden Menschen einen mächtigen, zauberischen Eindruck hervor. Jeder Frühling ist eine neue Jugend, die Lebensthätigkeit erhöht sich, alle Wünsche erwachen lebhafter, alle Hoffnungen scheinen herrlicher —

Digitized by Google

und jeder möchte frei aufatmen mit der Natur. Mehr als alles erwacht im Frühling die Sehnsucht zu lieben, geliebt zu werden. Auch ich fühlte mich wundersam bewegt. — Umsonst wollte ich dem Glück der Liebe entsagen — ich lernte kennen, daß diese Resignation eine unmögliche, widernatürliche sei und mir mit gänzlicher Zerrüttung drohte. Das Blut tobte wild in meinen Adern, ein schrecklicher Schwindel drohte mir den Kopf zu zersprengen.

Mai. O, dieser glühende, mich verzehrende Wunsch nach einer reinen, großen, edlen Liebe, der ich mich ohne Bedenken hingeben könnte! Ich befinde mich zwar in der aufgeweckteſten Laune von der Welt, ich lache, ich scherze über die möglichen Abenteuer der Zukunft, — ich nehme die Sache von der leichteſten Seite und bin fortwährend mit meinen Plänen beschäftigt, worüber der Entwurf zu dem Volksstück: „Die Aufwärterin“ und die Entwickelung meiner Novelle nicht von der Stelle gehen wollten. Doch überzeuge ich mich mehr und mehr, daß es nicht in meinem ganzen Wesen liegt, leichtsinnig und zum Scherze zu lieben — daß ich nur eines ernſten Gefühles fähig sei, wo ich mich einmal hingebe, daß ich nicht fähig sei, Körper und Geiſt zu trennen, daß eine bloß sinnliche Liebe meiner Natur ebenso zuwider sei, als eine blos geiſtige, platonische. Ich begann endlich die Arbeit meiner Novelle. Auch den Entwurf eines Planes zu einem Charakterbild, welches ich sechs Monate später unter dem Titel „Martin“ vollendete.

Juli. Ich brachte diesen Monat auf dem Lande in Salmansdorf zu. Die begonnene Novelle legte ich beiseite — ich begann eine andre, kleinere, für welche ich eben mehr Luſt empfand. So entstand das novelliſtische Seelengemälde: „Die letzte Täuſchung.“ Inzwischen war unser Volksstück: „Das Beiſpiel“ unbeanſtandet von der Zenſur zurückgekommen. Meine Sehnsucht nach glücklicher Liebe war heftiger als je! Das Glück der Liebe schien mir lockender, bezaubernder gerade hier inmitten der reizenden Natur. Was fehlte gerade diesem ſtillen, idylliſchen Leben in ländlicher Einſamkeit mehr als das weibliche Weſen, das ſich koſend ans Herz schmiegt?

Auguſt. Den 6. fuhr ich in die Stadt; da ich mich abends zur Zurückfahrt ein wenig verſpätet hatte, kam ich in Dornbach erſt an, als bereits die Sterne vom klaren Nachthimmel herunter blinkten. Von Dornbach hatte ich noch dreiviertel Stunden Weges zu Fuß bis Salmansdorf zurückzulegen. Ich befand mich ganz allein in einer

Digitized by Google

Gegend, die man gewöhnlich am späten Abend als unsicher bezeichnete. Kein Lüftchen regte, kein Blatt bewegte sich. Und doch war es nicht die Furcht vor Wegelagerern, was da meine Brust beengte, meinen Atem zu ersticken drohte. Es war die Sehnsucht nach Liebe in ihrer Allgewalt; ich fing zu schwärmen an, wo die Natur, die mich umgab, mich dazu einzuladen schien. Vor meinen Augen tanzten weibliche Gestalten einen wilden, mich betäubenden Reigen, unter ihnen tauchten von Zeit zu Zeit bekannte Gesichter auf aus der Vergangenheit und Gegenwart. Und als ich mich endlich dem Orte meiner Bestimmung näherte — die ersten Häuser der Ortschaft im Mondenschein erblickte, — wie herrlich schmückte ich mir den Gedanken aus: Wenn jetzt ein trautes Mädchen — ein liebes Weibchen meiner Ankunft harrte, von der Anhöhe herab mir einen Gruß entgegenriefe, und selig in meine Arme sich würfe!! Ich hatte dieses Glück bis jetzt nur ahnen können. Einige Tage später erhielt ich die schüchterne Liebeserklärung eines jungen Mädchens aus einer uns bekannten Familie. Da ich das Mädchen nicht lieben konnte, floh ich die Gefahr und begab mich in die Stadt zurück, so meinen Landaufenthalt beendend. Es war hart und grausam bei so viel Sehnsucht — Liebe zurückweisen zu müssen, es war hart, einem Herzen wehe zu thun, das gern warm für mich schlagen wollte, hart, eine schöne Hoffnung zu zerstören. Ich fühlte es in all seiner Bitterkeit. Mein einziger Wunsch war, daß ich allein darunter gelitten hätte, mein einziger Gram war, daß auch der beste Mensch nicht durch das Leben kommen kann, ohne einem andern wehe zu thun! Das Mädchen bat mich noch beim Abschied, ihres Schrittes wegen, keine unrichtige Meinung über sie zu fassen, worauf ich ihr augenblicklich antwortete: sie möge mich nicht für einen jener engherzigen Verteidiger der strengen, spießbürgerlichen Sitte halten und etwa denken, ich könnte mich durch das freimütige Wort eines edlen Mädchens beleidigt glauben und es darum tadeln. Die Zerrüttung meines geistigen und leiblichen Zustandes nahm wieder auf eine erschreckende Weise zu. Ich kämpfte einen verzweifelten, schmachvollen Kampf mit der Arbeitsunfähigkeit, welche, die kurze Zeit der Novellendichtung abgerechnet, nun schon in den fünften Monat dauerte. Eine fortwährende Unzufriedenheit mit mir selbst trieb mich beinahe zur Verachtung meines Daseins. Ich rang mit Selbstvorwürfen gegen die Erschlaffung, gegen die Entmutigung, die mich bedrohte. Mit Recht gab ich mir selbst zum Teil die Schuld meiner Erfolglosigkeit. Ich gestand es mir — so heilig meine Gefühle, so edel mein Streben gewesen — meine Kraft war doch bisher stets gesunken —

Digitized by Google

meine Anstrengung hatte nie jene Höhe erreicht, welche den Sieg verbürgen konnte. Mag der traurige Zustand der Außenwelt, mag die verzweifelte Lage der Dinge mich mit Grund niedergedrückt haben — immerhin mußte ich mich selbst tadeln, allzusehr dem Schmerze um die Menschheit nachgegeben, mich allzusehr meinen trüben Stimmungen, peinlichen Gefühlen überlassen, mich mehr leidend verhalten zu haben, als vielleicht notwendig war, im Kampfe mit den Verkehrtheiten und Vorurteilen der Welt, bisher allzuviel Märtyrer und etwas zu wenig Held gewesen zu sein. Ich warf es mir bitter vor, viel kostbare Zeit verloren zu haben in vergeblichen Klagen, weil mein Wirken kein großartiges sein konnte. Ich wollte mich gewaltsam zwingen, die Zeit zu nehmen, wie sie nun einmal war — sie zu ertragen als Mann, mich zu begnügen mit dem Wirken im Kleinen, im engen Kreise der Familie, der Freunde, bis eine bessere Zeit mir ein weiteres Feld eröffnen würde. Diese Resignation war beinahe Pflicht der Selbsterhaltung. Ich rang lange — rang vergebens mit mir, mich schauderte in eine gewisse Ruhe und Kälte mich einzugewöhnen, durch welche ich ringsum alles verflachen und sinken sah. Doch meine Kräfte nahmen fortwährend ab, — ich fing an abzumagern — mein Auge verlor all seine Schärfe, mein Gedächtnis war schwächer und schwächer — die Regsamkeit meines Geistes geringer — ich fühlte eine schreckliche Mutlosigkeit, eine Verzweiflung an mir selbst mich bedrohen. Ich war diesen wie den nächsten Monat unfähig jeder Arbeit. Ich war zerfallen mit mir selbst. Wohin ich blickte, auch nirgend ein lichter Punkt. — Dieser Zustand war ein trauriger, schmachvoller und nur, weil er zum Teile krankhaft, nicht ganz verdammenswerter. Ich fühlte es und doch versuchte ich vergebens mich aufzurichten. Erst fünf Wochen später, als mich endlich ein Strahl der Glückssonne traf — endlich ein Lichtpunkt in meinem Leben sich zeigte, wenn auch nur vorläufig ein Punkt — da erst gelang es mir, mich wieder etwas zurecht zu finden — nach dem 2. Oktober nämlich. Zu Ende des Monats bekam ich noch einen — zum Glück ganz leichten, schnell vorübergehenden Anfall von Bluthusten.

September. Mit diesem Monate begannen die Vorbereitungen zur Aufführung unsres Volksstückes „Das Beispiel", welche zum Anfang der Herbstsaison festgesetzt war. Kleinliche Plackereien mit dem Regisseur wegen der Besetzung, mit dem Komponiteur wegen Abänderungen im Versmaß, Aufwartungsvisiten bei den Schauspielern wechselten miteinander ab. Der Zustand meiner Großmutter hatte

Digitized by Google

sich inzwischen von Tag zu Tag verschlimmert. Ihr Tod in der Nacht vom 16. auf den 17. setzte mich in den Besitz einer Summe von zwölfhundert Gulden, das übrige hatte die Krankheit aufgezehrt. So unbedeutend dieses Vermögen war, so wenig ich mich dessen freuen konnte, da ich es eben dem Tode eines Menschen verdankte, so mußte ich diese Erbschaft dennoch als den ersten Glücksfall in meinem Leben betrachten, denn sie setzte mich in stand, der nächsten Zukunft mit größerer Ruhe entgegenzusehen.

Oktober. Endlich nach mehrmaliger Abänderung ward die Aufführung des „Beispiels" auf den 2. Oktober festgesetzt. Dieser wichtige Tag erschien. Zum erstenmale trat ich mit meinem Freunde in die Oeffentlichkeit — es war ein entscheidender Moment in dem Leben zweier Menschen. Der Erfolg war diesen Abend ein vollständiger, wir wurden neunmal stürmisch gerufen. Dieser Erfolg überraschte mich, wenn ich auch an kein gänzliches Mißfallen dachte.

November. Beginn der Arbeit des „Martin".

Dezember. Einreichung des „Martin".

1853.

Beginn der Arbeit des „Perseus". Landaufenthalt in Baden. Entstehung der Dichtung: „Verwehte Blätter".

Brief an Sigmund Schlesinger.

Den letzten Juni nachmittags.

Teurer Freund! Ich habe tüchtig gearbeitet seit Du mich verlassen hast und so wird denn das Stück morgen mittag vollendet sein. Mir fehlen nämlich nur mehr zwei bis drei Seiten des Schlusses. Ich glaube, der fünfte Akt ist in jeder Hinsicht der beste von allen geworden, was mich um so mehr freut, als ich anfangs nicht darauf gehofft hatte. Noch niemals war ich mir so bewußt, daß mir eine Arbeit gelungen, noch niemals hat mich eine Arbeit so erhoben und gestärkt. Ich fühle das am lebhaftesten, wenn ich des wüsten Lebens denke, das ich, außer den Arbeitsstunden hier geführt und mich doch, wenige Monate abgerechnet, einer Seelenruhe und Heiterkeit erinnere, die ich in den letztverflossenen Jahren vergeblich so anhaltend suchte. Nur ein Gedanke trübt die Freude an der Vollendung dieses Werkes — der an sein nächstes Schicksal, das jedenfalls ein trauriges

Digitized by Google

sein wird. Entweder zurückgewiesen, nicht nach Verdienst gelohnt — oder nur verstümmelt der Welt überliefert; denn im günstigsten Falle bin ich gewiß, daß Laube Aenderungsvorschläge einbringen wird, schon um seine dramaturgische Ueberlegenheit zu beweisen. Und dieses Trauerspiel ist ein so festgeformtes Bild, daß ein Zug weniger oder mehr ihm seine Bedeutung zu nehmen droht. Eine kleine Aenderung mag Perseus zum Intriganten, Demetrius zum glorifizierten Helden, die Tendenz aus der Warnung vor dem Schreckensystem zur Verdammung des revolutionären Geistes machen. Ja, ich vermag mir selbst die Möglichkeit solcher Vorschläge zu denken, die anzunehmen trotz des ungeheuren Vorteils ich nicht im stande wäre. Das ist der einzige Vorzug einer Verbindung mit dem Wiedner-theater, daß Umarbeitungen daselbst nicht ans Herz und Leben greifen und ohne Gefahr zurückgewiesen werden können. Lassen wir übrigens die Gefahr auch hier erst kommen. Jedenfalls habe ich so viel Selbstvertrauen und Mut gewonnen, selbst ein Scheitern lächelnd zu ertragen; denn so lange Geisteskraft und Gesundheit anhält, fühle ich Gewähr einer Zukunft genug in mir selbst.

Dein Freund Franz.

Aufführung des „Martin" im Theater an der Wien mit Erfolg.

Juli. Zurückweisung des „Perseus" durch Laube.

1854.

Zurückweisung meines Lustspiels: „Nur zum Schein" durch Laube. — Landaufenthalt in Baden. — „Ein zweites Leben", satyrisch-phantastisches Volksstück geschrieben.

1855.

„Ein Wohlthäter", geschrieben und eingereicht. — Landaufenthalt in Baden.

Brief an den Vater.

Teurer Vater! Ein größeres Gefühl der Wärme, als ich es je empfunden, durchströmt, seit mir die Zukunft hoffnungsreicher scheint, all mein Wünschen und Wollen, all meine Neigungen, die sich bewährten und die Zeit meiner Bitterkeit überlebten. Mein Fühlen und Denken, bis jetzt in mir verschlossen und verborgen verkümmernd,

Digitized by Google

verlangt hinaus und begehrt sich zu äußern. Diese Umwandlung in ihrem Beginne — es ist keine Umwandlung des inneren Kernes — sie drängt mich auch zu diesen Zeilen, die Dich an Deinem Geburtstage grüßen. Du weißt, daß ich die Form und den Gebrauch nicht achte, daß Geburtstage und Namensfeste mich wenig kümmern, wenn sie nicht meine Stimmung finden. Doch ist es diese, die mich heute mit Rührung, aufrichtiger, wahrer Empfindung der Liebe und des Dankes gegen Dich erfüllt. Und ich habe mir vorgenommen, dieses kalte, frostige Wesen im Aeußern bei einem Herzen, das alles liebt, was der Liebe würdig ist, von mir zu werfen und keiner Stimmung, deren Grund ein edler ist, mehr zu widerstehen. Ein Zwiespalt in den Ansichten, ein mißverstandenes Wort, eine Laune der Gereiztheit zündet wie ein Blitz unter den Menschen, entzweit und entfremdet sie im Augenblick; — der Regung des Herzens folgen sie selten so gleich bereit, ja schämen sich ihrer Rührung, ihres Gefühles meist mehr als ihrer Gehässigkeit. Ich gleiche ihnen nicht, will ihnen nicht gleichen. Auch das Gemüt will seine Triumphe. Das meine feiert in diesem Augenblicke einen solchen über meine gewohnte Zurückhaltung. Ich drücke Dir im Geiste warm die Hand — wärmer als jemals. Ich sprach von der Empfindung meines Dankes. Ja, ich stehe tief in Deiner Schuld. Das Leben, das Du mir gegeben, ist Zufall — die Sorge für mein Gedeihen Verdienst um mich nur zum Teile, zum andern Vaterpflicht und Vatertrieb; glaube nicht, daß ich nicht auch sie erkenne; denn erfüllte Pflicht ist Würde — aber alles scheint mir zu schwinden, verglichen mit dem Verdienste, das Du um mich erworben in den letzten Jahren durch Dein Benehmen gegen mich, Dein Zartgefühl und die Achtung meines eigenen Wesens. Meine Natur unterliegt nicht dem Gesetze des Gewöhnlichen, so sehr die Sanftmut ihr Gepräge ist; sie läßt sich zerstören, aber niemals beugen. Du hast es erkannt mit richtigem Blicke und mich geachtet in meiner Jugend, in der Zeit meiner Trübsal — das werde ich Dir nie vergessen, nie, ewig danken, was auch immer das Los meiner Zukunft sei. Ich sage Dir nichts mehr; denn ich bin gewiß, Du verstehst mich. Noch einmal — ich drücke Dir warm die Hand.

Die Mutter, soeben von einer poetischen Stimmung ergriffen, begrüßt Dich selbst — und das in Versen! Verkehrte Welt — ich selbst, der Dichter, schreibe Prosa! Ich ziehe die Prosa vor, wo das Herz spricht; denn die Sprache des Herzens ist Wahrheit — nicht Gedicht.

Dein Dich liebender Sohn Franz.

Digitized by Google

1856.

„Dido" angefangen. — Landaufenthalt in Baden. — Im Herbst großer Erfolg des „Wohlthäters" im Burgtheater.

1857.

Jänner. Neue Annäherung des jungen Schriftstellers Moriz Reich. — Mühsame Vollendung der „Dido". — Stoff zu „Heinrich dem Löwen".

Februar. Einreichung der „Dido". Laube's Bescheid.

April. Reich wird vermißt. Montag den 13. Nachricht von dem Selbstmorde Reichs. — Eindruck auf mich. Tiefes Mitleid macht mich beinahe ungerecht gegen mich selbst. — Den Sommer in Baden zugebracht.

1858.

Februar. Erste Aufführung „Heinrichs des Löwen" im Burgtheater mit Erfolg.

Den 14. März war mein 27. Geburtstag.

Siebenundzwanzig Jahre alt — und nichts gewirkt — und nichts genossen! Will's Gott, sei dies mein letztes Wort der Klage.

Den ganzen Vormittag brachte ich mit Ordnen meiner Schriften und Bücher zu. Nach Tisch machte ich den ersten weiteren Gang seit meiner letzten Erkrankung — ich besuchte Bruno Bucher, den Referenten des „Wanderers". Ich fand ihn im Kreise seiner Familie. Der gute Eindruck, den er beim ersten Zusammentreffen auf mich gemacht, ward nicht geschwächt, aber auch nicht vermehrt. Das leidige Gespräch über Theater stellte sich dem Näherkommen hemmend zwischen mich und ihn. Sein jugendliches Weib und seine beiden Kinder! Ihr Anblick machte einen eigentümlichen Eindruck auf mich. Woher nimmt er, der einfache Journalist, den Mut, ein liebes Weib an seine Brust zu schließen? Ich — der Dichter, dessen Name schon nicht mehr unbekannt ist —, ich finde nicht den Mut. Ich bin eben ein Dichter — und ungewiß ist meine Zukunft. Doch ich will nicht klagen. Nach Hause zurückgekehrt, setzte ich die Lektüre (Gibbons „Decline and fall of the Roman Empire") fort. Ich habe

Digitized by Google

keine rechte Geduld mehr zu lesen. Ich bin zerstreut. Es will mich nichts mehr fesseln — nichts mehr in meinen Kopf hinein. — Ich flog die heutige Zeitung durch. Das erste, was mir ins Auge fiel, war die Hinrichtung Orsinis und Pieris, die gestern morgens in Paris erfolgt ist. Das konnte mich nicht überraschen, ich erwartete es. — Im Feuilleton der „Morgenpost" beginnt Friedrich Kaiser Memoiren von Wenzel Scholz. Eine unerquickliche Erinnerung an eine Verirrung meiner Vaterstadt. Das war ihr großer Mann, ihr Liebling, ihre populärste Persönlichkeit, für den sie schwärmte, den sie vergötterte. Ein gemästetes Schwein, das ihren Lachmuskeln teuer war, über das sie lachten, weil es ein gemästetes Schwein war. Als es begraben ward, da folgte seinem Sarge eine ganze Bevölkerung. — O, diese Zeit! — Schaffotte ihren größten Männern! Apotheosen ihren Komödianten!

März. Abermals fand ich günstige Berichte über „Heinrich der Löwe" in deutschen Blättern, sowie in der hiesigen „Monatsschrift für Theater und Musik".

17. März.

Ich las in der Zeitung über Orsini und Pieri: „Nach der Hinrichtung wurden die Gesichter der Hingerichteten mit Schwefelsäure begossen, um ihre Züge unkenntlich zu machen und jedes Porträt durch Zeichnung oder durch den Meißel zu verhindern." — Kleinliche Wut der Tyrannen! Wollt ihr die Namen aus der Weltgeschichte streichen? Könnt ihr es?

18. März.

Vormittags erhielt ich die Nachricht, daß neue Unpäßlichkeiten eingetreten, „Heinrich" wieder hinauszuschieben ist. Nach Tisch sogleich begab ich mich zu Laube mit der Absicht, auf eine Umbesetzung anzutragen. Allein ich fand Laube keineswegs geneigt, überhaupt etwas für das Stück zu thun. Es handle sich, meinte er, doch nur um die „Sterbezeremonien" einer letzten Vorstellung, wann diese stattfinde, sei einerlei. Auf meine Einwendungen, daß es auf diese Weise allerdings die letzte werden müsse, gab er mir nicht undeutlich zu verstehen, daß ich zufrieden sein könne mit dem, was für mich geschehen, kurz, wieder die alte Leier, als wär' ich nur das Geschöpf seiner Gnade und müsse alles, was mir wird, mit unterthänigstem Dank empfangen, nichts als verdient, errungen betrachten. Ich schwieg. Ich mußte schweigen. Doch tiefer als jemals erfüllte mich die Ueberzeugung, daß ich ihm gegenüber nie die mir gebührende Stellung erreichen kann, daß ich ihm gegenüber stets den peinlichen

Digitized by Google

Kampf des Anfängers, die Arbeit des Sisyphus von neuem und von neuem beginnen müßte. Ich darf ihn aber nicht anklagen, denn er hat mir ja doch den Weg gebahnt, gleichviel auf welche Weise. Das Gespräch mit ihm, der raschere Schritt, den ich, an seiner Seite wandelnd, mich vergessend annahm, hat mich ein wenig angegriffen. Ich atme schwer. Wenn meine Gesundheit nur hält und sich festigt! Dann ist mir nicht vor meiner Zukunft bange. Wenn aber nicht — — Kaum war ich nach Hause zurückgekehrt, so wurde ich von einem geheimnisvollen Besuch überrascht. Zwei unbekannte Damen begehrten mich zu sprechen. Auf die Frage: „Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“ schüttelte die Aeltere ablehnend den Kopf. Die Jüngere weigerte sich trotz mehrmaligen Anbietens, sich neben die Aeltere zu setzen und blieb während des Gespräches, das sich zwischen uns entspann, stehen. Die ältere Dame erkundigte sich, wie mir ein Saft, den ich erhalten hätte, bekomme? Ich hatte es also mit einer Abgesandtin der Erzherzogin Sophie zu thun. Bald entfernten sie sich wieder.

19. März.

Endlich bin ich zu einem Entschluß gekommen. Lange trug ich mich mit dem Gedanken, den „Troubadour“ zu arbeiten. Ich will statt dessen an den „Mahomed“ gehen. Ich muß ein großes Werk zu schaffen haben, an das ich mit aller Glut der Begeisterung gehen kann, ich muß es arbeiten ohne Rücksichten und Bedenklichkeiten, ich muß mich wieder einmal ganz dem Impuls meines Genius überlassen können, oder ich komme in Gefahr, ihn zu töten. Ich muß mein Meisterstück liefern. — Ich schickte einen Brief an Hülsen in Berlin und einen an Oskar Guttmann in Mannheim ab, beide mit dem Zwecke, die Annahme von „Heinrich der Löwe“ zu fördern. In Braunschweig gelangt er am 30. zur Darstellung. Zunächst wahrscheinlich in Brünn.

20. März.

Die Frühlingsluft fängt wieder an zu wehen, wie Jahr für Jahr, die Stimme froher Hoffnung, sowie jene banger Sehnsucht weckend. Die hübschen Mädchen hüpfen aus ihren Winterhäuschen und machen einem den Kopf verrückt. Der Teufel soll sie holen. Ich brauche einen klaren, unverrückten Kopf jetzt mehr als je.

21. März.

Das war ein eintöniger Tag. Wie sehn' ich mich nach regerem Verkehr mit Menschen! Ist es nicht traurig, nicht einen — einen

Digitized by Google

Ort zu wissen in dieser ganzen großen, weiten Stadt, wohin man gern und ungezwungen ginge, vertraute und liebe Menschen fände?

22. März.

Mit freudepochendem Herzen, mit Thränen der Rührung im Auge, durchdrungen von Begeisterung und Liebe, verzeichne ich das große Wort eines Königs. Ich bin nicht von Parteigeist, Leidenschaft geblendet. Von Entzücken strömt meine Seele über, daß ein König lebt wie — Viktor Emanuel, der Sohn des unglücklichen Karl Albert. (Ich habe diesen stets bedauert, nie verdammt.)

Ich lese in der Zeitung: „Die Forderungen, welche Frankreich an die sardinische Regierung gestellt hat, geben darauf ‚Daily News' Veranlassung, die feste, verfassungstreue Haltung des Königs von Sardinien und des Grafen Cavour als wahrhaft nachahmungswürdig zu preisen. Das Blatt erzählt bei dieser Gelegenheit: Eine hohe Person bediente sich gegen den General Della Rocca, den sardinischen Botschafter in Paris, folgender Redensarten: Herr General, lassen Sie gefälligst diese Herren wissen, daß Belgien und die Schweiz sich gefügt haben, und daß England selbst sich anschickt, Frankreich zu befriedigen; denkt Piemont allein zu widerstehen?" — — Als König Viktor Emanuel davon in Kenntnis gesetzt ward, schrieb er eigenhändig an den General Della Rocca, daß „die Fürsten des Hauses Savoyen acht Jahrhunderte lang ihr Haupt aufrecht getragen und daß er nicht den Anfang machen wolle, sich zu erniedrigen. Das Volk habe ihm die Obhut über seine Freiheiten anvertraut und er werde sie nimmer verraten." — — Zehn Jahre sind es her, da sprachen viele in ähnlicher Weise und — alle verrieten ihres Volkes Freiheit — das Haus Savoyen hat die des seinigen bewahrt! —

In den ausländischen Theaterblättern fand ich einige interessante Neuigkeiten. Ich will hier nur von einer sprechen. In Braunschweig wurde ein Drama „Galileo Galilei" von Glaser mit ungeheurem Beifall aufgeführt. Zwei Kardinäle kommen in demselben vor, die unerbittliche Strenge der Kirche repräsentierend. Das veranlaßte mich zu tiefen Betrachtungen über das, was draußen möglich und hier unmöglich ist. Und ich muß, von den Verhältnissen ringsum beengt, all meine Dichterkraft gefesselt, verkümmern sehen! Fort! fort! es ist höchste Zeit! Und wäre es ein Spiel va banque — es müßte doch gewagt werden.

23. März.

In der Zeitung las ich folgende charakteristische Schilderung der piemontesischen Zustände durch die „Wiener Zeitung": „Auf die

Digitized by Google

Noten Frankreichs antwortete man mit einem täglich sich mehr erhitzenden Orsinigötzendienst, und es bezeichnet die Zustände, daß in der großen Mehrzahl alle die politischen Verherrlichungen in der Form der ruchlosesten Blasphemien auftreten. Das Sonett, welches nach Orsinis Hinrichtung an den Straßenecken Turins angeklebt wurde, schließt, nachdem es eine Parallele zwischen Judith und Orsini gezogen, mit folgenden Worten: ‚Del Dio delle vendette, angiol precoce, al legno di tua forca, Orsin, mi prostrò come davanti al legno della croce.'"

24. März.

Die ungestillte Sehnsucht nach glücklicher Liebe wirkt schädlich auf meine Gesundheit ein. Es schwinden alle idealen Träume unter dem furchtbaren Gebote der Naturmacht und ich würde mich ihm unterwerfen und recht handeln, wenn ich mich ihm unterwürfe. Nur ein Gedanke hält mich noch zurück — der schreckliche Gedanke, ein Weib vielleicht zur Mutter meines Kindes zu machen, an das mich keine Neigung zieht. Die Selbsterhaltung kann mich dies selbst zu vergessen zwingen. Fern — fern ist mir der wahren Liebe Glück! — Der Bund der Ehe fern! Ich darf nicht einmal daran denken, ihn zu schließen. Ich würde, thäte ich es, aufs neue Sklave — ein Sklave der Verhältnisse, die mein besseres Ich, meine geistige Sendung zu vernichten drohen. Und doch vielleicht geht so der ganze Mensch zu Grunde samt dem bessern Ich und seiner Sendung! Nirgends in dieser Richtung ein Hoffnungsschein, und zehn Jahre der ungestillten Sehnsucht hinter — das Ende meiner Jugend vor mir! Hindurch! hindurch! mit ungebeugtem Mut! Ich will mit der Vergangenheit abgeschlossen haben — mich der Zukunft zuwenden. Ich bin nicht gewesen, wie ich sollte — ich will versuchen, zu werden, wozu ich geboren bin. Unedel war ich nie — doch schwach, so oft, als Tage im Jahre sind.

26. März.

Heute schrieb ich an Dingelstedt. Dann besuchte ich Fräulein Schäfer, die gegen mich den Wunsch geäußert hatte, meine „Dido" zu lesen. Sie ist sehr unzufrieden und schlecht auf Laube zu sprechen, der sie nunmehr nach seiner löblichen Gewohnheit, nachdem er sie über Talent und Verdienst gehoben hat, wie vor ihr schon manche andre, fallen läßt. Abends erhielt ich von Holding die Nachricht, daß Lüttichau, der Intendant des Dresdener Hoftheaters, sich brieflich an ihn gewendet und die Einsendung des „Heinrich der Löwe" begehrt habe. Das könnte freilich die Aufführung der „Dido" verdrängen. Doch war es mir als gutes Zeichen, wie man draußen

Digitized by Google

den Erfolg „Heinrichs“ ansieht, als Zeichen des Interesses für den Stoff, eine nicht unangenehme Nachricht. Erring ich nur einen entschiedenen Erfolg in Deutschland — gleichviel womit.

27. März.

Abends das Theater besucht. Man gab „Corregio“. Moriz Löwy war mit mir. Mehr als das Stück beschäftigte mich ein Mädchen im zweiten Parterre. So bist du denn unbezwinglich, Sehnsucht nach Liebesglück?

April. Das war ein ziemlich trüber Tag für mich. Zuerst erhielt ich durch Holding die Nachricht, das Hoftheater in Berlin habe meinen „Heinrich“ zurückgewiesen. Dann regte mich ein Gespräch mit meinen Eltern auf. Der Vater war Grutsch begegnet. Dieser hatte ihm allerlei in den Kopf gesetzt, wie leicht es jetzt wäre, die Gunstbezeigung der Erzherzogin für mich auszubeuten und mir ein einträgliches Amt zu verschaffen. Das Thema selbst kennzeichnet den Charakter des Gesprächs. Abends Besuch bei Laube, wo mir plötzlich das Blut zu Kopf stieg. Ich mußte mich entfernen — hinaus in die frische Luft.

2. April.

Ich fühlte eine große Abspannung und Ermattung. Wie gern hätt' ich Ruhe gehabt — doch hatten meine Eltern für den Abend Gäste geladen. Wie ekelte mich dieser Abend an. Ich weiß, es liegt etwas Krankhaftes in dieser Scheu vor Menschen (so unerquicklich sie auch sein mögen). Aber ich fühle mich auch krank — in diesem Augenblick wenigstens.

Samstag, 3. April.

Dieser Tag brachte ein freudiges, erhebendes Ereignis für mich. Ich entdeckte ein großes Dichterwerk. „Nimrod“, das Trauerspiel von Gottfried Kinkel, war es, das mich zum erstenmal die Bewunderung, die mir Lenaus „Albigenser“ einflößen, zu teilen lehrte. Nicht nur den Dichter, auch den Mann lernte ich aus diesem Werke verehren.

Sonntag, 11. April.

Diese Woche verstrich bedeutungslos für mich. Ich setzte meine Studien für den „Mahomed“ etwas nachlässig fort. Die Stimmung fehlte. Ich fühlte, daß jeder Tag, der diesen Ueberdruß an allem, diese Lethargie und Entnervung nährt, mir verderblich sei. Weiß ich doch nicht, ob es nicht schon zu spät, die Melancholie, die sich meiner bemächtigt hat, zu verscheuchen. Doch, wenn noch eine

Digitized by Google

Hoffnung ist, nur in neuer Sphäre, von Neuem, Unbekanntem umgeben, kann ich sie finden. Hier in diesem Lande wäre meines Bleibens nicht! Ich ertrage seine geistige Knechtschaft nicht! Und doch, ich fühl' es, ich bedarf ein Weib — ich kann vielleicht mich nicht erheben, mich nicht wiederfinden ohne dies. Allein von meiner Bahn weichen, meine Ueberzeugungen opfern, mein geistiges Selbst verleugnend zum Philister werden? Nimmermehr! Und nur auf diesem Wege könnte ich ein Weib an mich ketten. Warum hab' ich nicht ein Handwerk erlernt, warum besitz' ich nicht praktische Kenntnisse, die überall gelten! Nur eines konnte mir helfen — ein großer pekuniärer Erfolg eines Werkes, der mich auf Jahre deckte, ein häusliches Glück möglich machte, mein geistiges Streben befreite. Ich sinne hin und her — und finde keinen sichern Stoff für ein solches Werk. Viele große Pläne kreuzen sich in meinem Kopfe. O, mein Gott! Das Große findet keinen Wiederhall mehr in dieser Zeit! — Pfui! pfui! Schon wieder mutlos? — Nein, ich will's nicht sein! Ich will's nicht! — — Auch meine Schwester macht mir Sorge. Ihre Gesundheit scheint zu wanken. Vielleicht können all ihre Hoffnungen, als Sängerin sich ein schönes Los zu erringen, zu Wasser werden. Wie würde das drückend auf mich zurücksinken. Ich müßte Mutter und Schwester ernähren. Ich weiß nicht wie! Dann wäre jede Hoffnung eignen Glücks dahin! Was quälst du dich mit dem, was kommen könnte? —

Wien! — Das Werk der Umgestaltung hat begonnen. Schon sinkt die Rotenturmbastei zusammen — mit ihr ein Stück Weltgeschichte — mit ihr ein Stück Erinnerung aus meinem Leben. Kein Fuß wird mehr über die Stelle wandeln, wo in der Nacht das Lagerfeuer flammte, an dem ich saß, den Mantel fester schließend — ein siebzehnjähriger Jüngling. Es war die Nacht vom 25. auf den 26. Oktober 1848. Ich blickte vierundzwanzig Stunden später von derselben Stelle hinaus in ein Feuermeer. Die ganze Vorstadt stand in hellen Flammen. Zehn Jahre sind's! Eine Ewigkeit! Welche Veränderung! Während ich dieses schreibe, findet die vierte Vorstellung meines „Heinrichs" statt. Ich sitze allein zu Hause.

17. April.

Den angenehmsten Augenblick in dieser Woche bereitete mir ein Brief von Oskar Guttmann, dem ich meinen „Heinrich" zugesendet habe, die unterbrochene Korrespondenz mit ihm erneuernd. Der Brief ist aufbewahrt.

Digitized by Google

Brief an Moriz Löwy.

Baden, Ende Mai 1858.

Teure Freunde! Es ist wenig vorgefallen, seit wir uns zum letztenmal sahen. Die Zeit ist im ganzen nicht erquicklich verflossen. Meine Stimmung wird zusehends trüber. Ich fürchte, das Verderben, das mir im Gemüte eingerissen, ist nicht mehr zu hemmen und schreitet unheilbar weiter. Wohlan, ich will versuchen, auch dieser Möglichkeit wie ein Mann ins Aug zu sehen und mich in meinen besseren Stunden damit erbauen, daß ich wenigstens über den Verlust des Lebensglückes und Lebenszweckes noch lächeln kann. Von Jahr zu Jahr hab' ich gehofft auf die Wiedergeburt meiner Jugendkraft, meines frohen Muts — vergebens — mehr und mehr sind sie geschwunden, von Jahr zu Jahr hab' ich kühne Entschlüsse gefaßt und sie niemals ausgeführt — ich hoffe zwar wieder, ich fasse wieder Entschlüsse, wie aber kann ich den Gedanken wehren, daß alles wieder eitel sein werde wie immer noch. Und in der That, so viel auch an dem eignen Wesen liegt, es liegt noch mehr in der Wirklichkeit; denn nichts fast ist, wie man es sich vorstellt, es sich möglich denkt. Die herabgestimmtesten Anforderungen stellen sich fast immer noch als Ideale, unerreichbare Ideale heraus.

Hört auf den Pessimisten nicht, der jetzt aus mir spricht! Selbst wenn er recht hätte, was er selbst, während er schreibt, schon wieder bezweifelt — hätte er auch recht, so ist es besser, Ihr glaubt ihm doch nicht!

Warum ist unser Optimist ein so ganz andrer geworden? Warum brummt er jetzt mit uns unsre Totenlieder? Es ist Schande für ihn! Warum war er so schwach, sich von unsrer Stärke überwältigen zu lassen, da unsre Stärke doch nur in unsrer permanenten und konsequenten Schwäche besteht. Ich denke ernstlich daran, diesen Sommer irgend einen Verzweiflungsschritt zu thun, da die langsame Heilung nun und nimmer gelingen will, es mit einer Operation auf Tod und Leben zu wagen. Gutes sehe ich wohl nicht davon voraus, aber es ist vielleicht das einzige, was übrig bleibt und ich will mir nicht sagen müssen, daß ich gar nichts zu meiner Rettung versucht. Der Leichtsinn und das einfältige Selbstvertrauen haben etwas, das das Glück anzieht. Wenn sich nur wenigstens die Arbeitslust einstellte! Es stellt sich aber gar nichts ein, als Anfälle von Mutlosigkeit und Melancholie, stets bereitwillige, ungebetene Gäste.

Euer Franz.

Digitized by Google

Aus einem Familienbrief.

Baden, im Juni 1858.

Meine lieben Eltern! Ich schreibe ohne eigentliche Veranlassung, eben nur um der Stimmung, mich mitzuteilen, nachzugeben und Euch von meinem Leben und Treiben zu unterrichten.

Am Fronleichnamstage war das Wetter wieder schön, trotzdem trennte ich mich nicht von dem Regenschirm, ging in den Park mit demselben, der aber so leer wie zu Pfingsten war. Daselbst fing mich ein ehemaliger Kollege ab, der, wie ich jetzt schon fürchte, durch seine Zudringlichkeit eine unliebsame Erscheinung werden dürfte. Den liebenswürdigen Kollegen los zu werden, schützte ich einen Besuch vor. Während ich, mich verabschiedend, mit ihm dastehe, gehen drei Damen an uns vorüber — Frau K. mit ihren Töchtern. Ich war bei der Raschheit ihres Erscheinens und dem Umstande, daß ich dabei M. Rede und Antwort geben mußte (den ich auf den Blocksberg wünschte), so ganz außer Fassung.

Marie ist viel schöner geworden, während im Gegenteil Emmy auffallend bleich und leidend aussah. Dessenungeachtet machte sie einen außerordentlichen Eindruck auf mich und schien mir anziehender als jemals. Während ich eben daran war, diesen Brief fortzusetzen, bekam ich den Deinen, Mutter, und eile daher, nur das Wichtigste berührend, zum Schluß. Ich bin bereits im dritten Grade der Verrücktheit. Ich sehe sie täglich ein paarmal, jedesmal kommt sie mir schöner vor. Samstag abends kam ich von ihrem Anblick wie berauscht nach Hause — setzte mich in der größten Begeisterung hin und schrieb in einem Zuge ein Gedicht, das ich demnächst abzusenden gedenke. Das sollen die Plänkler sein, die schwere Kavallerie kommt nach; denn ich bin entschlossen, diesmal zu handeln. Darnach bestimmen sich dann auch meine Entschlüsse für den Sommer. — Gleichenberg ist ganz aufgegeben — fällt mein Unternehmen hier günstig aus, so denke ich natürlich auch dann nicht ans Fortgehen, wo *nicht* (was doch das Wahrscheinlichste ist — denn das Traurige ist immer das Wahrscheinlichste), so gehe ich dann mit Euch nach Ischl, denn eine Zerstreuungsreise dürfte dann für mich das beste sein. Die Sache geht mir wirklich sehr zu Herzen. Ich bin wie im Taumel, — ich bin völlig kindisch, wie ich es selbst zur Zeit Mariettas nicht war. — Alles hier hat, seit sie da ist, neuen Reiz für mich gewonnen. — Aber wer mir jetzt hinderlich in den Weg träte und wär's mein Bruder, den würde ich als Feind betrachten. Doch möcht' ich gerne jeden Konflikt vermeiden; denn er würde mir doch auf lange einen Stoß versetzen und viel Bitterkeit in meine Sache mischen.

Digitized by Google

Meine Arbeit habe ich begonnen und zwar glücklich mit einer Glanzscene für Beckmann (Volksscene). Es wird ein Trauerspiel, in Edinburgh spielen 1715 (Die Jakobiten). Euer Franz.

Familienbrief. Baden, im Juni 1858.

Meine lieben Eltern! Ich fürchte sehr, meine Lieben, daß der Roman zu Ende ist, so sehr ich mich auch dagegen sträube, dies zuzugeben. Und für den Augenblick ist es gut, daß ich mich dagegen sträube; denn ergäbe ich mich jetzt gleich darein, ich geriete in einen vernichtenden Zustand. Aber seid nur ruhig, ich bin es ja auch schon, ich erzähle Euch heute mit ziemlicher Fassung, woran zu denken mir gestern noch mehr als einmal einen Strom von Thränen entlockte, mich mit dem Fuße stampfen und mit den Zähnen knirschen machte, daß ich den Leuten ausweichen mußte, denn ich wäre nicht im stande gewesen, vor irgend jemanden mich dieser Ausbrüche zu enthalten. Was ist geschehen? werdet Ihr rufen. Emilie hat mir ganz einfach, sei es aus eigenem Antrieb, sei es auf das Kommando der Mutter, ein Zeichen des Unwillens gegeben. Auf mich machte es diesen Eindruck — und macht ihn noch.

Schon vorher hatte ich bemerkt, daß Emilie, wenn ich ihnen begegnete, immer starr vor sich hinblickte — ein Marmorbild — der Ausdruck erinnerte mich lebhaft an Lina — so muß sie ausgesehen haben, wenn W . . . . . g ihr in die Nähe kam — der Teufel hole den Vergleich! So stehn die Dinge. Aber sie dürfen da nicht stehen bleiben aus vielen Gründen. Im schlimmsten Falle will ich nicht abziehen wie ein nasser, begossener Pudel, der den Schweif einzieht — um hier den schönen Vergleich anzuwenden, den Semlitsch auf den Schluß „Heinrichs des Löwen" sich ausgedacht. Ihr seht, ich kann schon wieder Späße machen. Wahrhaftig, es reut mich beinahe, daß ich Euch darüber schreibe und ich bin stark in Versuchung, den Brief nicht abzusenden — aber ich will es doch thun. Nur müßt Ihr nicht zu sehr erschrecken — besonders die Mutter nicht. Ich stehe Euch dafür, ich werde von jetzt an gefaßt sein. Schlimmeres kann ohnehin nicht mehr geschehen. — Mein armes Gedicht! Am andern Tag war ich gesonnen, es abzusenden. Es hatte mir so viele Freude gemacht, — obgleich es doch, wie ich jetzt einsehe, am Ende nicht viel wert ist. Es hat nun gut ruhen. Ich mache sicher kein zweites. Also nochmals, seid ruhig. Ich will es — ich werde es sein. Auf baldiges Wiedersehen! Die Lina grüße ich herzlich, obwohl sie mir zu dem verwünschten Vergleich geholfen hat.

Euer Euch liebender Franz.

Digitized by Google

An einem Freitage, es war der 2. Juli 1858, traten wir, meine Eltern, meine Schwester und ich unsre Reise an. Um sieben Uhr ertönte das dritte Zeichen mit der Glocke auf dem Verdecke des Dampfers „Radetzky". Er stieß vom Ufer ab und steuerte rüstig in die Mitte des Flußbettes und stromaufwärts. Bald schwand das Kahlengebirge und die Türme von Klosterneuburg weit hinter uns in der Ferne. Der Wind pfiff scharf und es wurde empfindlich kalt. Ich musterte die Passagiere auf dem Verdeck. Sieh da, Bekannte! und zum Glück nicht von der unangenehmen Sorte. Die Hofschauspieler Gabillon mit seiner Frau, Baumeister und Fricke traten ebenfalls ihre Ferialreise an. Mit den beiden letzteren war ich nur oberflächlich bekannt. Baumeister war mit Recht eines der beliebtesten Mitglieder der Hofbühne, ein noch junger Mann, namentlich im Lustspiele vorzüglich. Er hatte in meinen beiden Dramen: „Ein Wohlthäter" und „Heinrich der Löwe" mitgewirkt, in diesem den Otto von Wittelsbach, in jenem den Andres dargestellt. Fricke war ein ganz junger Mann, nicht ohne Talent, der sich erst kürzlich von Anmelderollen zu solchen von einiger Bedeutung durchgearbeitet hatte. Mit Gabillon war ich, wenn auch nicht intim, doch ziemlich gut bekannt. Er nahm von jeher viel Interesse an meinem Talent und an meinen Arbeiten, wofür ich ihm dankbar war. Auch seine Frau, eine liebenswürdige Erscheinung, war mir nicht unangenehm. Aber ich hatte infolge meiner gewöhnlichen Zurückhaltung Frauen gegenüber, niemals viel mit ihr gesprochen, und ich bin überzeugt, sie glaubte, ich könne sie nicht leiden und vergalt mir vielleicht gleiches mit gleichem, wie sie dachte, denn sie war stets etwas kalt gegen mich. Das Wetter wurde von Stunde zu Stunde stürmischer. Der Himmel umzog sich und der Wind peitschte den Regen den auf dem Verdecke Stehenden ins Gesicht. Dennoch war ich einer von denjenigen, die noch am längsten oben aushielten, bis ich mich endlich auch in die Kajüte zurückzog. Hätte ich die Reise mit ungebeugtem Mute, in froher, hoffnungsvoller, unternehmender Stimmung angetreten, ich hätte gewiß auch unter diesen Umständen des Anziehenden und Angenehmen genug gefunden; denn das Schiff war von Passagieren überfüllt und namentlich eine auffallend große Zahl hübscher Mädchen an Bord, die alle sehr fröhlich, lebenslustig und zugänglich schienen. Ich profitierte aber nichts von alledem. Ich saß schweigend in mich gekehrt und blickte durch die Schiffsluken hinaus in die Strömung des Flusses.

Nach Tisch kam die Sonne auf ein paar Stunden zum Vorschein. Dies war die angenehmste Zeit der Fahrt. Imposant ist der Anblick

Digitized by Google

des Klosters Mölk — am interessantesten aber die Ortschaft Dürrenstein, welche hart am Fuße des felsigen Berges fast in den Strom hineinreicht und mit eigentümlichen alten Türmen und Mauern umgeben ist, als wollte sie, steinumgürtet, der drohenden Felsenburg Trotz bieten, die hoch über sie emporragt, der in Trümmern liegende Kerker des löwenherzigen Richard. Ueberhaupt zeigen viele Ortschaften an der Donau die Spuren einstiger Befestigung und erinnern an eine eiserne Zeit. Als gegen Abend Regen und Kälte wieder auf eine unerträgliche Art zunahm, trat auch eine andre Unannehmlichkeit ein. Da nämlich, wie gesagt, das Schiff überfüllt war, wurden wir bedeutet, uns zeitlich um Plätze für die Nacht umzusehen und dieselben gleich einzunehmen, widrigenfalls wir in die Lage kommen könnten, uns der Länge nach ohne jegliche Unterlage auf den Schiffsboden legen zu müssen oder die Nacht promenierend auf dem Verdeck zwischen Wasser und — Regen zuzubringen. Und da half kein Bezeichnen des Platzes durch einen hingelegten Reisesack oder darüber gespreizten Regenschirm, nichts wurde respektiert, und einen Sitz behauptete eben nur, wer ihn einnahm und verteidigte. Während dieser Titanenkampf in der Kajüte vorging, verkündete ein Kanonenschuß auf dem Verdeck das Herannahen des Strudels und warnte auf eine halbe Stunde weit alle kleineren Schiffe vor der Begegnung des größeren. Die Nacht brach an. Der matte Schein einer Lampe verlieh den rings um mich herliegenden Gestalten einen eigentümlichen Reiz. Links, nicht weit von mir, lag ein sehr hübsches Mädchen, die Augenlider geschlossen, ein liebliches Lächeln um den Rosenmund — mir gegenüber ein noch hübscheres, die reizenden Füßchen auf einen Feldsessel streckend, wobei, Dank sei es der Krinoline, verschiedene verführerische Formen zum Vorschein kamen. Das war der erste Moment, in welchem meine Gleichgültigkeit gegen alles, was weiblich auf dem Schiffe war, wich! Schon war es Mitternacht und noch immer irrten einzelne Unglückliche wie ruhelos wandelnde Geister zwischen den Schlafenden umher, vergebens für ihr müdes Haupt ein Plätzchen suchend, bis sie sich endlich auf die zur Kajüte führenden Stufen setzten und alles in tiefes Schweigen sank, durch welches nur das Rauschen des Wassers unter mir vernehmbar war. Um halb drei Uhr endlich stand das Schiff stille. Im Morgengrauen lag Linz vor mir. Vergebens suchte ich in meiner Erinnerung. Die Stadt erschien mir gänzlich fremd. Ich weiß nicht, lag die Schuld an meinem Gedächtnis, oder hatte sie sich so verändert. Fünfzehn Jahre sind freilich eine lange Zeit! Nichts mahnte mich an meine Knabenzeit, bis endlich mein Blick auf das große ernste Gebäude mit seinen grauen

Digitized by Google

Mauern fiel, das vom Schulerberge herniedersah. Es war das Strafhaus der Stadt, unter dessen vergitterten Fenstern ich mich so oft mit meinen Schulkameraden herumtummelte. Die Stadt näher zu besichtigen, behielten wir uns vor und fuhren noch denselben Morgen mit der Eisenbahn nach Gmunden. Um elf Uhr kamen wir in Gmunden an; von da gings weiter nach Ischl.

Die Wohnung, die wir bezogen in Kaltenbach, konnte nicht besser gewählt sein. Von unsern Fenstern aus genossen wir das herrlichste Panorama; wir übersahen einen weiten Thalkessel, rings von zahlreichen, interessanten Berggruppen umgeben. Zur Linken lag ganz Ischl zu unsern Füßen; denn das Haus stand auf einer kleinen Anhöhe, rechts um einen Kogel (den Hundskogel) schlängelte sich die Traun vor uns dahin, das ganze Thal durchschneidend; im Hintergrunde hohe Gebirge, in den Himmel ragende Felsspitzen und über alle in der Ferne, fein greises, schneebedecktes Haupt erhebend, der höchste Punkt der norischen Alpen — der Dachstein — unzähliger andrer Schönheiten der zunächst liegenden Partien nicht zu gedenken.

Ja, ich befand mich in einem Paradies, umgeben von den Wundern der Natur. Und doch — sie hatten nur auf Augenblicke über mich Gewalt, die tiefe Melancholie, in welche ich versunken war, verließ mich nicht, sie wuchs im Gegenteil. O Gott! Gott! rief ich aus. Was gäbe ich darum, wenn ich mich an ein Wesen mit unendlicher Liebe festklammern dürfte, mit einer Liebe, die, wenngleich vergänglich wie alles Irdische, doch nur verginge mit diesem Leben selbst. Nach Arbeit ging all mein Sehnen und schon am zweiten Tage meines Aufenthaltes wollte ich sie beginnen. Doch all meine Anstrengungen waren vergebens, es wollte sich mir nichts gestalten, nichts entwickeln. Ich war so thöricht gewesen, das Trauerspiel: „Die Jakobiten", dessen Elemente noch etwas chaotisch vor mir lagen, ohne eigentlichen, festgestellten Plan zu beginnen, indem ich mich darauf verließ, daß sich derselbe von selbst entwickeln werde. Daß ich dies that, war aber eben nur die Folge des zerrütteten Zustandes, in welchem ich mich schon wochenlang befand. Es war mir nicht möglich gewesen, meine Ideen zusammenzufassen und zu ordnen und ich hatte, um die Zeit nicht ganz zu verlieren, aufs Geradewohl angefangen und doch so gut wie nichts zu stande gebracht. Nun stockte es gänzlich. Ich glaubte darüber verrückt werden zu müssen, wenn ich daran dachte, daß es nun schon acht Monate waren, daß ich nicht mehr eine gelungene Zeile schuf und daß doch von meiner Arbeit und ihren Erfolgen meine ganze Zukunft, Existenz und alle Bedeutung

Digitized by Google

meines Daseins abhing. Ich mußte Selbstvorwürfen, die ich mir machte, Einhalt thun, so verdient sie zum Teile waren; ich mußte Mut fassen, um nicht zu Grunde zu gehen. Ich mußte die schreckliche Furcht, die mich befiel, ich hätte überhaupt infolge geistiger Lähmung die Fähigkeit zu produzieren eingebüßt, gewaltsam bannen und mich über den Verlust der Zeit, selbst wenn er noch länger andauern sollte, in Geduld zu trösten suchen. Mittwoch d. 7. begann ich unverdrossen meine Sisyphusarbeit von neuem, indem ich den Plan von vorn an zu bilden anfing. Der erste Akt entwickelte sich mir nun regelmäßig und zu meiner vollen Zufriedenheit; beim zweiten aber stockte es schon wieder und derselbe wollte sich mir auch den 8. und 9. nicht gestalten. Aber ich ließ mich diesmal nicht davon zu Boden drücken. Auf einem Spaziergang, den wir gestern machten, begegneten wir einem alten von Arbeit und Sorge gebeugten Bauernweib, das uns den Weg zeigte. Da wir sie beschenkten, wurde sie zutraulich und gesprächig. Wir fragten das Weib, ob sie Kinder habe. Sie schüttelte den Kopf traurig und erwiderte: Zwei Söhne liegen in Italien, bei Piacenza gefallen und begraben, der dritte erlag dem Fieber in Ungarn. Es wehte mich schaurig an. So greift die Tyrannei mit schonungsloser Hand in den Frieden der Berge und reißt die Söhne von der Mutter Brust und führt sie zur Schlachtbank in das ferne Land, wo sie, ein fremdes Volk zu unterdrücken, fechten müssen und sterben!

Samstag den 10. machten wir einen größeren Ausflug nach Weißenbach am Attersee. Doch machte ich noch hier die Erfahrung, daß ich an einem See nicht lange verweilen dürfte; denn ich fühlte mich hier bald unbehaglich. Ich brauche ein breites, freundliches Thal, mein Auge muß fernhin schweifen können und doch überall nur üppiges Grün antreffen, wie dies in Ischl, wie dies in Baden, in meinem geliebten Helenenthale der Fall ist. Ich dachte an dieses oft in dieser Zeit und es ward mir teurer und teurer, als es im Vergleiche mit der herrlichen, weltberühmten Gegend, in der ich mich befand, doch nur so wenig verlor, ja was das Wohnliche, das freundlich Anheimelnde betrifft, so gar nichts verlor. O Baden! Baden! Du einziger Ort, der ein Heimatsgefühl in mir weckte! Ich bin nun verbannt von dir, ich muß dich meiden; denn Emilie weilt in deinen Mauern und wird in deinen Mauern weilen, so oft der Frühling aufs neue erwacht, bis der Herbstwind die Blätter von den Bäumen schüttelt — so lange, bis ein Glücklicherer als ich — wer weiß, ob ein Würdigerer — sie heimführt als holde Braut. Wir hatten seit unsrer Abreise von Wien nur zwei

Digitized by Google

schöne Tage gehabt. Sonntag begann aber ein solches Unwetter mit Regengüssen, daß die friedlich dahin fließende Traun sich in einen reißenden Strom verwandelte, die Ufer verließ und den größten Teil der Esplanade unter Wasser setzte. Ich füllte diese Zeit, da ich noch immer keine Möglichkeit zu produzieren fand, mit historischen Studien und Uebungen in der englischen Sprache aus. Auch entledigte ich mich einer mich drückenden Verpflichtung, die Saphirs Wunsch und mein Versprechen mir auferlegt hatten, als ich in Baden von ihm Abschied nahm. Ich verfaßte ein Sonett für das Gedenkbuch, das er auf „Morizruh" zu eröffnen beschlossen hat.

Hier ist es:

Es waren trübe Tage, arm an Glück —
Sie hatten mir genommen mein Vertrau'n;
Mein Hoffen sank, es sank mein Mut, zu bau'n
Auf mich und meine Kraft und mein Geschick.

Da war ein freundlich Wort, ein milder Blick
Mir wie ein Sonnenstrahl durch Nebelgrau'n,
Der uns ein Stückchen Himmelsblau läßt schau'n,
Gab Hoffnung, Mut, Vertrauen mir zurück.

In jenen Tagen sprachst du solch ein Wort —
Stets wohlgesinnt und freundlich warst du mir,
Wie sehr es mich erhob, du weißt es nicht.

Dafür an diesem dir geweihten Ort
Setz' ich ein Denkmal meines Dankes dir,
Zu solchem Denkmal werde dies Gedicht.

Ich hatte Saphir krank getroffen, auf einem Ruhebett liegend und nicht fähig, sich aufzurichten. Einsilbig und traurig, ja fast kleinlaut fand ich ihn, den viel gefeierten Witzkopf, den beißenden Satiriker, den gefürchteten Machthaber, den eitlen Dichter, der eigentlich nie ein Dichter war. Sein Wesen und Treiben hatte mir niemals Achtung eingeflößt, weder für seinen Charakter noch für seine Talente. Aber er war stets freundlich gegen mich gewesen, er zeigte mir stets Anerkennung meines Talents und Strebens, er munterte mich durch sein Urteil in den trübsten Zeiten meiner dichterischen Laufbahn auf. Er zeigte stets den guten Willen, etwas für mich zu thun, obgleich er selten in der Lage war, ihn zu bethätigen; aus seinem gefürchteten Journal kam bis jetzt nur immer Gutes, Erfreuliches. Ich schätzte dies alles um so mehr, als er ein Mann war, der in der Gewohn-

Digitized by Google

heit abzusprechen und zu bespötteln ergraut war, ein Mann, der an Huldigungen jeder Art gewohnt war. Ich aber schmeichelte ihm niemals, ja er lud mich ein, ihn zu besuchen und ich vernachlässigte ihn, indem ich mich monatelang nicht bei ihm sehen ließ. Kurz, ich erwarb mir gar kein Verdienst um sein Wohlwollen und er schenkte mir dasselbe dennoch. Daher kam es, daß ich ihm niemals gram sein konnte. Darum weigerte ich mich auch aufs entschiedenste, als Valdek als Vorkämpfer der jungen Litteratenschaft mich aufforderte, mich an den Bund, den er gegen den alten Machthaber und litterarischen Despoten bilden wollte, anzuschließen. (Nebenbei ersah ich wohl, daß es nur auf die Gründung einer neuen Tyrannei auf den Trümmern der alten abgesehen war.) Von dieser Aufforderung und Weigerung erfuhr übrigens Saphir nie ein Wort. Dessen ungeachtet erschrak ich nicht wenig, als mich Saphir bat, ich möchte ihm doch auch etwas in sein Gedenkbuch schreiben, kein gewöhnliches Stammbuch etwa, sondern ein Buch, das an einem öffentlichen Orte, der Einsicht jedermanns offen, aufliegen sollte, also gewissermaßen ein Denkmal Saphirs, von seinen Verehrern ihm geweiht werden sollte. Mich aber öffentlich für seinen Verehrer zu erklären, dagegen sträubte sich meine innerste Ueberzeugung. Ich hielt niemals viel von ihm als Dichter. Unter gewöhnlichen Umständen hätte ich vielleicht den Mut gehabt, ihm die Gewährung seiner Bitte zu verweigern. Ich sage vielleicht; denn möglicherweise hätte meine gewöhnliche Gutmütigkeit und Schwäche, nicht abschlagen zu können, verbunden mit der Befangenheit, die mich allen nicht ganz vertrauten Personen gegenüber kennzeichnete, mir diesen Mut geraubt. Ihn jetzt zu finden aber, wäre mir ganz und gar unmöglich gewesen — es war sozusagen ein Sterbender, der mich um etwas bat. Alle sagten mir, Saphir werde nicht wieder vom Krankenlager aufstehen und sein Anblick sagte mir dasselbe. Ich schied daher von ihm mit dem Versprechen, ihm ein Gedicht zu senden. Es war am vorletzten Tag meines Aufenthalts in Baden, und die peinliche Situation, in die ich mich dadurch versetzt sah, vermehrte das Qualvolle des letzten Tages, an welchem ich mich — wahrscheinlich für immer und ohne Umkehr — vom Bilde Emiliens losreißen sollte. Dazu hatte ich die üble Gewohnheit aller Melancholiker, alles schwerer zu nehmen, als es wirklich war. Die Furcht, durch die einem Manne dargebrachte Huldigung, der viele mit Recht zu Feinden, keinen der Besseren und der Besten zum Freunde hatte, meinen eigenen Ruf zu gefährden, brachte mich fast auf den Gedanken, mein Versprechen diesmal nicht zu halten. Aber ein gegebenes Wort brechen! konnt' ich das? Mehr noch! einen

Digitized by Google

Leidenden, einen Sterbenden kränken? Und der Mann war mir doch immer freundlich gewesen, freundlich in meiner schwersten Zeit! Dieser letzte Gedanke half mir mit einemmale aus der Verlegenheit. Ihm gab ich Ausdruck und das Gedicht war fertig, es konnte meinen Ruf nicht gefährden und mir höchstens bei den eingefleischten persönlichen Feinden Saphirs schaden. Freilich nimmt sich Saphirs Verdienst um mich — im Gedichte verewigt, ein wenig zu hoch aus; allein es war ja doch meine Absicht, ihm eine Freude zu machen. Ein solch Gedicht gebührte wohl einem Dawison in vollem Maß — dem gebührte mehr, viel mehr — wie er hat sich niemand edel gegen mich gezeigt, als ich verkannt und mißachtet war und jeder sich anmaßte mich zu übersehen und über mich abzusprechen. Als ich Mittwoch das Sonett seiner Bestimmung zusandte, ward ich von einer Last befreit.

Mein Wohlsein nahm in diesen Tagen bedeutend ab. Der Schmerz um Emilie! Ich mußte ihr entsagen! Am selben Tage las ich in Irvings Sketch book die Skizze: „The wife", in welcher er auf das Rührendste und Ergreifendste das Glück, ein edles Weib zu besitzen, schildert, in welcher er vor allen siegend den Satz verteidigt, daß ein Mann, dem ein getreues Weib zur Seite steht, den Stürmen des Lebens mit ungebeugtem Mute trotzt, von jedem Schlage sich durch eigene Kraft erhebt, denn mächtig weckt der Gedanke, daß ein teures Wesen von dieser abhängt, seine Energie, während er stets reich an Liebe niemals ganz in jene Trostlosigkeit verfallen kann, die den, der da allein steht, vernichtet, stumpf und unfähig macht, sich aufzurichten! — Wie fühlte ich dies alles an mir selbst! Wie fühlte ich, daß ich kein Mann sei ohne Weib, wie fühlte ich wieder, daß die glückliche Lösung in diesem Widerstreit des sinnlichen Verlangens und der Sehnsucht nach einem treuen Frauenherzen nur im Bunde der Ehe zu finden sei. Montag den 19. war der schönste Tag, den ich erlebte, seit jenem, der mir die doppelte Nachricht von der Annahme „Heinrichs des Löwen" und der „Dido" brachte. Es war einer der schönsten Tage in meinem Leben. Und doch fiel nichts Besonderes vor. Ich setzte mich mit Bangen wieder zur Arbeit — und ich arbeitete — und was ich arbeitete, gelang mir. Die heilige, so lange versiegte Quelle, sie strömte wieder; ein hohes Selbstgefühl durchströmte mich; ich vertraute wieder auf mich selbst, es war ein unbeschreibliches Entzücken — es war die berauschende Dichterlust, die mich so selten mehr beim Schaffen erfüllte. Ich dankte mit trunkenem Herzen dem außer mir schaffenden Wesen für diesen göttlichen Funken von seiner Kraft, den es mir geliehen. Nachmittags besuchten wir

Digitized by Google

die Rettenbachmühle. Es war von all den herrlichen Wegen, die wir bisher gemacht hatten, der herrlichste. Wie lachte mich die ganze Natur an diesem Tage an! Wie war ich empfänglicher für alles Schöne in ihr, wie war ich tauglicher, mich ihrer zu freuen. O Welt! wann kehrst du zur Natur zurück? Ausschweifung oder gleich zerstörende Entsagung ist des Jünglings Los! Der blühenden Jungfrau Los, im Arm des welken Mannes selbst zu welken! — Ich fühlte mich am nächsten Morgen leidend. Dies ungestillte Sehnen untergräbt meine Gesundheit mehr und mehr. Ist sie erst gänzlich untergraben, sagte ich mir selbst, dann kommt das Glück zu spät, auch wenn es käme! Doch was quälst du dich, daß oft dein Herz vor Pein zerspringen will? Die Welt ist doch so schön! Und du bist doch noch jung! Der nach Liebe sich sehnende Dichter, der zwar sorgenvoll in eine ungewisse Zukunft blickt, mag doch noch glücklicher sein als mancher andre!

Den 29. vollendete ich mit Glück das Gedicht: „Vorüber", das ich in der verzweiflungsvollsten Stimmung an jenem Abende begonnen hatte, als ich mich zum erstenmale von Emilien grausam zurückgestoßen fühlte. Ich hatte es damals nicht vollenden können, die Feder sank aus meiner Hand, auf sie mein Haupt und bittere Thränen rollten über meine Wangen. Ich war ein Thor und will es nicht wieder werden!

Neue Regengüsse. Die Traun war abermals angeschwollen. Am Morgen des 29. ertrank in derselben ein Kind, ein siebenjähriges Mädchen; einem Wagen ausweichend auf der gedeckten Brücke, die nach Brandenberg führt, stürzte es hinab in den Fluß und wurde fortgerissen von den Wellen. Ich fühlte ein tiefes Mitleid, als man es mir erzählte — ich warf rasch aufs Papier die Verse nieder:

Du armer Wurm! Du sankst hinab
Ins allzu frühe Wellengrab,
Die Strömung hat dich fortgenommen,
Bevor du, selbst ein Bächlein klein,
Noch an des Lebens Strom gekommen,
Einmündend in das ernst're Sein.
Mein Aug' ist feucht — doch muß ich mich,
Denk' ich der Welt, in Zweifel fragen:
Soll ich dein rasches Los beklagen,
Soll ich darum beneiden dich?

Am 11. nach Gmunden zurück. Es war ein wunderschöner Tag und ich bekam von dieser Stadt sowie vom Traunsee eine ganz andre

Digitized by Google

Idee, als wir abends die Anhöhe im Rücken von Gmunden erstiegen und das herrliche Panorama in der Beleuchtung des Sonnenunterganges erblickten. Ich erkannte jetzt wohl, daß der Traunsee der schönste und zugleich der imposanteste von allen war, die ich bisher gesehen hatte. Wir besuchten auch den Gmundner Friedhof, das Grab Saals zu sehen, der ein alter Freund meines Vaters gewesen. Die Inschrift eines einfachen Kreuzes, nicht weit von seinem Hügel, sprach mich derart an, daß ich sie meinem Gedächtnisse fest einprägte. Sie hatte für mich etwas unendlich Anziehendes und Rührendes. Sie lautet:

Ich blühte in des Lebens goldner Frühe
Von treuer Elternhand gepflegt —
Nun wechsle ich den Garten, wo ich blühe,
Nun naht ein Engel, der mich weiter trägt
Und in des Vaters Schoß mich niederlegt.
Hier enden alle Schmerzen bis auf einen:
Daß meine Eltern weinen.

Den 13. nach Linz. Wir kamen heimkehrend von einer Seite in die Stadt, die mir bis jetzt nicht zu Gesichte gekommen war. Da tauchten mit einemmale Erinnerungen aus meiner Kindheit auf, wie alte Bekannte nickten mir die Gebäude zu, je weiter wir kamen. Ich hatte das kaum mehr erwartet und der Eindruck war fast überwältigend. Da kam das Haus, in dem mein Bruder geboren ward, meine Eltern hatten es mir oft gezeigt, als er noch lebte — man trug auch seine Leiche vor diesem Haus vorbei. Nun kam das andre, in dem er starb, beide nicht fern voneinander, in einer Straße. Wir bogen um die Ecke, da lag die freundliche Promenade vor mir, da das Theater mit dem Kasino und mit dem Reitschulhof — und hinter diesem noch unverändert das Häuschen, in welchem meine Schwester das Licht der Welt erblickt hat. Ein jeder Stein, den ich betrat, rief eine Stunde jugendlichen Frohsinns wach. Wo war er hingeschwunden? Ich fühlte mich ein Greis mit siebenundzwanzig Jahren. Doch nein, mir war, als fänd' ich meine Heimat wieder, alles um mich her war mir lieb und sympathisch. Es ward mir wohl und weh zugleich.

Samstag den 14. besuchten wir den ehemaligen Direktor Pellet und Fatime Heinefetter, eine Schwester der berühmten Stökl-Heinefetter, welche vor kurzem im Irrenhause zu Döbling gestorben war. Sie war eine Freundin meiner Mutter gewesen und hatte mich sehr lieb gehabt. Auch besuchten wir natürlich den Friedhof und fanden

Digitized by Google

ihn derart verändert und verwildert, daß er uns gänzlich fremd erschien. Hohes Gras verbarg die alten, vermorschten Kreuze fast gänzlich und keine Spur vom Grabe meines Bruders war in diesem Meer von Gräbern zu finden. Kaum nach Wien zurückgekehrt, bekam ich ein heftiges Fieber, das lange anhielt und große Besorgnis erregte; überhaupt zeigte es sich nie so deutlich als diesmal, wie absolut schädlich mir das Klima und der Aufenthalt in Wien sei.

1859.

Brief an Moriz Löwy. Aus Brünn.

I. Erste Reise.

Mein teurer Freund! Du, der in meinem Herzen immer wie in einem aufgeschlagenen Buche las, Du, dem ich nichts verbarg, was ich je dachte, fühlte, auch unsre Trennung soll mich Dir nicht fremder werden lassen. Du sollst wie Gott in meine Seele schauen fort und fort; ich will, obgleich Dir fern, vor Deinen Augen leben; Du sollst im Glück und Unglück mein Vertrauter sein. Mein Herz war schwer, als ich von Dir und meinen Lieben schied. Die Thränen aus dem Auge meiner Schwester haben mich tief bewegt, nicht minder die erzwungene Fassung meiner Mutter. Ein Wort des Vaters aber hat mich schmerzlich berührt. Errätst Du dieses Wort? Es hieß „Selbstständigkeit von diesem Augenblicke an". Gewiß, er meinte es nicht bös, er wollte mich damit zur Thatkraft spornen. Und doch war es im Augenblicke der Trennung schlecht gewählt. Die Mutter schien es zu empfinden. Es gab dies Wort, gleichsam mit Absicht, meiner Reise eine Bedeutung, die sie vielleicht erlangen kann, die aber ihr schon jetzt zu geben ich nicht den Mut hatte, nicht haben konnte. Sie hätte sonst ganz anders vorbereitet sein müssen. Ich zog hinaus, in neuen, mir noch unbekannten Sphären mich zu bewegen, nicht, weil ich in ihnen mein Glück um jeden Preis zu finden suchte, sondern nur einzig und allein, weil ich in meinen alten Verhältnissen so unglückselig war. Ich ging, weil tiefe Schwermut mich zu erdrücken drohte, ich ging mich zu zerstreuen, ein andres Leben zu versuchen, mich selbst in diesem andern Leben kennen zu lernen. Es handelte sich eben nur um ein Experiment. Fiel dieses glücklich aus, dann war es möglich, daß für mich ein wirklich dauernd neues Dasein begann. Wenn aber nicht, so war mir der Gedanke tröstlich, hinter mir, wie

Digitized by Google

trübe auch mein Los, doch in den Armen meiner nächsten Verwandten und Freunde ein Asyl zu finden, wo ich mich sammeln, aufatmen und zu neuer Unternehmung rüsten kann. Ich weiß, es stößt mich trotz jenes Wortes niemand zurück, wenn ich wiederkehre. Aber es liegt darin ein Vorwurf im Vorhinein, der meinen Stolz, mein Zartgefühl verwundet — und dies Asyl mir minder freundlich erscheinen läßt. Es liegt darin ein Vorwurf selbst für die Vergangenheit. Daß ich so lange ihm zur Last fiel! O mein Gott! Ist es meine Schuld, daß du mich nur nach Großem streben lehrtest und der nach Großem strebt, in unsrer Zeit ein Paria ist? Wenn ich das Los verkannter Dichter teile, trifft mich der Vorwurf oder das undankbare Vaterland? Undankbar? Noch kann ich es nicht so nennen, denn ich habe noch zu wenig geleistet. Doch Großes hätt' ich schon geleistet, hätt' ich ein besseres, ein freieres, ein größeres Vaterland. — Dies waren die Gedanken, die mir den frohen Mut, der mir so nötig war, schon am Beginne meiner Reise trübten und mich beschäftigten, als auf das dritte Zeichen der Zug sich in Bewegung setzte, mich Euch entführend. Dazwischen sah ich immer noch Dein treues Angesicht und fühlte Deinen letzten Händedruck. Rasch flog das Häusermeer von Wien an mir vorüber. Leb wohl, meine Vaterstadt! Wer kann es wissen, ob auf baldig Wiedersehen? Leb wohl! — so sprach ich bei mir selbst. Es sind nun fünfzehn Jahre, ewig lange Jahre her, daß ich auf demselben Wege kam, auf welchem ich mich nun entferne. Damals war ich ein Knabe und das Leben lag noch, ein goldener Traum, vor mir. Wie viele bittere Stunden der Enttäuschung zwischen jetzt und damals! Eine ganze verlorene Jugend! O wenn mich das Glück von jetzt an auf den Händen trüge, nimmer verwischen könnte es die Spur dieses Jammers! Ach, es war nicht nur ein persönlicher. Wie so mein Auge auf dieser Stadt verweilte, da stieg ein andres Bild von ihr aus der Erinnerung vor mir empor. Ich sah sie nachts in hellen Flammen stehen — der Himmel glutrot auf sie herniederschauend. Es war der Untergang der Freiheitssonne. O wie viel Jahre der Versumpfung, der Entwürdigung seitdem! Zwei Berge steigen noch zuletzt empor, dem Scheidenden den Abschiedsgruß zunickend, zwei freundliche, bekannte Berge, der Kahlenberg und Leopoldsberg. Sie schwinden und wohin der Blick sich richtet, zur Rechten oder Linken, weithin dehnt sich die Ebene. Die Morgensonne schien so freundlich, sie vergoldend, so reichen Gottessegen trugen diese unabsehbaren Felder. Hier waren noch die Schnitter emsig an der Arbeit, dort lagen schon die Garben aufgeschichtet. Ich wurde heiterer. Die Güte Gottes lächelte mich

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

an. So stundenlange fort dasselbe eintönig heitere Bild. Nur der Gedanke warf zu Zeiten drüber einen Schatten. Dort erst der Boden Asperns, hier der Boden Wagrams! Ein blutgetränkter Boden hier wie dort! Wer sieht es diesen lachenden Fluren an, daß sie die Gräber sind von tausend gefallenen Männern? Im Schein der Morgensonne lagen sie vor mir, ein Bild der Ruhe, des Friedens. Sinnig wiegten die Halme ihre Häupter wie träumend im sanften Hauche der Morgenluft, als wiegte sich die ganze Welt in wonnigem Behagen.

Ich dachte unwillkürlich an Italien. Zwar ruhten die Waffen dort unten im Süden. Doch hat der Boden das Blut noch kaum aufgesogen, die Pflugschar ist nicht darüber hingegangen, der Same nicht darüber aufgegangen. Nur locker aufgeworfen deckt die Erde Leichenhaufen, zerbrochene Waffen und Stücke zerplatzter Wurfgeschosse liegen noch zerstreut umher; manch blut'ger Fetzen blieb hängen am dornigen Strauche und Raben krächzen, in Schwärmen auf und nieder flatternd. Im nächsten Lenze lachen auch diese Fluren und singend schwingt sich über ihnen die Lerche. Schon waren wir in Mähren, als plötzlich zwei Berge vereinzelt sich erheben. Der eine trägt die Trümmer eines alten Schlosses. Es sind die Polauer Berge. Endlich zeigt sich eine Stadt, weit überragt von einer Höhe, von welcher eine Feste ernst herniederschaut. Das ist der Spielberg. Das ist Brünn.

Es war halb zwölf Uhr mittags, als der Zug hier eintraf. Ich fühlte mich etwas unwohl. Die außerordentliche Hitze that mir nicht gut und ich war genötigt bis gegen Abend in meinem Zimmer zu bleiben, von dessen Fenster ich übrigens eine recht hübsche Aussicht hatte. Das Ganze ein blühend heiteres Bild. Es war mir interessant über die Stimmung in Brünn zu hören. Sie scheint im höchsten Grad loyal zu sein. Und doch spricht sich selbst hier, ja in den Kreisen der Militärbeamten selbst, das Bedürfnis nach „zeitgemäßen Reformen" aus, wie jetzt die Phrase heißt, mehr noch der Tadel der sogenannten Konkordatspolitik. Das Gerücht von dem plötzlichen Abschlusse eines Friedens durchlief schon früh am Tage die Stadt. Es wollte niemand daran glauben. Man sagte uns aber, daß die offizielle Nachricht von der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien eingelaufen und auch bereits durch Anschlag kundgegeben sei. Wir alle waren starr vor Ueberraschung und zerbrachen uns die Köpfe, wie das nur möglich sei.

Es waren in der That schon überall Plakate mit der Friedens-

Digitized by Google

nachricht angeschlagen. Bevorzugte Brünner! Hier soll nach jedem Kriegsereignis allsogleich die Nachricht angeschlagen worden sein. Wir Wiener sahen seit dem Manifeste nichts mehr an unsern Straßenecken, ausgenommen Aufforderungen zur Bildung von Freiwilligenkorps und zu patriotischen Beiträgen und mußten jede Nachricht erst aus dem Moniteur erfahren um — oft viele Tage später erst den wahren Sachverhalt — auch nicht zu hören.

Am nächsten Morgen (13. Juli) schon ein neuer Anschlag. Die Friedensbedingungen! Abtretung der Lombardei! Das wirkte wie ein kaltes Sturzbad auf die für Oesterreichs Ehre heiß entbrannten Bureaukraten und Philister. Allein sie hatten schnell ein Auskunftsmittel bei der Hand, um diesen Schlag mit Würde und Anstand zu ertragen. Sie sprachen von geheimen Artikeln, von sicherer Entschädigung durch Allianz mit Frankreich. „Schlesien" hieß die Parole. Das Wutgeheul, das eben erst noch Frankreich galt, ward gegen Preußen angestimmt. Man hörte schon den Schlachtendonner eines neuen Siebenjährigen Kriegs in ihren Worten. Die guten Leute thaten nur so grimmig. Im Grunde sah man's ihnen dennoch an, daß mit dem Krieg ein schwerer Alp von ihrer Brust gewälzt war. Was sie auch fafelten von Opferwilligkeit, die Staatspapiere im Kasten atmeten doch wieder auf — und manches Vaterherz (Spartaner sind in unsren Zeiten selten und sicher nicht die Diener der Despoten) schlug der nun nahen Rückkehr des geliebten Sohnes entgegen. Die freilich, deren Söhne dort unten in der welschen Erde liegen, die mögen sich in bitterem Ingrimm fragen: Wofür sind sie gefallen? Welch ein Umschwung! Napoleon! Dieser erst noch verwünschte Name wird jetzt mit einer gewissen heil'gen Scheu genannt, ja mancher lächelt, wenn er ihn nennen hört, wohlgefällig, möchte ihn — den Retter der Gesellschaft, nun aber erst das niederträcht'ge Haupt der Revolution, der Attila der neuen Zeit genannt — gern auch als Retter Oesterreichs begrüßen, wenn er sich nicht schämte. Der Mann hält durch die Macht seiner Ueberraschungen, durch seine Unberechenbarkeit (was man auch schon wieder zu berechnen anfängt) die ganze Welt in seinen Händen wie durch Zauber. Morgens machte ich einen Spaziergang auf den Franzensberg. Wie ich von diesem so hinüber auf den Spielberg blickte, da rief es plötzlich in mir: Du sollst da doch auch hinauf! Und ich machte mich sofort auch auf den Weg. Ich bereute es nicht. Vom Spielberg hat man

Digitized by Google

einen prächtigen Blick auf die Stadt hinab (die sich in der Vogelperspektive zeigt). Der Festung selbst, eigentlich nur ein kleines Fort, ist viel von ihrem romantischen Interesse genommen worden; sie ist kein Staatsgefängnis mehr, ist überhaupt kein Gefängnis mehr, sondern nur mehr ein strategischer Punkt (bedeutungslos genug) und — Kaserne.

Wie schade um die herrlichen Betrachtungen, die man jetzt nicht mehr anstellen kann: „Wer wohl da unten jetzt in Ketten liegen mag und bitter über sein verlornes Dasein weinen!" Höchstens geht es noch mit der vergangenen Zeit: „Wie mancher hat da unten jahrelang, wie mancher bis zum Tod geschmachtet!" Das hat schon nicht denselben Reiz. Man könnte sich darüber wahrlich trösten, wenn die Gefangenen, die hier nicht sitzen, nicht — wo anders säßen!

Ich wußte zwar nicht, ob der Eintritt in die Festung gestattet sei; allein das Thor stand offen und ich trat hinein — auf eigene Gefahr. Die Schildwache sah mich mit großen Augen an, aber ließ mich ruhig vorüberschreiten. Noch eine Treppe aufwärts durch ein zweites Thor und ich war im Raume innerhalb der äußeren Mauern und stand vor der Feste selbst.

So öd und menschenleer bis hierher alles, vom Fuß des Berges angefangen, war, hier war auf einmal alles Leben. In Gruppen lagerten Soldaten auf der Erde, kräftige, edle Gestalten, dunkel gefärbte, doch regelmäßige Gesichter, blitzende schwarze Augen, Feuer und Leben in jeder Regung, als Kinder des Südens auf den ersten Blick erkennbar, wenn es nicht ihrer Sprache Laut verraten hätte. Melodisch stieg ihr Gesang empor, dazwischen Jauchzen, Lachen mit jenem metallenen Klang, wobei sich blendend weiße Zähne zeigten. Manche fielen sich zu wiederholtenmalen in die Arme. Sie waren alle wie berauscht! Lombarden waren es. Sie wußten schon, daß sie die Heimat wiedersehen sollten — freie Männer. Ich gönnte ihnen recht von Herzen ihre Freude. Sie mochten viel in dieser Zeit gelitten haben. (Man hatte Brünn mit Italienern überfüllt, alle von den abtrünnigen oder wenigstens schwierigen Regimentern, z. B. Sigismund und Alemann.) Ich trat zu ihnen, holte mein bißchen Italienisch aus dem Gedächtnisse hervor und sprach sie an. Sie strahlten, als sie, wie schlecht auch immer, ihre Muttersprache hörten. Ihre Freundlichkeit war wirklich rührend. Sie nützte mir aber nichts; denn der Stabsfeldwebel, der allein befugt ist, die Fremden in den ehemaligen unterirdischen Gefängnissen (wo Trenk und Silvio Pellico saß) herumzuführen, war nicht zu finden. So trat ich denn nach einer

Digitized by Google

Weile den Rückzug nach Hause an; die beiden Stunden, die ich noch vor dem Abgang des Mittagszuges vor mir hatte, benützte ich, um Dir zu schreiben. Leb wohl, mein Freund! Bald sollst Du wieder von mir hören.

Dein Franz.

Brief an Moriz Löwy.

II.

Ich denke noch mit Entzücken an die Fahrt von Brünn durchs Adamsthal und weiter bis über Böhmens Grenzen. Welch herrliches, romantisch wildes Wald- und Felsenthal! Wie rauscht die Zwittawa mit ihrem klaren Strom in malerischen Windungen hindurch! Wie muß die Bahn sich Bahn durch all die Felsen brechen! Tunnel folgt auf Tunnel! Ein Bild verdrängt das andre! Die Sinne sind berauscht, weil sie nicht ruhen und verweilen können. Wie schön liegt Adamsthal, der Ort, wie reizend Blansko! Ich suchte mir vergebens dieses Bild, das schönste vielleicht von allen, einzuprägen. Zu rasch flog es an mir vorbei. Das Thal erweitert sich, doch büßt es nichts an Zauber ein. Ich dachte unwillkürlich an die Thäler Oberösterreichs, die es kaum übertreffen. Dann Lettowitz mit seinem Schlosse. Folgt Brüsau. Brüsau! Neuer Aufschrei des Entzückens. Mein ganzes Wesen trat in mein Auge, mein Kopf war immer außerhalb des Fensters — im Anschaun war ich versunken, so lange — so lange, bis mir ein Windstoß den Hut vom Kopfe riß und unter die Räder des Waggons hinabwarf, wodurch ich sehr verblüfft aus meinen Verzückungen auffuhr. Es war ein guter Hut, ein hübscher Hut, ein teurer Hut! Ich sprang ihm aber doch nicht nach, um ihn zu retten. Allein — Du wirst mich auslachen — von diesem Augenblicke fing ich an verstimmt zu werden. Ich mußte meinen Kopf im Waggon behalten; denn immer heftiger ward der Wind, Wolken von fernher nähertreibend, die bald die Sonne verhüllten und den Himmel, den erst noch so freudig niederschauenden, mit einem grauen Schleier überzogen. Schon waren wir, Böhmisch-Trübau und Wildenschwert hinter uns lassend, auf böhmischem Boden; das Thal des „stillen Adlerflusses" nahm uns auf, ein Name, der nicht besser gewählt sein konnte. Ganz niedere Felsen rechts und links, nur am Fuße grün bewachsen mit kleinen Wäldchen, ein still hinfließendes Wasser und drüber ausgegossen eine feierliche Stille, eine blühende Wüste oder ein einsamer Garten! Man erwartete wirklich jetzt und jetzt einen jungen Adler vom Gestein sich erheben und über dem Thal hoch in den Lüften kreisen zu sehn. Das war das einzige, was zu

Digitized by Google

dieser melancholischen Harmonie fehlte. — Von Chotzen wird die Landschaft öder und öder, eine weite, eintönige Ebene, der Himmel verdüsterte sich auch immer mehr, ferner Donner rollte und der Abend senkte sich früh herab. Die traurige Scenerie, der Verlust meines Hutes, der drohende Umschwung des Wetters, die Ermüdung von dem stundenlangen Fahren in der Hitze und ein angeflogenes Unwohlsein, das alles machte mich grämlich. Den Augenblick benützten bittere Reflexionen über die Vergangenheit, Sorgen für die Zukunft, die so nahe lagen, die nur auf kurze Zeit verlorne Herrschaft über mich neu zu gewinnen.

Wir kamen endlich nach Kolin. Noch vor demselben Ort ein überraschend hübsches Bild: Elbe-Teinitz. Zum erstenmal erblickte ich die Elbe (hier noch nicht sehr bedeutend), an welcher dieser Ort auf einer lieblich grün bewachsenen Höhe reizend daliegt.

Gleich nach Kolin zeigt sich links auf einem einzeln hoch aufragenden Hügel eine Säule. Sie bezeichnet den Ort, wo Fritz von Preußen stand in der für ihn so unglücklichen Schlacht bei Kolin. Nach acht Uhr kam ich in Prag an, stieg im Hôtel de Saxe ab. Es war schon dunkel, als ich in Ordnung war und ich recht von der heißen Fahrt erschöpft; weshalb ich nicht mehr ausging und mich bald zur Ruhe legte.

Brief an Moriz Löwy.

III. Prag.

Am andern Morgen (19. Juli) war mein erstes, nachdem ich in einem Kaffeehause auf der Bastei, nicht weit vom Wiener Thor, gefrühstückt hatte, mich in der Altstadt umzusehen. Ich schritt durch ihre Straßen ernsten Sinnes; denn alles mahnte an den Ernst der Weltgeschichte. Zuerst gelangte ich durch den Pulverturm, ein altertümliches Gebäude, das ein Thor zur Zeltnergasse bildet, dieser folgend auf den großen Ring. Hier blickte eine Kirche düster auf mich nieder, die schon Jahrhunderte an sich vorübergehen sah — es war die Teinkirche mit ihren beiden dunklen Türmen, die Kirche, in welcher einstens Huß die großen Worte sprach, die Licht in Tausenden von Geistern, einen Holzstoß für ihn selbst und einen Kampf entzündeten, in dem das Blut von Tausenden vergossen wurde. Die Worte sind verhallt, das Licht ist ausgegangen, die Asche seines Leibs und seines Scheiterhaufens längst verweht von allen Winden, und seiner Kämpfer Leichen längst verfault. Von seinem Wirken blieb

Digitized by Google

keine Spur zurück. Nichts redet mehr von ihm, als diese Kirche, von deren Wölbung seine Worte wiederhallten. — Nichts blieb von ihm? Er hat umsonst gelebt? — Nein! nein! — Ich muß an die Worte Lenaus denken:

„Auf Huß und Ziska folgten Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille und so weiter."

Auf Huß und Ziska folgten Luther, Hutten! — Ja sie folgten! Aufs neue leuchtete das bessre Licht (das volle kann und will ich es nicht nennen); in Böhmen, dem Lande der Hussiten, erhob die Lehre Luthers kühn ihr Haupt. Schnell ward es hier vom Rumpf geschlagen. Daran mahnte mich das Rathaus, das ich der Kirche gegenüber sah. Vor diesem fielen siebenundzwanzig Köpfe nach der Schlacht auf dem weißen Berge, die neue Lehre wurde ausgerottet durch die Vernichtung ihrer Jünger. Die dreißig Jahre folgten. Mitten auf dem Platze erhebt sich die Marienfäule, die Ferdinand III. zum Gedächtnis der Befreiung Prags von den Schweden errichten ließ. Die fremden Völker mußte Deutschland rufen im Kampfe für seine religiöse Freiheit, gegen Oesterreich ihm beizustehen. Es ließ ihm Oesterreich keine Wahl als jene zwischen Geistesknechtschaft oder nationalem Untergang. Es wählte diesen — und es hatte Recht. O daß es, wenn eine solche Wahl zum zweitenmal nötig werden sollte (was Gott verhüten wolle), wieder so wählen möchte. — Weiter schritt ich durch die Jesuitengasse und erreichte die große Karlsbrücke. Ein Turm erhebt sich trotzig vor derselben, sie beschirmend. Und er beschirmte sie — sehr zur Unzeit 1648, als ihn die Schweden vergebens stürmten. Dort drüben standen sie; was an dem linken Moldauufer liegt, war schon in ihren Händen und vom Hradschin herunter wehten ihre Fahnen.

Brief an den Vater. Dresden, 31. August 1859.

Teurer Vater! Dieser Brief trifft Dich ohne Zweifel schon allein in Wien. Ich habe keine Ruhe, bis ich wieder bei einer Arbeit bin und das wird, ich seh' es, nicht geschehen, bevor ich wieder ruhig im Bürgerspitale an meinem Tisch sitze. Nach monatelanger Unthätigkeit und Zerrüttung war diese Reiseunternehmung Unsinn. Sie hätte gerade durch besondere Thätigkeit vorbereitet sein müssen. Ich hätte mit mir zufrieden (mit mir selbst wenigstens)

Digitized by Google

sie antreten müssen, nicht gleichsam um vor mir selbst zu fliehen. Uebrigens betrachte ich sie nicht als ganz verloren, wenn ich von ihr einen erhöhten Sporn zur Thätigkeit zurückbringe, was gewiß geschieht, wenn nicht etwa die Vernachlässigung meiner Gesundheit in diesem Sommer sich wieder im Winter rächt. Gestern ein nicht unangenehmer Abend. Zufällig begegnete mir Winger und ich begleitete ihn hinaus vor die Stadt, wo er sich ein reizendes Haus baut, das ich mit ihm besichtigte. Diese Leute bauen sich alle Häuser. Wer es ihnen nachmachen könnte! Was haben sie denn vor uns voraus? Was Winger leistet, das hast Du auch geleistet und hättest es bis heute leisten können. Freilich Du hast auch Grund dafür zu danken, was Dir das Schicksal bescherte. Aber ich? Wie wollte ich schaffen und dichten, wenn des Dichters freies und großes Wirken ihm Eigentum erringen könnte. Eigentum! Das ist ein Zauberwort! Das Eigentum erst macht den Menschen. Der Kommunismus ist ganz verwerflich. Aber das ist das Traurige, Ungerechte, daß es so viele Tausende gibt, die von der schönen Erde nichts, auch nicht ein Stückchen ihr eigen nennen. Uebrigens gönne ich Winger, was er hat; denn er scheint ein braver Mann zu sein. Und was hat er auch davon, wenn sein Bein nicht gänzlich wieder geheilt wird. Doch einen großen Vorzug vor dem Armen im selben Zustande. Ich komme ins Philosophieren, drum will ich für diesmal enden.

Freitag, 2. September.

Morgen ist, wie ich höre, mein „Heinrich" wieder nicht, sondern es bleibt bei Montag (wenn es dabei bleibt). So wollt' ich doch, ich wäre vor vierzehn Tagen auf und davon gegangen, ich hätte Zeit und Geld erspart.

Hier fängt es mich nach und nach auf eine Art zu langweilen an, daß ich fürchte, mich vollends stumpf zu machen. Die Leute immer und immer wieder zu besuchen, wird mir schon lästig, vielleicht auch ihnen, da ich doch zu lange schon da bin, um ihnen noch eine neue Erscheinung zu sein und doch mich nicht ganz einzubürgern willens bin. So weiß ich oft wahrlich nicht, was ich machen soll. Der Abend war mir gestern zu kalt, um zu dem Fest in Blasewitz zu gehen. Ich brachte ihn mit Gutzkow und dem Rezensenten Ernst Fischer zu, die mir zufällig begegneten.

Diese beiden und Pabst sind überhaupt diejenigen, mit denen ich am vertrautesten geworden bin. Dawison ist wie ein Aal, kaum daß man ihn hat, entschlüpft er einem wieder. Auch spricht es sich mit ihm nicht so leicht, als es sich mit ihm korrespondiert. Jedenfalls

Digitized by Google

ist die Länge meines Aufenthalts in Dresden sehr bedauernswert; denn vierzehn Tage davon sind doch rein hinausgeworfen. Was mir große Sorge macht, sind meine „Jakobiten". Ich mühe mich vergebens, Umänderungen zu finden, die wesentlich wären. Ich werde es aufgeben müssen, wenn ich nicht fortwährend nutzlos meine Zeit verschwenden will. Ob aber Laube abgeht? Eins ist gewiß. Ich reise längstens Mittwoch, wenn möglich schon Dienstag von hier ab, wahrscheinlich gleich nach Brünn zu Lina. Dein Franz.

Familienbrief. Wien, 30. Oktober 1859.

Teure Mutter! Teure Schwester!

Ich habe mir vorgenommen, Euch wieder, wie es sonst, wenn ich entfernt war, meine Gewohnheit, regelmäßige und ausführliche Berichte von meinem eigenen Leben und Treiben, wie auch von dem, was um mich herum sowohl, als in der großen Welt draußen vorgeht, zu geben, gleichsam mein Tagebuch vor Euren Augen fortzuführen, weshalb ich Euch auch bitte mir meine Briefe aufzubewahren. Zwei Gründe haben mich dazu bestimmt: erstens ist mir der bisherige Verkehr mit Euch zu wenig vollständig, ich habe nie den Raum und nie die Zeit, Euch meine ganze Seele zu eröffnen, Euch all mein Fühlen, all mein Denken mitzuteilen; zweitens komm' ich wirklich nur so dazu, meine oft schon unterbrochenen Memoiren fortzusetzen und manches Interessante oder mir doch Wichtige festzuhalten. So will ich denn mit dem Moment beginnen. Ich dachte gestern abend viel an Euch. Ich wußte, daß der „Freischütz" gegeben wurde. Ich sah Lina im Geiste auf die Bühne treten. Jetzt singt sie, sprach ich zu mir selbst. Wie wird es gehen? Ich dachte mir, es gehe gut. Nie habe ich ihr lebhafter den besten, glücklichen Erfolg gewünscht, als jetzt. Es mischt sich diesmal auch der Egoismus in diesen Wunsch. Ich sagte mir: Wie glücklich würde es mich machen, wenn sie in ihrer Laufbahn stets heimischer und sich wohler fühlend, von ihren Unannehmlichkeiten nicht gedrückt und verstimmt, mit heitrer Energie durchs Leben ginge, in Leistung und Erfolg vorwärts schreitend. Dann könnte sie bald — bald den Grenzen dieses Landes entfliehen und ich mit Euch mich dort zusammenfinden, wo es mir wohler wäre. Ich fürchte sehr, die Zeit wird niemals kommen, wo ich allein mit Mut hinaus ins Leben wandern werde — und wahres Leben ist für mich nur anderswo; hier muß ich doch verkümmern, hier kann mein Geist sich nie vielleicht empor zum höchsten Streben schwingen. Am liebsten möchte ich die Schweiz zum neuen Vater-

Digitized by Google

lande wählen. Hier zwar, das ist nicht abzuleugnen, ist nicht mehr das alte Leben, es scheint, daß auch für Oesterreich eine neue Zeit gekommen ist. Allein ich sehe noch nichts Gutes voraus. Man könnte noch zu allem lächeln, wenn man ein Kerl von Muskelkraft und eiserner Gesundheit wäre. Aber ein Dichter, und von schwächlicher Natur! Daß ich dies bin, das fühl' ich wieder mehr als je. Ich fürchte diesen Winter sehr. Mein Hals macht mir viel zu schaffen. Auch meine Brust will mir nicht gefallen. Nun, wie Gott will, ich ergebe mich in alles. Ich schone mich und bleibe viel zu Hause. Die Tage sind entsetzlich lang und ich habe keine bestimmte Arbeit; ich schwanke zwischen vielen Entwürfen und kann mich für keinen entscheiden. Große Gedanken zage ich auszuführen, praktische habe ich keine. So geh' ich denn jetzt mit der Idee um, meine früheren Sachen zu revidieren und nacheinander im Druck herauszugeben, nämlich Perseus, Dido und die Gedichte. Die letzteren habe ich schon vorgenommen. Ein paar neue will ich dazu machen. Selbst an die Inquisitoren und den Narziß dachte ich. Vor einigen Tagen begegnete mir Dittmarsch und forderte mich auf, ihm etwas für den Feierabend zu arbeiten. Ich möchte gern; denn man könnte da doch vielleicht einige Gulden verdienen, die mir so wohl thäten. Wie gern käm' ich auf einige Tage wieder zu Euch. Aber das Geld, das Geld! Und wär' auch das in Hülle und Fülle da, ich könnte — leider muß ich es sagen — ich könnte doch nicht kommen; denn ich müßte mich vor der vierstündigen Fahrt fürchten. Ich kann gar keine Kälte mehr vertragen. Auch müßte ich dort Besuche machen und das kann ich jetzt auch nur selten. Als wir uns auf dem Bahnhofe in Brünn Lebewohl sagten, da dachte ich nicht auf so lange von Euch zu scheiden. Ich hätte noch acht Tage bleiben sollen.

Hoffentlich erfahr' ich bald von Euch, wie Lina gefiel. Glück sei mit Dir, meine teure Schwester! Mut und Energie erfülle Dich! Laß Dich durch nichts verstimmen, durch nichts in Deinem Streben hemmen. Wenn Du Dich nur dazu entschließen könntest, mir fortgesetzte Mitteilungen zu machen; auch so eine Art von Tagebuch zu führen, worin Du mir auch die geheimsten Gedanken und Gefühle nicht verhehlst. Aber ich weiß, das thust Du nicht. In dieser Hinsicht sind wir sehr verschieden. Du bist ebenso verschlossen als ich Vertrauten gegenüber sogar geschwätzig bin. Nur manchmal schreibe selbst ausführlich und recht vom Herzen weg. Die Briefe der Mutter geben von Deinem Seelenleben gar kein Bild.

Digitized by Google

31. Oktober.

Die gestrige „Wiener Zeitung" enthielt eine Verwarnung an die Journale, worin sie getadelt werden, ungesetzliche Aktenstücke, d. i. die ungarischen Adressen, abzudrucken und dadurch die Aufregung zu vermehren, obgleich sich alle Wiener Blätter gegen die ungarische Agitation aussprechen. Uebrigens enthalten sie jetzt doch manchmal ziemlich freie Sachen, so z. B. war neulich in der „Oesterreichischen Zeitung" eine Betrachtung über Humboldts Ansichten, die darauf hinauslaufen, daß der Staat wegen der Menschen und nicht die Menschen wegen des Staates da seien; daß der Staat überhaupt nur einen doppelten Zweck habe, den: Freiheit und Sicherheit zu geben. Jaques, der junge Mann hier, von dem wir oft gesprochen haben, hat eine Schrift über die Stellung der Juden zum Staate herausgegeben, die einige sehr kühne Stellen enthält.

Alle Welt beschäftigt sich jetzt mit dem Schillerfest. Laube vor allen als Komiteemitglied, weshalb er auch nicht zur Lektüre der „Jakobiten" kommt. Vor dem 10. November ist kein Mensch — Mensch! Lebt wohl, seid heiter und gesund!

Euer Franz.

Familienbrief. Wien, 26. November 1859.

Liebe Mutter! Liebe Schwester! Beklagt Euch nicht, wenn ich Euch seltener schreibe, denn es ist ein Zeichen, daß ich arbeite. Schon strömt der reine Quell des Schaffens wieder, ich arbeite mit Lust und mit Begeisterung. In solchen Stimmungen aber ist es mir, als müßte es Gott vergönnen — ja, als wollte, als begehrte er es von mir, und ich schließe mich sorgfältig von der Außenwelt ab. Ich muß das thun, wenn ich etwas leisten will, ich sehe es jetzt, wo es mir ist, als hätte ich wieder ganz meine Jugendfrische zum Schaffen, von der ich schon so lange nichts mehr verspürte. Bei der vorhergehenden Zerrüttung aber und der nun einmal unendlichen Zartheit meines Gemüts und Reizbarkeit meines Charakters droht jede Einwirkung von außen mich an den Rand des Abgrunds zurückzudrängen, an dem ich schon stand und schaudernd in seine Tiefen blickte. Ich las in diesen Tagen Lenaus Biographie, ich konnte nicht weiter lesen, so graute mir vor der Verwandtschaft der Geister und manchem selbstgefühlten Symptome. Oft aber ist dem Verhängnisse noch Einhalt zu gebieten. Ich will mich diesem Dämon nicht ohne Kampf ergeben. Ich will und werde leben, wie ich eben leben kann, in Harmonie mit meinem eigenen Wesen — so lang will ich es, bis, wenn es je geschehen sollte, die absolute Not an mich herantritt. Sollte es ge-

Digitized by Google

schehen, dann will ich auch nicht klagen und etwa betteln; dann soll ein Schrei der männlichsten Entrüstung von mir ergehen; dann will ich auf meine Werke zeigen und fragen: Warum laßt ihr mich untergehen? Und lassen sie's geschehen, nun, dann will ich doch lieber auf einmal zu Grunde gehen, als mich langsam schon jetzt in Qual verzehren. — Leider muß man ohnehin, momentweise wenigstens, aus seiner festen Burg heraus, dem Feind die unbewehrte Brust zu zeigen, jedem tödlichen Pfeile ausgesetzt. Indessen was nutzt es, an die Zukunft zu denken? Ungewiß bleibt sie immer — besonders in solchen Zeiten.

Linas wachsendes Selbstvertrauen und jeder Erfolg erfreut mich unendlich; auch scheint es, daß sie geselliger zu werden anfängt. Klingt es nicht wie Ironie, daß *ich* darüber sage, daß es mir lieb ist? Nicht doch! Es ist ein großer Unterschied zwischen Euch und mir. *Euch* stehen nicht wie mir (neben der notwendigen Schonung der Gesundheit) die tiefsten Ueberzeugungen im Wege, für die *nicht einzustehen* schon Leid und Selbstvorwurf genug ist, die nicht einmal aussprechen zu dürfen, die zu verleugnen unerträglich ist. Vielleicht erscheint auch *meine* Zeit — dann! dann! — Darum will ich sehen, daß sich meine Energie nicht ganz vertrauert, ehe sie kommt! Von Ausschnitten sende ich euch nur einen: das Leben des Sklavenbefreiers John Brown. Einen schönen Zug von dem Diktator Farini in Modena muß ich Euch noch erzählen. Die Nationalversammlung hat ihm ein Nationalgeschenk votiert, ein schönes Landgut. Er hat's zurückgewiesen. Als die Deputierten ihn bestürmten, es anzunehmen, sprach er: „Lassen Sie mir den Ruhm, arm zu sterben."

Soeben schicke ich wieder einen Brief nach Hannover ab. Ich will in der Beziehung auch recht thätig sein und thun, was ich ohne persönlichen Verkehr, den ich nun einmal nicht ertrage, eben thun kann. Will sehen, ob es nicht doch möglich ist, die Welt von meinem Schreibtische aus zu erobern. Zehn bittere Jahre meines Strebens sind vorüber — ja, denkt nur — zehn Jahre seit der Vollendung der Inquisitoren; der Gedanke ist sehr drückend. Welche Erfolge in zehn Jahren? — Nur Stoizismus! Stoizismus! er ist die einzige Medizin für mich.

Es grüßt Euch herzlich Euer Franz.

Familienbrief. Wien, 2. Dezember 1859.

Teure Mutter! Teure Schwester! Die Eintönigkeit der Tage verdirbt mir doch bisweilen die gute Laune. Wenn ich des Mor-

Digitized by Google

gens an die Arbeit gehe und sie gelingt, was wohl jetzt meistens der Fall ist, dann bin ich recht zufrieden und auf kurze Zeit recht froh. Bleibt mir noch eine Stunde übrig, so gehe ich ins Kaffeehaus und lese dies und jenes Interessante, und so vergeht der ganze Vormittag vortrefflich. Dann kommt das Essen, das mir ganz gut schmeckt, und eine kurze Zeit darauf ist wohl das dolce far niente wirklich süß. Aber von da an! Der trübe Nachmittag, der schon in unsern Zimmern eine Art von Dämmerung verbreitet, noch ehe der frühe Abend einbricht. Da wird es einem oft zu eng in der Stube, man sehnt sich recht nach Luft (und Sonnenschein). Da wandle ich dann eine halbe Stunde lang mit aufgepflanztem Parapluie durch den enormen Kot der Straßen, oder die Schneeflocken fangen sich recht gemütlich in meinem Barte. Das hält man eben auch nicht lange aus. Also wieder ins Loch zurück. Es ist schon völlig dunkel, man legt sich eine Viertelstunde auf das Sofa und spannt sich mit den eigenen Gedanken ab, bevor man Licht macht und wieder ein wenig zu arbeiten versucht — ein wenig; denn dichten kann man nicht so in einem fort, den ganzen Abend wieder, nachdem der Vormittag die Phantasie bereits mehr als gebührlich in Anspruch nahm. Bald also legt man die Feder weg und hat noch Stunden vor sich bis zur Schlafenszeit. Kommt einer meiner Freunde, so geht's noch an. Wenn aber niemand kommt, was öfter geschieht als in früheren Wintern, dann ist's zum Verzweifeln — eine völlige einsame Haft. Und in der Nähe keine einzige vertraute, angenehme, liebe Person, die man besuchen könnte! Nehmt alles das nicht wieder für Hypochondrie und Klagen. Ich klage nicht mehr, solange es mit der Arbeit geht. Aber ich fürchte, daß diese Eintönigkeit endlich auch auf sie wirken könne. Man sieht, es will ein harter Winter werden und meine Gesundheit ist nichts weniger als eisenfest. Wie mich zerstreuen, weiß ich um so weniger, als ich mich jetzt auch fast nach gar nichts sehne. Ich träume jetzt nicht einmal mehr wie sonst vom ehelichen Glück. Der Teufel soll mich holen, ich werde doch nie ein Mädchen heiraten, das mich nicht ganz besonders durch ganz besondere Eigenschaften fesselt und dem ich nicht mit meiner Hand zugleich den Wohlstand bieten kann. Das heißt also wahrscheinlich: ich werde nie heiraten. Der arme Lenau sagte auch sehr oft, wenn von Heirat die Rede war: „Das habe ich verpaßt!" Er taugte übrigens weit weniger als ich zur Ehe; denn er war gerne draußen im Walde, auf dem Wasser, auf der Heide, im Kaffeehause, scharfe Zigarren rauchend, nicht so wie ich, still sinnend zwischen vier Zimmerwänden. O Lenau! Lenau! wie verehre und beweine ich dich! Wie hat er sich in seinen „Albi-

Digitized by Google

genfern" selbst übertroffen, denn gleichwie aus der Nacht geht in dem Schlußgesang die Sonne leuchtend auf. Wenn auch bis jetzt sein Schicksalsspruch:

„Du geleitest mich durchs Leben
Sinnende Melancholie,
Mag mein Stern sich glänzend heben,
Mag er sinken — weichest nie!"

auf mein Gemüt vollkommen paßte (ich sage bis jetzt, das heißt, ehe ich dem Stoizismus mich ergeben), bin ich doch, trotz allem, seelisch gesünder als er. Seine Natur und Weltanschauung war entschieden krank. Ich jauchze, wenn ich der Natur ins Auge blicke, weil ich mich dann stets einem Gotte, an den ich glaube, näher fühle. Jetzt besonders, so fürchterlich die Zustände sind, die mich umgeben, seh ich im ganzen hell; denn wieder einmal zeigte sich in diesem Jahr der unsichtbare, lenkende Finger in der Weltgeschichte. Wird's auch wieder ein wenig trüber — ein Thor, der an dem Sieg des Lichtes zweifelt. Ja, ich bin heiterer jetzt — ich *will* es sein. Natürlich bin ich's nicht in jeder Minute, aber doch im Durchschnitt. Ich freue mich jetzt oft über ein Nichts; z. B. indem ich mich an irgend einen Tag erinnere, den ich mit lieben Personen zubrachte, wie an jenen, den wir am Wolfgang und Mondsee zubrachten. So schätze ich jetzt nachträglich, was ich damals in so hohem Grade nicht schätzte. Ich denke manchmal an den sanften, grünen Hügel hinter dem Hause der alten Felbermeier, auf welchem wir oft lagen, während über unsern Häuptern die mächtigen Fichten rauschten. Was war ich für ein Thor, mir den Sommer im reizenden Helenenthal durch eitlen Liebesgram zu verderben. Liebesgram! Das Wort will ich aus meinem Lexikon für immer streichen. Ich will nicht mehr in Seufzern meine Manneskraft untergraben. Das Werthertum! Es führt die Jugend, die Zeit üppiger Blüte zum frühen Siechtum. Weg damit! Ach, man hat gut so reden, wenn man sich eben schon den Dreißigern nähert. Aber wahr bleibt wahr. Gebt jedem Mann mit vierundzwanzig Jahren ein junges, tüchtiges Weib und prügelt ihn dann durch, wenn er sich's dennoch einfallen läßt zu schwärmen. In Bezug auf die Jakobiten bin ich noch nicht ganz außer Sorgen. Von Laube aus ist's zwar jetzt definitiv angenommen, aber jetzt soll es erst Lanskoronsky vorgelegt werden, der etwa an den politischen Scenen Anstoß nehmen könnte. Natürlich lasse ich Laube nichts von dieser Besorgnis merken, da man nicht wissen kann, welche Laune ihn irgend einmal wieder überkommt.

Digitized by Google

Nun hoffentlich wird es sich wohl im schlimmsten Falle nur um einzelne abzuändernde Stellen handeln. Ich rechne darauf, daß der Graf nicht fein genug sein wird, den Sieg des Volkswillens über die Legitimität aus dem Stücke herauszuwittern. Die Umstände, unter welchen es kommen wird, sind auch nicht angenehm. Mosenthals neues Stück, das jetzt gleich kommt, soll bedeutende Aehnlichkeiten haben und spielt in Dänemark, ein nächstes von Hermannsthal spielt auch in Schottland. Nun, wir wollen uns die Freude über die Annahme selbst nicht durch unnütze Grübeleien verleiden.

Es grüßt Euch herzlichst Euer Franz.

1860.

Juli.

Reise in die Schweiz. Lerne in Fribourg den Major Rudolf von Erlach, den, glaube ich, letzten aus jenem berühmten Geschlechte kennen. Besuch des Schlachtfeldes von Laupen in Erlachs Gesellschaft. Auf der Rückreise Sturm auf dem Bodensee.

Wien, September 1860.

Ich kehre eben aus der Schweiz, wo ich Mutter und Schwester besuchte, zurück. Es ist eine böse, böse Zeit für den Tragödiendichter. Allenthalben verbannt man mehr und mehr das höhere ernste Drama — das Lustspiel und die Effektkomödie behaupten überall allein das Feld. Nur unsre klassischen Dichter Goethe und Schiller stehen noch aufrecht in den Repertoiren — aber ach, sie sind nicht mehr begeisternde Vorbilder, Ermunterer jüngeren Strebens — nein sie stehen da wie zurückschreckende Geister, die neben sich nichts andres mehr dulden. Sie freilich sind nicht Schuld daran — ja kämen sie jetzt selbst noch unbekannt, ich glaube, auch sie fänden die Wege verrammelt.

Ja, wenn man sich entschlösse, anti-französische Tendenzdramen zu schreiben! Dazu kann ich mich aber nicht entschließen. Es schlägt in meiner Brust gewiß ein deutsches Herz, aber nimmer und nimmer will ich Haß zwischen zwei edlen Völkern säen und mit dem Patriotismus spekulieren. Was aber sonst beginnen? Wovon sich einen Erfolg versprechen? Seit einem Jahre entwerfe ich Plan auf Plan — große Pläne — arbeite Scenen — Bruchstücke — sie gelingen mir — dennoch habe ich nichts zur Vollendung bringen können, weil mich Entmutigung mitten im Schaffen immer und immer wieder

Digitized by Google

überfiel. Es ist eine Krisis, in der ich erliegen muß, wenn ich nicht größer aus ihr hervorgehe. Oft — oft verzweifle ich an mir selber, dann ermanne ich mich wieder — aber selten auf lange.

Wohl haben die großen Eindrücke der Natur eine wohlthuende Wirkung auf mich gehabt und ich bringe einen freieren Geist mit aus den Alpen — aber ich mußte mich auch losreißen von den mir teuersten Herzen, von meiner Mutter und Schwester; bin jetzt wieder in Wien, der düstere, mir stets gefährliche Winter kommt, jetzt müssen Menschen es mir möglich machen, mich in der glücklicheren Stimmung zu erhalten.

1861.

Brief an die Mutter. März 1861.

Teure Mutter! Vor allem meinen innigsten Dank für Eure so herzlichen Glückwünsche. Ich würde Euch so gerne wiedersehen, aber meine Mittel sind so erschöpft, daß ich kaum den Mut fassen werde, sie noch weiter bedeutend anzugreifen. Aber kommt Zeit, kommt Rat. Möglich sogar, daß ich mich wieder auf einige Zeit aus dem hiesigen Leben herausreißen muß, wäre es auch nur der Zerstreuung, der Diversion halber, deren mein brütender Geist vielleicht bedürfen wird. Aber das alles liegt jetzt noch dunkel und wirr vor mir; umsomehr als jetzt auch wieder von Paris eine verlockende Stimme zu mir herüberklingt. Moriz Löwy, der an die Pariser Sternwarte berufen wurde, hat nämlich geschrieben, einen sehr warmen Brief. Er rät mir, da alle meine Unternehmungen scheitern und das Vaterland sich so kalt gegen mich verhalte, zu ihm nach Paris zu kommen. Das Klima sei viel milder, fast gar kein Winter; Wien gegenüber sei Paris als Landaufenthalt zu betrachten. Das ist alles schön, aber mir fehlt der Mut, die letzte Karte auszuspielen.

Mit dem Theater — hier — und überhaupt in Deutschland — wenig Aussicht. Ein Engagement bei einer Zeitung suchen? Meine Gesundheit hält diese Probe nicht aus — wenigstens hier in Wien nicht, eher in einer kleinern Stadt. Denkt Euch für mich den ganzen heißen Sommer bei dem jetzigen Staube zum Aufenthalte in Wien verdammt zu sein — und dann der Winter!

Ich hatte den Gedanken, mich in die sogenannte auswärtige Journalistik hineinzuarbeiten, nämlich Artikel, Skizzen, litterarhistorische Erörterungen ꝛc. zu Hause zu schreiben für belletristische oder artistische Blätter — sogenannte gelehrte Arbeiten. Aber zu diesem Zwecke muß

Digitized by Google

ich viel lesen und meine Augen sind jetzt so leidend, daß ich genötigt war, innezuhalten. In der Politik wäre es jetzt leichter, etwas zu machen, aber die Stellung des Vaters macht mich zu abhängig, ein einziger mißliebiger Aufsatz kann ihm die Pensionierung bringen. Ich weiß nicht wo hinaus; ich bedaure sehr, im vorigen Jahre in Genf und Zürich nicht Schritte gethan zu haben, die mir vielleicht eine Aussicht eröffnet hätten. Das Schlimmste ist, daß ich mich auf mich selbst nie völlig verlassen kann. Meine Nerven sind krank und ich arbeite zu langsam. Ich muß Euch noch mitteilen, daß die Jakobiten jetzt in den Blättern ziemlich günstig besprochen werden.

Lebt herzlich wohl!

Euer Franz.

Es ist die höchste Zeit, ein ernstes Wort zu sprechen in diesen Tagen der sich vorbereitenden Krisis. Es ist das Prinzip der Nationalitäten, welches der rätselhafte Politiker an der Seine — gleichviel aus welchem Grunde, gleichviel um welcher Zwecke willen — auf seine Fahne geschrieben hat, es ist das Prinzip der Nationalitäten, welches — ein Wort, hier zündend, dort erschreckend, hier überschwenglichste Hoffnung, dort übertriebenste Angst erweckend — Europas Fürsten und Völker in kaum mehr zu beschwichtigende Aufregung versetzt hat. Auf allen Punkten gärt es mächtig, in jeden Stamm — in jedes Stämmchen fährt langgereiftes oder plötzliches Selbstbewußtsein. Italien ringt mit einer Energie nach Unabhängigkeit und Einheit, die hier Entsetzen, dort Bewunderung erregt. Frankreich berauscht sich aufs neue in dem Gedanken an seine nationale Größe und sieht die kaiserlichen Adler noch einmal ihren Siegesflug nehmen. Da rüttelt Sorge auch die Deutschen auf, sie denken „jahrelanger Schmach", sie denken „ihrer Befreiungskriege" und träumen auch schon von dem „Marsche auf Paris" — allein sie denken auch — der Freiheit, die auf die Befreiungskriege folgte, und bilden einen „Nationalverein". Der blutig unterdrückte Stolz der tapferen Magyaren schäumt empor, wie in dem Zügel das Roß der ungarischen Heide schäumt und durch das Ungarland hin trägt die Luft die drohenden Klänge des Rakoczymarsches.

Ja selbst in Polen — tauchen Zeichen wiedererwachenden Lebens auf und das „Noch ist Polen nicht verloren" hat seine Zauberkraft vielleicht doch noch nicht gänzlich eingebüßt. Südlich von Ungarn gärt das Slavenreich der Zukunft — der Moslem zittert und der Grieche hofft — der Moskowiter aber hat den Gedanken an seine nationale Größe und Sendung auch noch nicht aufgegeben. England

verstehe nicht, man glaube nicht, es sei der Zweck dieser Zeilen, auch die Idee der Menschheit zu mißbrauchen (wie es mit jener der Zivilisation so oft geschehen ist), sie zu mißbrauchen zur Verteidigung faulen Druckes und unnatürlicher Verhältnisse, sie zu mißbrauchen zur Bekämpfung auch jeder vollberechtigten Nationalbewegung. Und eine solche ist berechtigt, nicht nur, wo sie den höheren Zwecken der Menschheit dient und nützt, sie ist berechtigt auch da noch, wo sie diesen höheren Zwecken nur nicht feindlich, hemmend oder schädlich gegenüber tritt. Wo aber dies der Fall ist, und, so lange es der Fall, ist sie verwerflich und zu bekämpfen und wenn ein Volk darüber unterginge! Das nationale Selbstgefühl bedingt die Ueberhebung und die Verachtung andrer Völker ebensowenig, als das Selbstgefühl des Individuums die Verachtung des Nebenmenschen. Zurufen möchte man es allen Völkern: Nährt Nationalbewußtsein, nicht nationalen Haß! Das Nationalbewußtsein dient dem Zwecke der Menschheit, gleichwie in der Familie die Bedeutung und Selbständigkeit jedes einzelnen Gliedes sie selbst erhöht und ehrt. Gelänge es, das wahre Nationalgefühl zu trennen von dem falschen — den edlen Stolz eines Volkes auf seine wahrhaft großen, edlen Thaten von jener Eitelkeit auf alles, was ihm eigen ist, und wären es seine Erbärmlichkeiten — den Sinn für eigne Unabhängigkeit zu trennen von jenem Uebermute, der andre Völker am Gängelbande führen will — den schönen Trieb selbständiger Entwicklung von jener thörichten Verwerfung alles Fremden — ja dann, dann ließe sich ein Prinzip der Nationalitäten aufstellen, für welches jeder sich begeistern könnte, weil es in voller Harmonie mit der Idee der Menschheit stünde. Das aber wird so leicht, so bald wohl nicht gelingen. Darum soll in jenem uns bedrohenden Kampfe, der mit dem Worte und der Feder ja schon begonnen hat, noch eines übrig bleiben, was unbeschadet des echten und des Jahrhunderts würdigen Patriotismus, uns über dem Vaterland stehe! Dies Eine sei uns die Idee der Menschheit, die zu bewahren, selbst mitten im Waffengetümmel ringender Völker — die Pflicht der Edelsten und Weisesten jedes Volkes ist. Sie werden sie aber erfüllen — nicht nur durch Wissenschaft und Kunst, die nicht gedeihen in wildbewegten Zeiten — sie werden es, indem sie einzustehen wagen für Wahrheit, Freiheit, Recht und Licht, gleichviel ob es dem eigenen Volke, ob fremden Völkern fromme, — indem sie Lüge, Knechtschaft, Unrecht, Finsternis bekämpfen, ob in der Fremde, ob in der Heimat — indem sie Vorurteil, Thorheit und Verblendung wie Uebertreibung auch nicht am eigenen Herde nähren, nicht nur den Splitter im fremden, sondern auch den Balken im

Digitized by Google

selbst Despotismus und der Untergang von Nationen zu ihren großen Zwecken dienen muß. Darum ward aus dem Egoismus der Familie der eines Volkes, welchem anfangs der Boden, den es bevölkerte, seine Welt — die Sterblichen, die seine Sprache redeten, sein Inbegriff der Menschheit war. Doch die Geschichte war eine strenge, oft eine harte Schule, die Menschen ihre Zusammengehörigkeit zu lehren. Immer weitere Kreise ziehend faßt sie mit starker Hand die Völker und Stämme, sie in diese Kreise hineinzwingend. Eroberer erschienen. Weltreiche entstehen. Ein Alexander erfüllt den Orient mit dem Glanze seiner Thaten — und die griechische Bildung wird ein Band, das sich um Vorderasien, Aegypten und den Südosten von Europa schlingt, während — im Westen davon des Römers Herrschsucht schon geschäftig ist, Völker und Stämme in eins zusammenzuschweißen. Noch zwei Jahrhunderte — und die beiden Kreise berühren sich. Noch ein Jahrhundert und sie sind in einen zusammengeflossen: das Weltreich Roms ist fertig, dem Christentume die Pfade ebnend, dem Christentume, dieser letzten Vorbereitungsschule zur Erziehung für die Idee der Menschheit. Jenseits der Donau, drüben über dem Rhein in undurchdringlichen Wäldern und weithin nach Norden ist noch ein buntes Gewühl von Barbaren. Bald werden auch sie in den Kreis gedrängt und gezogen. Die Hunnen brechen auf in Asiens Steppen und treiben vor sich her die allgemeine Wanderung; ihr entgegen und bis in die entlegensten Felsenklüfte und zu den verborgensten Hainen heidnischen Götzendienstes dringen die Prediger des Evangeliums, und Band auf Band schlingt sich um neue Völkergruppen, sie mit den alten verbindend — die Menschheit wächst — und wächst! Die Gründung und Verbreitung des Islams im Orient bis nach dem fernen Indien will ich erwähnen, ebenso die Kreuzzüge, die Reiche Dschingischans und Tamerlans, die Entdeckung des Weges um das Vorgebirge der Guten Hoffnung, die Entdeckung Amerikas endlich, die eine neue Welt in unsern Kreis hineinzieht. — Genug — nach jahrhundertelangen Kämpfen, nachdem nicht weniger als vier Jahrtausende sie gezeitigt haben, wird sie geboren — auch jetzt noch unter unendlichen Wehen — die Idee der Menschheit! — Und wir, die wir berufen sind, sie völlig aufzuziehen (denn noch ist sie ein zartes Kind), sie zu lieben, zu nähren und zu bewahren — wir sollten ihrer vergessen um der Nationalitäten willen, die nur zu ihrem Dienste da sind, um des Prinzips der Nationalitäten willen, das dem der Menschheit und ihrer Selbstveredlung unbedingt sich unterordnen muß!?

Sich unterordnen! Das ist das rechte Wort. Man miß-

Digitized by Google

verstehe nicht, man glaube nicht, es sei der Zweck dieser Zeilen, auch die Idee der Menschheit zu mißbrauchen (wie es mit jener der Zivilisation so oft geschehen ist), sie zu mißbrauchen zur Verteidigung faulen Druckes und unnatürlicher Verhältnisse, sie zu mißbrauchen zur Bekämpfung auch jeder vollberechtigten Nationalbewegung. Und eine solche ist berechtigt, nicht nur, wo sie den höheren Zwecken der Menschheit dient und nützt, sie ist berechtigt auch da noch, wo sie diesen höheren Zwecken nur nicht feindlich, hemmend oder schädlich gegenüber tritt. Wo aber dies der Fall ist, und, so lange es der Fall, ist sie verwerflich und zu bekämpfen und wenn ein Volk darüber unterginge! Das nationale Selbstgefühl bedingt die Ueberhebung und die Verachtung andrer Völker ebensowenig, als das Selbstgefühl des Individuums die Verachtung des Nebenmenschen. Zurufen möchte man es allen Völkern: Nährt Nationalbewußtsein, nicht nationalen Haß! Das Nationalbewußtsein dient dem Zwecke der Menschheit, gleichwie in der Familie die Bedeutung und Selbständigkeit jedes einzelnen Gliedes sie selbst erhöht und ehrt. Gelänge es, das wahre Nationalgefühl zu trennen von dem falschen — den edlen Stolz eines Volkes auf seine wahrhaft großen, edlen Thaten von jener Eitelkeit auf alles, was ihm eigen ist, und wären es seine Erbärmlichkeiten — den Sinn für eigne Unabhängigkeit zu trennen von jenem Uebermute, der andre Völker am Gängelbande führen will — den schönen Trieb selbständiger Entwicklung von jener thörichten Verwerfung alles Fremden — ja dann, dann ließe sich ein Prinzip der Nationalitäten aufstellen, für welches jeder sich begeistern könnte, weil es in voller Harmonie mit der Idee der Menschheit stünde. Das aber wird so leicht, so bald wohl nicht gelingen. Darum soll in jenem uns bedrohenden Kampfe, der mit dem Worte und der Feder ja schon begonnen hat, noch eines übrig bleiben, was unbeschadet des echten und des Jahrhunderts würdigen Patriotismus, uns über dem Vaterland stehe! Dies Eine sei uns die Idee der Menschheit, die zu bewahren, selbst mitten im Waffengetümmel ringender Völker — die Pflicht der Edelsten und Weisesten jedes Volkes ist. Sie werden sie aber erfüllen — nicht nur durch Wissenschaft und Kunst, die nicht gedeihen in wildbewegten Zeiten — sie werden es, indem sie einzustehen wagen für Wahrheit, Freiheit, Recht und Licht, gleichviel ob es dem eigenen Volke, ob fremden Völkern fromme, — indem sie Lüge, Knechtschaft, Unrecht, Finsternis bekämpfen, ob in der Fremde, ob in der Heimat — indem sie Vorurteil, Thorheit und Verblendung wie Uebertreibung auch nicht am eigenen Herde nähren, nicht nur den Splitter im fremden, sondern auch den Balken im

Digitized by Google

eigenen Auge sehen. Wahrlich, dazu gehört der größte Mut, die höchste Selbstverleugnung. Um so *würdiger* ist es des reinen Mannes! Wer da für Wahrheit, Freiheit, Recht und Licht im allgemeinen kämpft, der dient damit zuletzt am besten auch seinem eigenen Volke.

3. Juli 1861.

Die Nachklänge des ersten, großen, deutsch-österreichischen Sängerfestes in Krems und Stein rauschen durch alle „Blätter" der Residenz. „Lied wird That — früh oder spat!" — war eine von den Devisen der Sänger, die mit schwarz-rot-goldenen Fahnen ausgezogen nach jenen Schwesterstädten am Strande der mächtigen Donau; jetzt wird sie nachgebetet von entzückten Feuilletonisten — armen Sterblichen, welche das „Geschäft" haben, über vieles, was vorgeht, entzückt sein zu müssen! „Lied wird That — früh oder spat!" Es wiederhallen die Berge und Thäler Deutschlands von den unzähligen Liedern unzähliger Barden „deutscher Freiheit und Größe!" In dieser Beziehung hängt der ganze deutsche Himmel voller Geigen. Das *Lied* ist überall! Wo ist die *That*? — — „Was ist des Deutschen Vaterland?" — Wer hat's nicht gehört, wer hat's nicht gesungen? — Und wo ist es? — — Armes, deutsches Volk! Laß dich nicht trösten mit eitlen Gesängen, nicht immer wieder mit Sprüchen wie dieser: „Lied wird That — früh oder spat!" — gib acht! Gib acht! Lieder lullen auch in den Schlummer. In Liedern macht sich auch die weibische Klage Luft. Lieder machen auch vergessen den Gram, dem oft Thaten entspringen. „Weniger singen — kräftiger handeln!" das sei deine Devise. Viele Feste hast du schon gesehen und grüßtest sie alle als Auferstehungszeichen: Turnerfeste, Studentenfeste, Schützenfeste und Sängerfeste. Und alle verrauschten, und alles blieb — wie zuvor! — — Das Fest der Feste kam — das Schillerfest! — Ein ähnliches hast du niemals, hat die Welt niemals gesehen — ein Fest, das dem Sänger der Sänger, dem Fürsten der Lieder geweiht war! Wo sind die Thaten, welche ihm folgten? *Gewöhne* dich nicht, deutsches Volk, zu bauen auf Lieder! Lieder verstummten — und Schwerter klirrten und — Völker entstanden! Andre Völker verfielen dem Siechtum, ob auch die größten und herrlichsten Lieder, die ihnen entsprungen sind, forttönten ewig und ewig. Deutsches Volk, singe weniger, handle kräftiger! Höre die Worte eines armen deutschen Poeten, der auch schon müde geworden ist des vergeblichen Singens. „Lied wird That — früh oder spat" *nur*, wenn der Thatendrang das Lied erzeugt, *nicht*, wenn sich Thatendrang im Liede *verflüchtigt*, *nicht*, wo man Lieder für Thaten ausgibt. Singe weniger, handle mehr!

Aus Oberösterreich, 9. Juli 1861.

Auf den Fittichen des Telegraphen fliegt uns die freudige Nachricht zu: Ungarn thut einen Schritt der Versöhnung. Wenn jemals, so ist jetzt der Augenblick, vielleicht der letzte, einige Ideen auszusprechen im Geiste der Versöhnung auch von unsrer Seite gegenüber den ungarischen Forderungen und Ansprüchen. Von diesen selbst haben die Magyaren noch kein Jota aufgegeben. Sollen sie nicht nur in der Form nachgeben, sondern auch einige Konzessionen in der Wirklichkeit machen, so ist es nötig und unerläßlich, daß ihnen das Wesentlichste, was sie begehren, gewährt werde. Ohne eine Art und einen gewissen Grad von Dualismus in Oesterreich (so weit er nur ohne Zerfall des Reiches zugegeben werden kann) zuzugestehen, ist eine Befriedigung Ungarns unmöglich und ohne diese an eine ungestörte freiheitliche Entwicklung unserer Zustände nicht zu denken. Wer aber steht bei uns einem solchen Dualismus, wie ihn selbst der gemäßigte Deák will, am schroffsten gegenüber? — Jene Männer, die sich vorzugsweise und mit sehr exklusivem Stolze „Deutsche" zu nennen lieben, jene Männer, deren wortreiche Führer auf der Linken im Abgeordnetenhause des österreichischen Reichsrates sitzen. Man kann es ihnen nicht oft genug sagen, daß sie, indem sie die Idee der Zentralisation oder „Union", wenn es besser klingt, in Oesterreich, wenn auch auf konstitutioneller Basis, zu scharf und zu heftig auffassen und vertreten, eine geradezu anti-deutsche Politik treiben; denn in dem Augenblicke, in welchem ihr Programm und Ideal einer auf zentralistischer Basis gebauten Gesamtverfassung mit allen Konsequenzen zur vollen Wahrheit wird, in diesem Augenblicke sind die Deutschen in Oesterreich als Deutsche majorisiert und aus dem Felde geschlagen. Denn das muß jedem klar sein, der die Vorgänge der letzten Zeit nur mit etwas unbefangenen Augen beobachtet hat: wenn sich Deutsche und Magyaren nicht miteinander verständigen, so verbinden sich Magyaren und Slaven gegen die Deutschen, die dann immer und ewig in der Minorität bleiben und niemals im stande sein werden, der Politik Oesterreichs (das mehr und mehr zum Slavenstaat werden würde) eine deutsche Richtung zu geben! — Immer vorausgesetzt, daß es sich um eine ehrlich konstitutionelle Zentralisation handelt. — Wenn daher eine Art von Dualismus in Oesterreich im Interesse irgend eines Bruchteiles seiner Bevölkerung liegt, so ist es in jenem der Deutschen, und diese müßten sich folgerichtig zu seiner möglichsten Erhaltung mit den Magyaren verständigen; denn nur, wenn er einigermaßen bestehen bleibt, erhalten sie ihren politischen Einfluß wenigstens in der

Digitized by Google

einen Hälfte des Reiches (mit Absicht betone ich hier „die Frage der Macht", zu welcher unsre liberalen Zentralisten die ganze Angelegenheit ja immer machen wollen; vom Standpunkte der Freiheit und Gerechtigkeit ist die Zentralisationsidee auch schon oft genug bekämpft worden), — sie erhalten ihr politisches Uebergewicht eben in jener Hälfte des Reiches, welche fast ausschließlich aus deutschen Bundesprovinzen besteht, und erhalten so diese Länder Deutschland und seinen künftigen Geschicken. — (Daß sie jemals die Herren im ganzen Reiche würden spielen können, ist doch offenbar Illusion, und wollten sie diese hegen, sie glichen dem Hunde in der Fabel, der den Brocken aus dem Maul verliert, weil er nach dem Schatten desselben schnappt!) Noch mehr! Indem die Deutschen in Oesterreich eingehen auf die Idee der „ungarischen Krone", erhalten sie Deutschland in der magyarischen Rasse und ihrer Geltung eines seiner Bollwerke gegen den Panslavismus. Wehe ihnen, wenn sie die Hände bieten auch zur Zerstörung dieses, wie Deutsche einstens leider die Hände boten zur Zerstörung eines andern solchen Bollwerkes, Polens, welches — man muß fürchten, daß es die Zukunft noch bitter lehrt, wenn es günstige Geschicke nicht wenden — recht eigentlich nur zum Vorteile Rußlands und des Panslavismus geteilt wurde. Das freilich gehört nun einmal zu den „vollbrachten Thatsachen", aber man hüte sich wenigstens in Zukunft, solche neue „Thatsachen" zu vollbringen. Die Deutschen in Oesterreich haben es dringend nötig, sich wenigstens *einen* Freund und Verbündeten zu gewinnen und zu erhalten. Freilich wird man stolzen Sinnes darauf antworten: „Hinter uns stehen Millionen andre Deutsche, an die wir uns lehnen". Vergeßt nicht, daß diese andern, unter sich selbst noch nicht einig — wenn sie uns nicht im Stiche lassen, was auch schon vorgekommen sein soll — wieder andre Millionen von Franzosen, Italienern, Dänen ꝛc. zu Feinden haben. Man baue nicht allzusehr im vorhinein auf einen *Titanenkampf* von Seiten des deutschen Volkes; denn das ist Frevel an demselben, wenn man nicht gleichzeitig alles Vernünftige aufbietet, dasselbe zu stärken, ebenso durch Verbündete, als durch innere Einigung und Freiheit, ihm einen möglichen Riesenkampf zu erleichtern. Den letzten Tropfen Blut fürs Vaterland! Ja doch! Aber je weniger Blut vergossen werden *muß* bei Erreichung desselben Zieles, *desto besser*, denk' ich.

7. August 1861.

Nicht nur eine alleinseligmachende Kirche gibt es, auch eine alleinseligmachende Kultur — die deutsche! Ihre Apostel ziehen hinaus in die weite Welt, das Licht „deutscher Bildung" zu verbreiten unter

den Völkern; denn außer ihr ist auf Erden kein Heil, wie außer den Dogmen des Tridentiner Konziliums im Jenseits kein Heil ist! Sie ziehen wie alle Missionäre am liebsten nach Osten — —; einst zogen sie lieber nach Süden, als noch ihr Großmeister Metternich ihnen die Bahnen gewaltiger Kaiser der Vorzeit wies; er war ein Missionär aus Karls des Großen Schule, der an der Aller tausend sächsische Köpfe abschlug, um Deutschland — zu zivilisieren. Metternichs „deutsche Mission" trug uns Deutschen das Morte ai Tedeschi ein, das uns von der Halbinsel verdrängte, um französischem Einflusse den Weg zu bahnen! Auf Metternich folgte Bach, dem Großen der Größere, und wieder erblühte die „deutsche Mission". Wie Heuschreckenschwärme fielen die Missionäre ins Land der Heiden im Osten, über welches gerade der Hagelsturm hingegangen war, und breiteten sich von da auch über die benachbarten Länder aus. Wie Missionäre, das Kruzifix in der Rechten, in der Linken die Bibel, so hielten sie in der Rechten — die deutschen Akten, in der Linken — die deutsche Grammatik.

Die deutsche? wie? — Sonst lernt der Missionär die Sprache der Heiden, die er bekehren will. Nicht so der Missionär deutscher Bildung aus der Schule Bach; die Heiden mußten seine Sprache lernen. — Wohl trug er ihren Haß mit stoischer Geduld — denn daß er ihn verdiene, fiel ihm nicht einmal im Schlafe ein — daß er dem Volke, dem er selbst angehörte, Haß und Feindschaft bereitete, daß er die Bildung selbst, für deren Missionär er sich ausgab, den Völkern verleidete, wie der pedantische Lehrer dem Knaben durch das Einbläuen der Klassiker die Lust an den Römern und Griechen verleidet — ei, was kümmerte ihn das? —

Auch er ging den Weg alles Fleisches, als sein großer Patron dahin ging, wohin, wie das Sprichwort sagt — alle Wege führen! Aber aus seiner Asche, ein Phönix, erstand aufs neue — der Missionär der deutschen Bildung. Eine neue Schule erblühte. Sie lehrt ihre Jünger zu wandeln mit stolz erhobenem Haupte, auf daß ihr Auge, in Wolken blickend, nicht sehe, wie ihr Fuß in die Fußstapfen der Schule Bach tritt. Sie lehrt ihre Jünger die Völker konstitutionell tyrannisieren. Der neue Missionär deutscher Bildung wird Volkstribun und setzt sich auf die Linke im Parlamente, damit das Volk ihn halte, wofür er sich selber hält, für den wahren, einzigen Freund seiner Freiheit. Ja nicht nur aus der Loyalität macht er ein Monopol für sich, er hat auch allen Freiheitssinn gepachtet. Die Freiheit verteidigt er mit dem Munde, versetzt ihr die gefährlichsten Hiebe mit seinem Handeln. Die Einheit predigt er und Unduldsamkeit übt er. Nach Osten säuselt er:

Digitized by Google

Ich liebe dich — mich reizt deine schöne Gestalt,
Und bist du nicht willig, so brauch' ich — Gewalt!

Im Westen zeigt er, wie seine Liebe beglückt; so heiß umarmt er den slavischen Bruder, daß diesem das Wort in der Kehle erstickt, und sieht nicht, wie er damit die sich verdrehenden Augen des Slaven nach Osten lenkt! — Noch bequemer als der Missionär aus der Schule Bach geht er gar nicht selbst zu den Heiden, er fordert, daß die Heiden zu ihm kommen. Den Rücken krümmt er wohl nicht vor Ministern, ein „Bündnis" schließt er mit ihnen; sie zu beherrschen glaubt er, während er ihnen nur die Kastanien aus dem Feuer holt. Den tapfersten Streitern der Freiheit will er die Waffen entwinden; er allein will sie schwingen und weiß nicht, daß sie in seiner ungeübten Hand niemand fürchtet. Fest im Sattel wähnt er zu sitzen und ahnt nicht, daß ihn der Wind, sobald er sich dreht, in den Sand bläst. Allen Haß, alle Feindschaft, die sein Vorläufer aus der Schule Bach dem deutschen Namen bereitet hat, nährt und pflegt er — und mehrt er mit heiligem Eifer; selbst unberechtigtem, kleinlichem Hasse verhilft er zum Vorwand und Schein der Berechtigung, selbst den Don Quixote unter seinen Gegnern macht er zum Märtyrer — und das alles und immer — als Missionär „deutscher Bildung". Deutscher Genius! erwache, erwache! Du mit den sanften, freundlichen Zügen, du mit dem goldenen Haare, Genius des Lichtes, du mit den tiefblauen, mildestrahlenden Augen! Erwache, erwache! Dulde es nicht, daß sie dich fälschen, daß sie dich mit der warmen, alles innig umfassenden Seele zum kalten, frostigen Egoisten, zum pedantischen Schulmeister machen, dich, Geist der Wahrheit, der du leuchten sollst wie die Sonne, deine Strahlen einem jeden spendend, der da kommen will, sich an ihnen zu wärmen, keinem aufzwingend.

Dulde es nicht, daß sie dich, den erhabenen Boten der Freiheit, zum kleinlichen Despoten der Völker machen; erwache und strafe sie Lügen!

Deine Größe verkünden sie gleißnerisch und verleugnen den herrlichsten Zug an dir, die Liebe, die du auch dem Fremden schenkst, das Herz, das auch für fremdes Unglück schlägt —, jenen großen Zug, der dich zum Führer der Völker berufen macht, zum Führer durch leuchtendes Beispiel, zum Führer, eben weil du keinen Beruf zum Tyrannen fühlst.

Laß dir nicht bange machen von ihnen. Sie sagen dir, daß du zu milde blickst, zu sanft und liebreich bist, daß es Zeit sei, auch einmal trotzig zu schauen und die Stirne zu runzeln. Wohlan denn,

Digitized by Google

rolle die Augen, schüttle die Mähnen — im Unwillen über sie, über jene, die sich gebärden als deine Vertreter, die deinen Namen mißbrauchen, den hellen Glanz deines Ruhmes verdunkeln; ihnen sage dein Zürnen: daß du, eben weil du deiner Kraft bewußt bist, Genius des größten Volkes, nicht zitterst vor der Freiheit der Kleinen.

Aber du schläfst — und sie predigen weiter in deinem Namen, die falschen Missionäre der Kultur.

September 1861.

In Freiburg im Breisgau zugebracht, Mutter und Schwester besuchend, welche letztere als Opernsängerin dort engagiert war.

Freiburg im Breisgau, September.

Kaum läßt sich etwas Reizenderes denken, als die Lage der bescheidenen Hauptstadt im ehemaligen Vorderösterreich. Will man mit einem Blicke sie überschauen, so ersteigt man den vierhundert Fuß hohen Schloßberg, an welchem sich Freiburg anlehnt. Ein herzerhebender Anblick wird die kleine Mühe reichlich lohnen.

Da liegt die Stadt, ein buntes Gewirre von Gassen und Gäßchen, von steilen, dunklen oder hellroten Dächern, luftigen Giebeln und dampfenden Schornsteinen; hier und dort ein alter Turm aus der Vorzeit; drüben am nördlichen Ende zunächst dem Zähringerthore die hübsche, protestantische Kirche, ihr fast gegenüber der heitere Karlsplatz! Was mitten durch die Stadt von Norden nach Süden wie eine breite Ader sich hinzieht, ist die Kaiserstraße, in welche der ganze Verkehr der Stadt mündet. Ueber alles aber erhebt sich mächtig der herrlich düstere Bau des gotischen Münsters, dessen wunderbarer Turm mit der hohen durchbrochenen Spitze majestätisch zum Himmel emporstrebt. Rechts und links die große blühende Ebene von einem Kranz dichtbewaldeter Berge umschlossen. Es sind die Höhen des Schwarzwaldes. Mitten in der Ebene selbst, die fernhin gegen Westen sich ausdehnt, wo in verschwommenen Linien dunkle Auen den Lauf des Rheines bezeichnen — mitten in dieser Ebene, aus ihr hervorgewachsen, zeigt sich ein kurzer Höhenzug, mit keinem andern Gebirge zusammenhängend — die vulkanische Erhebung des Kaiserstuhles, der, an sich selbst unbedeutend, doch durch den eigentümlichen Wechsel dem schönen Bilde neuen Reiz verleiht. Weit jenseits des Kaiserstuhles, jenseits des Rheines begrenzen die blauen Vogesen in sanften Wogen den Horizont und schließen das herrliche Panorama.

Horch! Musik tönt herauf aus der Tiefe. Die Stadt kleidet sich in ihr Festgewand. Es ist der 9. September, der Geburtstag

Digitized by Google

des Großherzogs von Baden. Von allen Thoren, Balkonen und Fenstern wehen rot-gelbe Fahnen. Auch dort vom Münster flattert eine frei und stolz in die Lüfte. — Was aber regt sich über derselben? — dort — hoch über dem Kranze des Turmes? Höher und höher klimmt es empor. Bei Gott, es sind Menschen! Vier Männer, einer hinter dem andern, erklettern von außen die Spitze des Turmes, ohne Gerüst, ohne Leiter, ohne Seil, frei und ledig! Klammern sich mit den Händen an Ornamente, setzen den Fuß in die Lücken der durchbrochenen Steinarbeit, schwingen sich von Vorsprung zu Vorsprung — es ist grauenvoll anzusehen! Doch sie erreichen ihr Ziel. Hoch oben, dreihundertfünfundachtzig Fuß über der Erde, sitzen sie rittlings auf dem Gesteine, dicht an dem golden blinkenden Knaufe. Sie schwingen die Mützen, sie jauchzen, sie heben Gläser empor, stoßen an und trinken — auf das Wohl ihres Fürsten. Dann gehen sie an ihre Arbeit. Alljährlich an diesem Tage reinigen sie den Knauf und den Stern mit dem Halbmond und machen sie blank. Dann treten sie ihren Rückweg an — den noch um vieles schauerlicheren Rückweg, besonders in seinem Beginne, da lange die Lücken durchbrochener Arbeit fehlen und nur die Dornen des gotischen Baues den einzigen Anhaltspunkt bieten. Man kann es auch deutlich bemerken, wie sie weniger sicher, bedächtiger, minder verwegen herunterklimmen, oft anhalten, rasten, sich bedenken, zagen und erst neuen Mut fassen. Man atmet auf, wenn sie endlich geborgen sind. Aus tieferem Herzen mögen sie selbst aufatmen; sie wissen es gar wohl, wie gefährlich ihr Unternehmen ist, denn ehe sie an ihr schreckliches Tagewerk gehen, empfangen sie gleich Sterbenden die heiligen Sakramente. Thäte der Priester des Evangeliums nicht besser, statt sie ihnen zu reichen, wenn er warnend zu ihnen spräche: Versuchet den Herrn nicht!? — Und der Lohn, wenn das Wagestück glückt? Ein Kronenthaler, id est zwei Gulden zweiundvierzig Kreuzer süddeutscher Währung. — — Ob diese Leute, die da ihr Leben für ein Nichts in die Schanze schlagen, wohl auch fähig wären, es an ein Großes zu wagen? Vor dem Münster wogt alles durcheinander; dazu kommen noch in den rötlichen Garibaldihemden, die Aermel aufgestreift, die Messer am Gurte — die Gesellen der Metzger und „Wurster", und vervollständigen das Kaleidoskop, welches die sonst so stille Stadt an diesem Tage ist.

Ad vocem „Wurster!" Die Wurster bilden eine zahlreiche Kaste unter den Freiburgern. Gleichwie im fernen Osten in der gesegneten (?!) Hauptstadt Galiziens an keiner Straßenecke die obligate Branntweinschenke fehlt (sie blühte unter der Herrschaft der deutschen Zivilisation

nicht minder als einstens während der „polnischen Wirtschaft") —, so stößt man hier im südwestlichen Winkel Deutschlands mit jedem Blicke auf einen Wursterladen. Man fühlt die Nähe der Schweiz daran; denn auch die Enkel Tells unterscheiden sich dadurch entschieden von den Hebräern, daß sie das Schweinefleisch unter verschiedenen Formen lieben. Was die Hebräer betrifft, so kamen sie bis jetzt nicht in die Lage, an Freiburgs „Wurstern" Aergernis zu nehmen; denn in der gottesfürchtigen Stadt Freiburg darf der Jude sich nicht bleibend niederlassen. Ein einziger lebt hier — ein Speisewirt, zum Frommen der durchreisenden Fremden seines Glaubens. Im nahegelegenen Emmendingen starb mancher Moses, der das gelobte Land nur schauen, doch nicht bewohnen durfte. Aber schon rüstet sich Israels Volk, auch in dies neue Kanaan zu ziehen, sobald die Lösung der jetzt Süddeutschland so lebhaft beschäftigenden Gewerbefrage im liberalen und humanen Sinne ihm den Pfad ebnet. Dann wird auch hier der Geist der Unduldsamkeit dem Geiste der Gleichberechtigung weichen müssen. Der Geist der Unduldsamkeit? Herrscht dieser wirklich hier? Wer sollte es glauben, der dies frische, fröhliche Völkchen betrachtet, in diese offenen, freien, intelligenten Gesichter blickt, welche alle jenen eigentümlichen Ausdruck gutmütig verschmitzter Gemütlichkeit besitzen, der den alemannischen Stamm so angenehm auszeichnet? Es steht auch nicht so schlimm, als es von ferne aussieht. Auch die Freiburger sind besser als ihr Ruf. Wohl sind sie fromm, sehr fromm. Aber mittelalterliche Fanatiker macht man in Ewigkeit nicht aus ihnen. Dazu sind sie viel zu lebenslustig. Sie gleichen darin dem Wiener, der, was man auch mit ihm anstelle, nie zum Asketen wird. Und daran muß am Ende der Fanatismus scheitern. Es ist auch hier wie an vielen andern Orten. Ein Häuflein von Eiferern kompromittiert eine ganze Bevölkerung, weil diese — auch zum Teil aus Lebenslust — alle Fünf gerade sein und jene schalten und walten läßt nach Belieben. Das gilt im großen und ganzen von Freiburg. Aber nicht zu übersehen, noch zu verschweigen ist, daß sich gerade jetzt hier eine kleine, aber nicht unthätige Partei regt, welche den klerikalen Umtrieben geradezu Opposition macht.

Aus dem Breisgau, September 1861.

Nördlich von Freiburg, auf einer Anhöhe mitten im Walde, steht einsam und traurig ein grauer Turm, der letzte Ueberrest der alten Zähringer Stammburg. Niemand beachtet ihn; niemand besucht ihn. Vorüber eilt der Strom der Reisenden, hinein in die Thäler des Schwarzwaldes, hinüber zu den Seen und Gletschern des Alpen-

Digitized by Google

landes im Süden. Ihm, dem verlassenen, greisen Zeugen aus längst entschwundenen Zeiten, ihm schenken sie keinen Blick. Der alte Recke schaut darüber grollend ins Land hinein. Und er hat recht. Manches verfallene Schloß, das einstens Rittern vom Stegreif, adeligen Strolchen und Müßiggängern schmählichen Schutz gewährte — ein Schrecken dem ehrlichen Bürger, dem friedlichen Landmann war, ist zum besuchten Wallfahrtsorte für moderne Touristen geworden. Von jenem verlassenen und vergessenen Turme ging ein edles Geschlecht aus, dessen noch die späteste Nachwelt mit dankbarer Rührung gedenken sollte, damit es offenbar werde, daß Fluch den Bedrückern des Volkes — daß Segen seinen Beglückern für alle Zeiten gewiß sei. Die alten Zähringer wahrlich vergeudeten ihre Zeit nicht mit Raubzügen, Saufgelagen und kleinlichen Fehden. Wenn sie zum Schwerte griffen, so geschah es, das Recht zu verteidigen und die Ordnung zu wahren, den Starken zu bändigen und den Schwachen zu schützen, denn sie waren die Freunde der Schwachen; sie schonten den Landmann und liebten den Bürger, liebten das Bürgertum. Viele alte Flecken ummauerten sie und gründeten Städte „nach den Rechten von Köln", „auf daß die Landschaft und freien Männer stark würden durch Vereinigung und Befestigung" und schirmten sie gegen männiglich. Vor so viel hundert Jahren wußten sie, was heute noch nicht alle wissen: daß nur jener Fürst wahrhaft groß, wahrhaftig mächtig ist, welchem „freie Männer" gehorchen, weil sie ihm völlig vertrauen. — Auch was man heute Geschmack nennt, hatten sie — die alten Zähringer Herzoge. Wie bauten sie dieses Freiburg anmutig hin an den Ausgang des lieblichen Dreisamthales, daß es den Rücken lehnt an die Höhen des Schwarzwaldes, das Antlitz dem Rheine zugewendet! — Wie bauten sie herrlich das stolze Bern zum Trotze „allen großen Freiherrn im Gebirge, allen Gewaltigen ihres Landes zu Burgund", die ihre Macht gegen den Herzogstatthalter erhoben aus Haß einer gerechten Verwaltung und „indem sie sich in ihrer Voreltern Freiheit angetastet glaubten", welche Freiheit nichts andres war, als das Privilegium, ungestraft den Fuß auf den Nacken des Gemeinen und Armen zu setzen. Gewaltig erstand die Stadt jetzt glücklicher Eidgenossen: Vorort auf einer Halbinsel, umschlossen vom silbernen Gürtel der Aare, die aus mächtigen Seen ihre krystallenen Fluten pfeilschnell ins Land herunterwälzt, gerade gegenüber den Gletschern, die ihre mit ewigem Eise bedeckten Häupter über finstere Wälder und nackte Klippen mächtig erheben. — Wie bauten sie noch kühner jenes andre Freiburg weit drüben im Uechtland. Hoch über dem rauschenden Strom der Sarine,

Digitized by Google

an schroffen Felsen, hängt es gleich einem ungeheuren Schwalbennester; auf Abhängen übereinander stehen die Gruppen der Häuser, steile Bergpfade sind viele Gassen; tief unten am Ufer des vielfach sich krümmenden immergrünen Flusses liegen einzelne Teile der Stadt wie von ihr abgerissen durch das Thal zerstreut. — Dieser eigentümlichen Lage verdankt eine hübsche Sage von ihrer Gründung Entstehung und Reiz: Berthold IV. von Zähringen beschloß, eine Stadt nicht fern seiner Stammburg zu bauen — das Freiburg im Breisgau; allein schon jene „guten alten" Zeiten kannten, was wir heutzutage „finanzielle Klemme" nennen. Des Herzogs Wille war stark, aber sein Geldbeutel mager! In dieser Verlegenheit wandte er sich — an den Teufel (er mochte sich lange genug vergebens im Gebete an Gott gewendet haben). Jener — der Teufel — streckte ihm wirklich das Geld vor und ließ sich dafür nach infernalischem Brauche die Seele des Herzogs verschreiben. Freiburg im Breisgau erstand. Der kluge und biedere Berthold aber vertraute auf Gott, daß dieser unmöglich einen so frommen und edlen Fürsten in Ewigkeit zu Grunde gehen lassen könne, weil er einmal im Leben — Schulden gemacht, und einen so schuftigen Kerl, wie den Teufel, zu prellen, hielt er sogar für ein gutes Werk. Er verdoppelte daher seine Frömmigkeit, baute Kapellen, schirmte und beschenkte die Kirche, that Gutes so viel er nur konnte — und siehe da — er hatte sich nicht getäuscht. Als die im Kontrakte bestimmte Frist abgelaufen war, fand der Teufel den Mann so heilig, daß er gar nicht gewußt hätte, was er mit einer so reinen Seele in der Hölle anfangen sollte. Auch wagte er es gar nicht, sie zu holen. Darob ergrimmte er schrecklich und — wie doch ein Gläubiger dem andern gleicht — hatte die Unverschämtheit, sein Geld zurückzubegehren. Aber der Herzog kehrte lächelnd die Taschen um und sprach: „Freund Luzifer! Da, wo nichts ist, hört selbst das Recht des Kaisers auf, um wie viel mehr erst das deine, der du keines heiligen römischen, sondern nur eines verfluchten dämonischen Reiches Krone trägst." Da ergrimmte der Teufel noch schrecklicher, spie Feuer und Flammen, faßte einen raschen Entschluß, ergriff einen Teil der schon erbauten Stadt, soviel er nur schleppen konnte, und fuhr damit davon durch die Lüfte. Aber der Herzog, nicht faul, stößt in das Horn, läßt seine Reisigen aufsitzen, steigt selbst zu Pferde und jagt dem Räuber nach. Durch Wind und Sturm und Wolken geht die wilde Flucht, über Stock und Stein, über Berg und Thal in rasender Eile geht auch die Verfolgung. Manches Roß stürzt tot zusammen, mancher Reiter sinkt erschöpft vom Sattel, mancher bleibt weit zurück, so daß sich der Herzog zuletzt ganz allein sieht.

Digitized by Google

Schon zagt auch er und glaubt sich überwunden, da er schon tief im Uechtlande, weit vor sich in den Lüften den Teufel hoch über der Sarine schweben und im Begriffe sieht, in eine dunkle Wolke zu verschwinden. Da drückt er dem Hengste die Sporen tief in die Weichen, dieser greift aus mit einer letzten ungeheuren Anstrengung. In diesem Augenblicke endlich fühlt auch Luzifer seine Kräfte schwinden, die furchtbare Last in seinen Armen zieht ihn hinunter — schon sieht er den Herzog dicht auf seinen Fersen, sieht sich im Bereiche des Wurfspießes, den dieser auf ihn zu schleudern sich anschickt. Da schreit er auf, läßt die Beute fallen und verschwindet wie ein feuriger Blitz durch die Lüfte. — Kunterbunt rollen die Häuser und Häusergruppen, Thürme und Mauern herab auf die Felsen, bleiben da und dort hängen, fliegen ins Thal hinab und bleiben stehen, wohin der Zufall sie schleudert. Berthold aber springt vom Pferd, trocknet sich den Schweiß von der Stirne, kniet nieder und dankt dem Herrn, der ihm eine zweite Stadt geschenkt hat.

Dies ist die Entstehung von Freiburg in der Schweiz, der Zwillingsschwester von Freiburg im Breisgau.

Aus dem Breisgau, September 1861.

Auf dem Franziskanerplatze in Freiburg steht das Denkmal des Barfüßermönches Berthold Schwarz, von welchem vor fünfhundert Jahren jene Erfindung ausging, die beiden Welten eine neue Gestalt zu geben bestimmt war — die Erfindung des Schießpulvers. So oft ich vor dem Monumente vorüberkam, blieb ich unwillkürlich davor stehen und betrachtete es sinnend, von mancherlei Gefühlen bewegt. Es ist ein Kunstwerk im wahren Sinne des Wortes und eines größeren Ruhmes würdig. In seiner schlichten Einfachheit bringt es den tiefen Gedanken lebendig zur Anschauung. Im Jahre 1853 hat es Knittel aus grauem Sandstein gebildet. Auf hohem Sockel steht der Mönch, barhäuptig, in der härenen Kutte, den Strick um die Lenden gewunden, mit einer leichten Beugung des Körpers sich einer kurzen Säule zuneigend, auf welcher ein Mörser steht, den sich der rechte Arm zur Stütze gewählt hat, während die Hand schlaff darüber herabhängt und zwischen den Fingern ein halbgeöffnetes Buch hält. Die linke Hand faßt das Kinn des hageren, schlauen, sinnenden Gesichtes. Gewiß, der Blick des steinernen Auges, welchem der Stern fehlt, muß matt und ziellos vor sich ins Leere starren; denn kein äußeres Objekt beschäftigt die Seele des Brütenden. Er denkt offenbar über die Stelle nach, die er soeben im Buche gelesen.

„Brüte zu, brüte zu, bleicher Mönch, der du in stiller Nacht

Digitized by Google

geheimen Forschungen lebest, nach den Gebeten, frommen Uebungen und den Kasteiungen des Tages, der dir in deiner einsamen Zelle ja auch nur eine Dämmerung ist! Was suchest du? Nach dem Steine der Weisen? Mann der Entsagung! Was soll dir des Goldes Macht? Mann der Demut! Auch nicht des Ruhmes begehrst du! Dich treibt der Zug und Wahnsinn deiner Zeit; denn ein lebendiges Bild deiner Zeit bist du selbst und ihr echter Sohn — Mönch und Alchymist zugleich! Du ahnst nicht, daß du deiner Zeit Untergang brütest. — Du ahnst es nicht — wie legtest du sonst den Arm so sorglos über die Mündung des Mörsers, in welchem der tötende Blitz schläft?!" So sprach ich zu ihm. — Es ist ein eigen Ding um die Erfindungen. Sind es Zufälle — sind es Fügungen? Ihre ungeheuren Wirkungen lassen uns oft an das letztere glauben. Was sie aber auch seien — Zufälle oder Fügungen — wir begrüßen sie gern als das Unberechenbare, Unerwartete; denn dieses ist häufig der Deus ex machina der Geschichte, der alles gut macht, wenn alles verloren scheint. Was sind die Pläne des feinsten Despoten, was seine Macht? Was nützt es ihm, wenn unter seiner eisernen Faust alles Leben zum Tode erstarrt scheint, wenn in irgend einem verborgenen Winkel der Erde die unscheinbare Entdeckung eines unbekannten Mannes mit einem Schlage alle Verhältnisse, auf die er gebaut hat, umwirft und ändert? Die Diplomaten und Staatskünstler des Mittelalters mögen sich auch in Gedanken die Dinge auf Jahrhunderte zurechtgelegt und die Welt zu- und eingerichtet haben nach ihrem Belieben — und siehe da! Aus jenem rostigen alten Mörser blitzt es auf, und in die Luft fliegt der Feudalismus, der jüngst noch alles durchdrang und beherrschte!

Aber so geht es mit allem Menschlichen. Der glücklichen Betrachtung folgt auf dem Fuße die trübere. Gewiß, das Pulver brach erstlich der Freiheit Bahn. Aber was da nützt auf Erden, wird häufig schädlich, sobald es sein Bestes erfüllt hat, und aus dem Förderungsmittel wird nicht selten — der Hemmschuh. Das Pulver verscheuchte die alten Despoten, den neueren wurde es dienstbar, und wie es einem Häuflein von Spaniern die neue Welt der Barbarei entreißen half, so half es später einigen tausend Bajonetten Millionen Menschen, die vorwärts strebten, zum Stillstande zwingen!

Und ähnlich ging es mit vielen der schönsten Systemlehren, Institutionen und überhaupt Erfindungen der Menschen, selbst die herrlichste unter allen nicht ganz ausgenommen, die — — Gott sei mir gnädig! wenn ich es ausspreche, werden unsre Kulturfanatiker sich bekreuzen und über mich das Anathema rufen — ich meine Guten-

Digitized by Google

bergs große Erfindung. Die Bücher fangen an, uns über den Kopf zu wachsen, wir schnappen über — doch nein, nein — ich sage nichts weiter; denn ich fürchte, daß mir hier Leute Beifall nicken könnten, deren Beifall ich eben mehr fürchte, als den Zorn der Kulturfanatiker, weil ich ihn wahrlich — das heißt jenen Beifall — so wenig verdiene, als die rechtsgelahrte Porzia im „Kaufmann von Venedig" des Juden Shylock entzückten Ausruf: „O weiser, weiser und gerechter Richter!" — Ich schweige daher und kehre zurück — zum Pulver.

Wo wurde es erfunden? In Freiburg. Aber in welchem Gebäude? An welcher Stelle? Die einen sagen: in der Pfarrei bei St. Martin (man kann es schwarz auf weiß in Reisebüchern und Topographien lesen). Aber eine andre Sage geht und behauptet: in der Damengarderobe des Theaters!

Das Theater steht nämlich an der Stelle eines uralten Klosters, ist auf dessen Fundamente gebaut, ja aus Teilen desselben entstanden. Wer durch den Haupteingang den neuen Tempel Thaliens betritt, der schreitet über alte Leichensteine, in welche unleserliche Jahreszahlen eingegraben sind. Die Kasse steht auf einer großen Platte, welche den Eingang in eine Gruft bedeckt. In der Mitte der heutigen Bühne befand sich der Hochaltar der Kirche, und es leben noch greise Leute in Freiburg, die da die heilige Messe lesen hörten, wo jetzt der Histrione herrscht, die Sängerin trillert, der erste Held die Coulissen erschüttert, der Komiker seine Possen treibt. Vier Jahre sind es her, da starb der letzte Mönch, den dieses Klosters Mauern umfangen hatten. Als 1849 die Preußen heranrückten, vor denen die geschlagenen Insurgenten in Unordnung nach Süden wichen, und Bestürzung dem Zuge vorherging, da flüchteten sich viele der Aengstlichen und bargen ihr Hab und Gut in jene alte Gruft, zu welcher sie nur mit vieler Mühe durch die jetzige Konditorei gelangten. Bei dieser Gelegenheit fanden sich noch verblichene Gebeine, Totenschädel, Pergamentreste, ja eiserne Handschuhe und Stücke andern Rüstzeuges. Hinter dem Theatergebäude selbst führt von der Straße ein Pförtchen in einen engen Hof; jenseits desselben erblickt man den altersgrauen Kreuzgang, jetzt ein beliebter Tummelplatz von Soldaten der nahen Wache. Ueber den Hof führt der Weg an einem Keller vorüber, der jetzt zur Aufbewahrung verschiedener Requisiten dient, einst aber auch eine Gruft war; auch hier blinken einzelne Leichensteine. Gleich daneben, links von der Bühne, sind die Garderoben, ehemalige Zellen der Mönche. Und gerade in der Damengarderobe, an jener Stelle, wo Täfelchen mit Namen die Plätze der Opernsoubrette und der

munteren Liebhaberin bezeichnen, soll Berthold Schwarz das Pulver erfunden haben. Ich erzähle hier nur, was und wie mir erzählt wurde. Die Sache ist zu pikant, um nicht zu wünschen, daß sie begründet wäre. Welch ein Kontrast! Dort der finstere Mönch, das vor Anstrengung müde Haupt auf den Arm gestützt, an dem geschwärzten Kohlenfeuerherde, dessen rote Glut unheimlich flatternden Schein auf des Asketen bleiches Gesicht wirft — hier der blonde Lockenkopf mit den schelmischen Augen, den rosigen Wangen, dem feinen Lächeln an der niedlichen Toilette vor dem blinkenden Spiegel mit den zwei hellen freundlichen Lichtern. Dort aufgeschlagen das alte vergilbte Buch mit den geheimen Lehren der Natur und des Wahnwitzes, „Magie" genannt, Lüge und Wahrheit in unverständlichen Formeln, dunklen Sprüchen und mystischen Zeichen — hier leicht hingeworfen ein zerknittertes Notenheft, darauf auch gar wunderliche Zeichen, strichdünne Kobolde mit schwarzen Köpfen auf und nieder tanzen auf fünf übereinander gezogenen Linien! Dort das Laboratorium des Alchymisten mit den eisernen Büchsen, gläsernen Flaschen und thönernen Tiegeln — hier zierliche Flacons, süßduftende Parfüms, wohlriechende Pomaden. Dort Mörser und Keule, Salpeter, Schwefel und Kohle — hier Brenneisen, Kamm, weißer Puder und rote Schminke!

Dort der tiefe Seufzer, ein monotoner Spruch, Gebet oder Beschwörung — hier lautes Kichern und leichte Rouladen, das zarteste Instrument, die weibliche Stimme prüfend!

Dort der Mönch, der aufspringt vor Unmut, die Faust vor die Stirne schlägt und gegen sich selber wütet — hier die Opernsoubrette, die selbstgefällig ihr eigenes Bild betrachtet, halb entkleidet, im enganschließenden Mieder, mit dem schneeweißen Nacken, den alabasternen Armen, die Hand an der Hüfte, wie sie in Wahrheit die Scene aus der Oper „Fra Diavolo" spielt, für welche sie sich eben rüstet und das kokette Lied Zerlinens anstimmt:

In der That, mein Wuchs ist nicht übel —

Armer Berthold Schwarz, wenn du verurteilt sein solltest, zur Strafe für deine fürchterliche Entdeckung als Schatten zu wandeln durch deine einstige Zelle, ich fürchte: nicht, daß du das Pulver erfunden hast, wirst du bereuen — sondern vielmehr das strenge Gelübde, dem du dein Leben geopfert hast, und seufzen aus tiefster Brust, wenn du die holden Grazien erblickst, die sich in deiner melancholischen Zelle häuslich eingerichtet haben. Armer Berthold Schwarz!

Digitized by Google

Karlsruhe, Oktober 1861.

In irgend einem Buche las ich über die Hauptstadt Badens die Worte: „Karlsruhe ist der Tantalus unter den Städten; nicht fern vom herrlichen Rhein — dürstet es nach einem Strom; im Angesichte des berühmten Schwarzwaldes — schmachtet es nach einer Gegend.“ Diese Worte fielen mir unwillkürlich ein, als ich in den Straßen dieser Stadt auf und nieder wandelte. Sie trägt in Wahrheit die Physiognomie eines Tantalus; etwas unendlich Schmachtendes, etwas unendlich Dürstendes liegt auf ihrer Physiognomie. Mehr aber als nach Strömen und Bergen, dürstet und schmachtet sie — will mich bedünken — nach Menschen. Man braucht nicht eben von dem lärmenden Wien zu kommen, um von der Luft sich angewandelt zu fühlen, am hellen Tage die Diogeneslaterne anzuzünden. Hier und dort nur begegnet man einer vereinzelten Gestalt, und blickt fast erstaunt empor, wenn eine Droschke über das Pflaster rollt. Zwei bis drei Dienstmägde mit kleinen Kindern sitzen in ungeheurer Entfernung voneinander in den langen und breiten Alleen zwischen dem „äußeren Zirkel“ und dem prächtigen Schlosse. Dieses schaut wieder so wehmütig verlassen, daß man sich versucht fühlen könnte, es für ein Feenschloß anzusehen, drin eine verzauberte, wunderschöne Prinzessin auf die Erlösung durch irgend einen fahrenden Ritter harrt, wenn nicht die Schildwachen mit den Pickelhauben vor dem Thore auf und nieder spazierten und an das neunzehnte Jahrhundert mahnten. Auch der Schloßpark trägt den Charakter des stillen Haines, der einsamen Auen; nur in der Nähe der Gewächshäuser ist einiges Leben. Karlsruhe ist eine kalte Schönheit mit allzu regelmäßigen Zügen; man gesteht die Schönheit zu, aber fühlt sich nicht angezogen. Die Monotonie ist beängstigend, besonders, wenn auf die breiten, schnurgeraden, ewig langen und ewig gleichen Straßen ein trüber Himmel herabschaut. Es wandelte mich eine Stimmung an, wie jene des jungen Engländers in dem bekannten Lustspiele: „Ein Arzt“, welcher, entschlossen, um zwölf Uhr mittags mit Extrapost durch einen Pistolenschuß in die andre Welt zu reisen, von fünf Minuten zu fünf Minuten auf die Uhr sieht und nicht weiß, was er die Zeit bis dahin beginnen soll? Es trieb mich hinaus vor das Ettlingerthor. Der Zufall wollte, daß ich mich links wandte und den Weg zum Kirchhofe einschlug. Zwei betende Engel auf den Pfeilern zu beiden Seiten des Thores bewachen den Eingang. Ich trat hinein. Wie war ich eigentümlich überrascht von dem Anblicke, der sich mir darbot. Welcher Kontrast! So viele Menschen hatte ich nicht mehr beisammen gesehen, seit mich das schnaubende Dampfroß zur großherzoglichen

Residenz trug. Wahrhaftig, wer in Karlsruhe nicht an Melancholie erkranken will, muß in den Kirchhof gehen. Alles lebte und regte sich zwischen und über den stillen Gräbern. Junge Mädchen kamen und gingen, füllten die Gießkannen, begossen die hübschen Beete, die treu gepflegt üppig blühend alle Grabhügel schmückten. Kinder knieten an diesen und reuteten emsig beschäftigt das wuchernde Unkraut aus. Zarte Frauen beugten sich über Kreuze und Urnen, wanden darum frische Kränze oder Gewinde von immergrünendem Epheu, legten wohl auch Vergißmeinnichtsträußchen auf kalte Leichensteine nieder. Wohin ich blicken mochte, überall waltete zarte Erinnerung und unverwüstliche Treue. So ernst der Ort auch war, dies Bild war mir ein freundliches, heiteres. In einen lieblichen Garten wähnte ich mich versetzt, nicht an der Stätte des ewigen Friedens zu weilen. Hier wohnt ein gutes Volk — sagte ich zu mir selbst — wie muß es im Leben treu und herzlich zusammenstehen, wenn es der Toten so freundlich gedenkt.

Selbst jene Gräber, die verlassen schienen, bezeugten es durch irgend ein ganz neues Liebeszeichen, welches sie schmückte, daß sie nicht *vergessen* waren. Nur eines — ein Riesengrab — schaute einsam und traurig auf die bescheidenen Hügel herab, sein stolzes, gothisches Denkmal schien sie zu beneiden um ihre Blumen, der eherne Erzengel Michael schien zorniger den Spieß in den Rachen des grünlichen Drachen zu bohren, der ihm zu Füßen liegt. Vergebens prangte die goldene Inschrift: „Sie starben den Heldentod!" Vergebens künden goldene Buchstaben die Namen der preußischen Krieger, die gefallen im Kampfe mit dem Drachen Revolution! Nicht mit goldenen Lettern sind sie gegraben in die Herzen des Volkes, das sie zu Paaren trieben. — Dieses sieht mit stillem Unmut das „Preußen-Denkmal" inmitten der Gräber seiner Geliebten; denn — ich muß es leider sagen — es grollt den Preußen noch heute von wegen dazumal. — Immer wieder die alte Geschichte? Das deutsche Volk muß es büßen, wenn deutsche Stämme miteinander gehadert haben, weil deutsche Stämme nur zu oft als Büttel zu deutschen Stämmen kamen — seltener als Befreier und Brüder! — ebenso wie es immer zur Schmach des deutschen Volkes ausschlägt, wenn Deutsche die Büttel bei andern Völkern machen.

Ein armer Mann, mit dem ich sprach, versicherte mich, daß er niemals an jenem Monument vorübergehen könne, ohne daß seine Faust sich unwillkürlich balle, „dagegen lache ihm das Herz im Leibe, so oft er nach Rastatt komme, wenn er sich denke, daß hier und dort einer liege," ein erschossener Preuße nämlich! Tief in die Seele

Digitized by Google

schmerzten mich diese Worte. Sie erinnerten mich an ein Gespräch mit einem bayrischen Kondukteur, welcher unlängst noch Militär gewesen und mir mit freudestrahlendem Gesicht erzählte, wie sie „bei der famosen Rauferei in Frankfurt die Preußen zugesetzt hätten!" — Ich fürchte, das süddeutsche Vorurteil, das auch bei uns in Oesterreich zu Hause ist, wird dem deutschen Patriotismus noch bittere Stunden bereiten.

Wacker arbeiten heißt es, damit die Kluft zwischen Süden und Norden, die sich noch immer nicht völlig schließen will, baldigst ausgefüllt werde.

Leicht verbrüdert sich eine fröhliche Schar von Sängern, von Schützen und Turnern beim Klange der Lieder und Becher. Das genügt nicht. In die Masse des Volkes, bis in die untersten Schichten müssen brüderlicher Sinn und Einheitsgefühl dringen. Daran vor allem mögen die deutschen Sänger, Schützen und Turner nach ihrer Heimkehr denken, dahin mit allen Kräften wirken, und nicht etwa die Bethätigung ihrer nationalen Gesinnung bis zum nächsten Feste verlegen. Weg mit dem süddeutschen Vorurteile! Weg mit der norddeutschen Mentorsmiene! Dem die Palme, welcher das Beste für Deutschland vollbringen wird.

Mitte Oktober Rückreise nach Wien. Kurzer Aufenthalt in Salzburg.

In Salzburg.

Ich stand auf der Höhe des Mönchberges; die altersgraue Feste Hohen-Salzburg schaute ernst auf mich nieder; weit drüben im Westen, wo sich die bayrische Ebene vom silbernen Bande der Salzach durchwoben hindehnt, sank die scheidende Sonne hinunter. Düster blickte der nahe, dunkle, gespenstische Untersberg zu mir herüber; die Wolken und Nebel, die seine Stirne umhüllten, an seinen Seiten niederwallten wie dünne, zerrissene Schleier, aus seinen Klüften und Rissen aufstiegen wie nächtige Geister, mahnten an alte schaurige Sagen — von häßlichen Zwergen, die drinnen tief unter der Erde bei rotem Fackelscheine am glitzernden Gesteine finsterer Höhlen hämmern und schaffen — von Karl dem Großen, der in der Tiefe haust, mit seinen geharnischten Kriegern und stampfenden Rossen des Tages harrt, an dem er ans Sonnenlicht emporsteigen soll, eine furchtbare Schlacht zu schlagen, zu welcher die Völker und Stämme all der benachbarten Länder sich einfinden werden — unter andern die tapfern Tiroler (wir wollen hoffen, daß die Schlacht nicht um die Glaubenseinheit entbrennen wird) — wenn im Gebirge der alte Birnbaum zum drittenmale blüht! — Zum zweitenmale blühte er — sagen die Leute, die

Digitized by Google

noch daran glauben — im Jahre 1848. Aber wir Kinder des neuen Jahrhunderts lächeln über die Märchen der Vorzeit, und wenn ich sinnend längst vergangener Tage gedachte, so waren es Gestalten von Fleisch und Blut, Bilder, die einst wirklich lebten, die meine Phantasie mir vor das träumende Auge rief. Hier auf der Stelle, die ich einnahm, stand vielleicht vor mehr als tausend Jahren der römische Krieger auf seine Hasta gestützt, und blickte hinüber mit sorgender, doch aber trotzender Seele auf das Dickicht der finsteren Wälder, die alle Höhen bedeckten, nach den gefährlichen Pässen und Klüften des nahen Gebirges, ob nicht daraus hervor wilde Horden brächen, die jüngste Tochter Roms, die erst erblühende Juvavia, die seinem Schutze anvertraut war, zu verheeren. Er glich dem Ansiedler im fernen Westen eines andern Weltteils, der sich allabendlich in das Blockhaus einschließt und bangend horcht, die Hand am Gewehre, ob er den gellenden Kriegsruf der roten Stämme nicht höre? Heute lebt hier ein friedliches Völkchen ein freundliches Dasein, dem keine rohe Vernichtung mehr droht. Wohl brachen sie hervor aus den finsteren Wäldern, Pässen und Schluchten, die verheerenden Schwärme der wilden Barbaren, als der Stern Roms erbleichend sank; vergebens rang und blutete der Römer — Juvavia zerfiel in Staub und Trümmer! Aber die Keime, die seine Hand in die Erde gelegt hat, verdarben nicht, sie trieben wieder und trieben, bis neues Leben emporwuchs. An einen Mauerrest lehnte sich gern die junge Kapelle, das Kirchlein; die Trümmer des alten Kastells verwendete des Kriegers kluger Sinn zum Baue der neuen Burg; um den Prediger sammelte sich die Gemeinde; in des Starken Schutz begab sich willig der Schwache; Gehöft an Gehöft, Haus an Haus erstand, und in Schönheitsfülle erblühte die zweite Juvavia, das herrliche Salzburg, dessen sich nicht nur jene erfreuen, die es bewohnen. Der Römer hat nicht umsonst gebaut, gesorgt, gewacht, geblutet. Bauen, sorgen, wachen, bluten ist nie vergebens. Ein andres Bild erschien mir. Ich versetzte mich zurück in die Zeiten des Ketzer verfolgenden Erzbischofs Eleutherius Firmian, nur etwas über ein Jahrhundert trennt uns von ihnen. Ich sah die vertriebenen Protestanten flüchtend sich ins Gebirge schlagen oder über die Ebene hin zerstreuen. Ich sah, wie ihre bleichen, abgehärmten Gesichter sich noch ein letztes Mal der geliebten Heimat zukehrten, wie sie mit weinenden Augen vom unvergleichlich schönen Bilde Abschied nahmen für immer. Ich sah, wie Väter gegen Himmel die Fäuste ballten, wie Mütter gegen Himmel die Hände rangen — sie hatten keine Kinder mehr! Man hatte die Kinder aus ihren Armen gerissen, um sie zu erziehen im allein wahren

Digitized by Google

Glauben! — Mein Blut wallte heißer, mein Herz pochte heftiger, und ich rief aus beklommener Brust: So Gott will, werdet ihr keine solche Scene mehr schauen, ihr üppigen Fluren, ihr gewaltigen Berge! Der Geist einer neuen Zeit schwebt über euch. Auch jene haben nicht umsonst gestrebt, geforscht, gelehrt, gelitten, gekämpft und — geblutet, die ihm die Bahn gebrochen, dem neuen Geiste der Wahrheit, der Liebe und Freiheit. An uns ist's, seine Herrschaft dauernd zu gründen. Die Sonne war unter; ich stieg zur Stadt hinab und wandelte gedankenvoll durch ihre Straßen. Da schaute ein Denkmal aus Erz auf mich nieder. Ich blickte auf: Mozart, du bist es, Meister der Töne, König im Reiche der Sphären, Beherrscher der Harmonie! Dich hat uns Salzburg gegeben. Es lebe Salzburg! Hat es dich uns nur gegeben, nicht auch erzogen? Hier, wo jetzt dein Denkmal steht, spieltest du wohl als Kind; wenn aber plötzlich die Glocken im nahen Dome sich regten, oder die ersten Töne der Orgel leise dein Ohr berührten, da wurdest du plötzlich stille und horchtest, daß deine Gespielen dich verwundert ansahen und nicht wußten, was sie aus dir machen sollten? Bald spieltest du nicht mehr. Gewiß, oft wandeltest du träumend und einsam oben über den Rücken des Mönchberges im Angesichte der Alpen, unten an den Ufern der rauschenden Salzach, im Thale durch blühende Fluren, durch die Gassen der Stadt vorüber an ehrwürdigen Gotteshäusern und alten Leichenhöfen! Zogen sie da nicht zuerst in deine Seele ein, deine himmlischen Melodien? Empfingst du sie nicht auch durchs Auge? Nicht anders kann ich mir es denken, wenn ich dein Heimatland um mich her schaue. Alles trägt den Charakter deiner Musik. Ueberall tiefer Ernst und heitere Majestät, ein Lächeln und Trauern zu gleicher Zeit, üppiges, fröhliches Leben in all seiner Fülle — daneben die stetige Mahnung ans Ewige, über alles ergossen die heilige Stimmung, ob Sonnenschein über der Gegend liege, ob die Sterne auf sie herunterblinken! Als du so träumend auf der Höhe weiltest, sinnend im Thale wandeltest, Knabe, den sich die Musen erkoren, und vielleicht der erste Ton deines Freiheitsliedes, deines Requiems in deiner Seele erwachte, um lange wieder darin zu schlafen — wer von den Vorübergehenden ahnte, daß du dereinst eine Welt entzücken, bezaubern, rühren, erschüttern würdest? — Ja, die Kinder! Ich sehe sie niemals ohne eine Art von heiliger Ehrfurcht an, die ich beim Anblicke der Greise nur selten im gleichen Maße empfinde. Ein Kind ist ein verschlossenes, geheimnisvolles Buch. Wer kann es wissen, was Großes darin steht? Während ich solchen Gedanken mich hingab, blieb ein kleiner, ärmlich gekleideter Knabe, der eben vorüber kam, dicht vor mir stehen und

Digitized by Google

sah mich verwundert an, weil ich so lange vor dem ehernen Mozart verweilte und mit ihm plauderte. Ich faßte den Knaben ins Auge. Sein offenes, schönes, intelligentes Gesicht gefiel mir wohl; besonders zog mich ein eigentümlicher Zug von Schwärmerei auf demselben an. Ich sah ihn lange schweigend an und frug mit den forschenden Blicken: Bist du auch vielleicht ein künftiger Mozart? oder schlummert in deiner Seele ein großes Gedicht? oder steckt in dir ein berühmter Gelehrter? Doch nein. Den zweiten Mozart können wir noch entbehren, auch der Gelehrten und Dichter, der großen und kleinen, haben wir zur Genüge. Bist du der große Mann, den Deutschland braucht? Deutschland schmachtet nach großen Männern! Bist du das große Herz, das mit jeglichem Schlage für Deutschlands Freiheit, Glück und Ehre schlägt, bereit — auch zu brechen für Deutschland? Bist du der Weise, der endlich die Zauberformel entdeckt, die uns von dem Gebiete der Träume auf das Feld der Thaten führt? Der das Losungswort ausspricht, in welches wir alle einstimmen können? Bist du der Held, der die Fahne entfaltet und mutig voranträgt, welcher wir alle begeistert folgen können? Bist du der deutsche Messias, der uns Buße und Besserung erfolgreich predigt, uns durch die Selbsterkenntnis zur Selbsterhebung führt, der uns erlöst aus erleuchteter Blindheit, selbstgefälliger Schwäche und stolzem Phrasentum, der uns erlöst von all unsern Uebeln? Mir war es, als sollte ich die Hände segnend auf das Haupt des Knaben legen, damit er werde, was mein Gebet vom Himmel erflehte — der große Mann, nach welchem Deutschland ruft! Aber mein Blick fiel auf sein ärmliches Gewand, und ich hatte nicht mehr das Herz dazu. Ein großer Geist im Kopfe eines armen Teufels! selbstverleugnender Opfermut im Herzen des Proletariers! hohe Thatkraft in der Brust eines Bettlers! — würden sie uns auch frommen?

O nur zu bald würden wieder die kleinen Sorgen des Lebens ihn trüben — den großen Geist! Bald würde sie wieder verbraucht sein im Kampfe um das tägliche Brot — die gewaltige Thatkraft! O nur zu bald würden zu tiefe Demütigung, ungerechte Verachtung oder zu frühe Verfolgung ihn brechen — den hohen Opfermut! — Und wieder bliebe nichts übrig von dem großen Manne — als höchstens der träumende Dichter, der erkaltete Gelehrte, der verbitterte Journalist u. s. w. — Im besten Falle wieder nur die Stimme eines Rufenden in der Wüste. Nein, nein! An genialen Bettlern hat es uns nie gefehlt, und wer weiß, wie viele Embryos großer Männer früh zerstört oder unentwickelt unter Grabhügeln ruhen, die kaum ein vermodertes Kreuz schmückt?

Digitized by Google

Nicht in der Krippe unter armen Hirten liegen darf der deutsche Messias — in den Palästen der Großen, Mächtigen, Reichen muß er das Licht der Welt erblicken — besser noch in einem Königspalaste! Nach aufwärts müssen die großen Ideen dringen, sich verkörpern in einem Manne, der nicht nur Begabung und Willen, der auch die Macht und Gelegenheit besitzt, sie ins Leben zu führen. Ein großer Fürst, ein großer Staatsmann, ein großer Held muß uns geboren werden. Wir aber sollen nimmer ermüden, unsre Sehnsucht nach ihm zu erwecken, zu nähren, zu offenbaren. Die Sehnsucht eines ganzen Volkes hat zeugende Kraft! — Wir sollen dem Kommenden die Wege bahnen, auf daß wir ihn nicht verkennen und von uns weisen, wenn er erscheint, auf daß, wenn unsern Ruf:

„O Herr, gib deinem Volk bald einen Retter!"

der Himmel erhört und uns den Retter sendet, der Retter nicht zum Himmel rufen müsse:

„O Herr, gib deinem Retter erst ein Volk!"

Dezember 1861.

Bin jetzt sehr beschäftigt. Mit 1. Dezember hat meine Verpflichtung Friedmann gegenüber begonnen; ich muß fast meine ganze Zeit darauf verwenden, und die Arbeit steht außer allem Verhältnisse zur Bezahlung. Uebrigens muß ich die Sache, so wenig vorteilhaft sie ist, von der Lichtseite nehmen, sie als einen *Anfang*, eine *Vorübung* betrachten und mir eben denken: *Etwas* ist besser als *gar nichts*. Und *gar nichts* scheint es wirklich mit dem dramatischen Streben zu sein. Pabst schreibt mir von Dresden: Mit dem Trauerspiele sei dort gar nichts mehr zu machen. Von Frankfurt, trotz der Versprechungen, die ich dort erhielt, *gar keine* Nachricht. Da heißt es nun freilich ergreifen, was sich bietet, und nicht viel klügeln. Der Verzweifelnde greift eben in den Fluten nach dem nächsten besten Brett. Ist nun übrigens mein Leben jetzt eintönig und freudlos, so bin ich doch wenigstens aus völliger Unthätigkeit herausgerissen. Meine Stimmung ist deshalb auch eine bessere. Die Journalistik nimmt mich in Anspruch, zerstreut mich also; bald wird sie mich noch mehr in Anspruch nehmen. Diese Woche noch muß ich zu Laube, da ich mit ihm wegen der „Jakobiten" und wegen des umgearbeiteten „Perseus" reden will, auch als Journalist mit ihm in Verbindung bleiben muß. Doch hoffe ich auch *von ihm nichts*, überhaupt nur mehr etwas von dem Grade der Arbeitsfähigkeit, die ich jetzt für die Prosa und Publizistik entwickeln werde. Bis jetzt ist das, was ich leiste,

Digitized by Google

nicht sehr groß — und es muß besser kommen, wenn es helfen soll. Mit dreißig Jahren ein Bettler! Nein, schlimmer noch! Wie ein Knabe angewiesen auf meines Vaters Unterstützung! Welche Schmach! Auf das Feld der Thaten kann ich nicht flüchten — dieses ist mir verschlossen, zum Glauben an meine große Sendung ist keine Rückkehr mehr; wer eine solche einmal aufgegeben, der findet sie nimmer wieder.

Ich will nun am „Troubadour" arbeiten, um meinen Geist aufzurichten. Das Schicksal, die Liebesglut, die Beharrlichkeit und der endliche furchtbare Schmerz und Hohn auf das Leben im Charakter des Troubadours, diese Vernichtung jeden Liebesglücks in dem Stücke, das alles werde ich trefflich schildern können. Wär' ich ein Goethe, so würde ich damit auch meine Qual los.

1862.

Man erzählte uns einmal von einem kranken Mann, der irgendwo in Europa, wenn wir nicht irren am Bosporus, gehaust haben soll. Der Mann muß sehr, sehr krank gewesen sein; aber er lebt heute noch — wie? das ist eine andre Frage. Jedenfalls muß seine Krankheit eine bedeutende und — „erbliche" gewesen sein, weil nicht lange darauf sein mächtiger Nachbar heftig von ihr ergriffen ward, der wohl stark dazu inkliniert haben mochte, man müßte sonst fürchten, daß sie epidemischen Charakter annimmt. Dieser zweite kranke Mann in Europa muß sich in der That sehr übel befinden; denn die Aerzte, die ihn behandeln, die ordinierenden, standen lange wie ratlos da; sie haben zu viel auf die liebe Natur vertraut, hätten ihr gern das Beste überlassen — sie nannten das „freie Bahn". Aber die liebe Natur will allein nicht mehr helfen, wie sonst in jenen „guten alten Zeiten", in denen man so viel auf sie gepocht und — gesündigt hat. Da haben sie sich endlich entschlossen, ein Konsilium einzuberufen — ein merkwürdiges Konsilium! — oder eigentlich mehr kleine Konsilien, die sie der Reihe nach abhörten, und waren dann — „so klug als wie zuvor". Da wurde viel und heftig debattiert, so heftig mitunter, daß man fürchten mußte, die gelehrten Herren Doktoren, gleich jenen, unter welche Gil Blas geriet, jetzt und jetzt einander in die Haare fahren und mit Faustschlägen argumentieren zu sehen. Und doch waren sie alle einig in der Diagnose: „Siechtum an ererbten Uebelständen, großgezogen durch den Mangel an freier und starker Bewegung, Lebensgefahr." Auch über das Mittel, das helfen soll,

Digitized by Google

waren sie einig; es ist dasselbe, welches auch die „Ordinierenden" gleich erkannt haben wollten und „im Prinzip" empfahlen; es heißt: Libertas constitutionalis! Was hat's genützt? Die Arzenei war schon längst eruiert. Die Methode der Anwendung, die Dosis, die Form, in welcher sie gegeben werden soll, das ist's, was die Herren vom Stabe Aeskulaps entzweit und getrennt hat. Die Ordinierenden, die sehr, sehr vorsichtig sind, hatten ihre liebe Not mit den Konsultierten; ihre bisherige homöopathische Behandlung wurde hart angefochten. Man machte es ihnen scharf zum Vorwurf, daß sie so lang sich beholfen mit Kügelchen, Körnchen und Tropfen — z. B. einem klein wenig stillschweigend geduldeter aber nicht garantierter „Preßfreiheit", etwas mehr „Redefreiheit", sehr viel „Gedankenfreiheit". (Schade, daß dieses vortreffliche, schon von dem celebren Medikus Posa so warm empfohlene Specificum germanicum allein nicht mehr ausreicht! Glücklicher König Philipp, dem ein so leicht ausführbarer Vorschlag zur Völkerbeseligung unterbreitet wurde!) Die Konsultierten nämlich waren meist Allopathen, darunter solche aus der alten Schule mit den großen vollen Flaschen; einige auf verzweifelte Experimente erpicht, gegen welche wieder die Systematiker des Kollegiums sich mit Händen und Füßen sträubten, ja es gab komische Käuze, die im Konsilium am besten zu wirken und ihre Pflicht zu thun glaubten, indem sie den „Ordinierenden" ein Consilium abeundi gaben. Böswillige behaupten — aus Brotneid. So gingen sie denn gravitätisch auseinander, und der Patient blieb — in Gottes Schutz! Doch halt — nein!

Einer der Ordinierenden soll auf Reisen gegangen sein, um das Arkanum zu entdecken. Ob er's gefunden hat? Zeit wär's; denn der Laie, der alles mit angehört, ist auf dem Punkte, die Geduld zu verlieren, und versucht aufzuschreien: Gebt doch nur einmal, gebt im Himmels Namen, gebt immer zu — gleichviel in welcher Form — in allen Formen zugleich, wenn es euch beliebt. Lieber eine sogenannte „Roßkur" als gar keine. Ist nur das Mittel echt und rein, dann gebt es getrost. Wagt was daran. Glaubt nur nicht, daß euer Patient, wie unterwühlt auch seine Gesundheit scheint, die Natur eines Kindes oder eines nervösen Mädchens habe: es ist ein kranker Mann, nicht mehr in der Blüte der Jahre, aber doch immer noch ein Mann. Wer weiß, vielleicht ist er mehr seelenkrank — so eine Art von „Faust", an dem der Zweifel an sich selbst zu nagen anfängt, der sich schon lieber dem Teufel in die Arme werfen möchte, als länger so fortleben, wie „kein Hund" mehr möchte, ein Faust, der nach Verjüngung schmachtet. Verjüngen aber kann, wie die Faust-

Digitized by Google

geschichte lehrt, nur ein Feuertrank — der Feuertrank der Freiheit, der alle Adern mit eins durchglüht und schwellt, kein mattes Dekokt von verlegenen Kräutern, als da sind feudalriechende Libertätchen, verschimmelte Landesordnung u. s. w. — Ein Feuertrank!? Einer von den Doktoren, den „Konsultierten", hat schüchtern hingedeutet auf eine längst vergessene Phiole, die wo verstaubt im hintersten Winkel eines Laboratoriums steht, eine doch selbst durch den Staub noch hellblinkende Phiole — „Kremsierer Lebenselixier" steht auf der Etikette. Aber der Wink blieb völlig unbeachtet. Man hielt zu fest an einem neueren Rezept. Das soll nun wirklich in die Apotheke, so sagt man. Ob's wohl auch das rechte ist?

Um Gotteswillen, nur nicht mehr lang gefragt. Hinein damit in die Apotheke „zum heiligen Geist", denn auf den Geist kommt's an, in welchem der Patient das Mittel nimmt; er muß dran glauben, das ist die Hauptsache, denn „Glauben macht selig", auch oft im Heilverfahren. Sollte die Arzenei nicht drastisch genug wirken, so könnte man sie ja später noch immer mit „Zusätzen" aus jener Phiole verstärken.

Doch — uns befällt ein Todesschreck! Am Ende handelt es sich noch gar nicht um die eigentliche Kur selbst, sondern nur um ein neues abzuhaltendes größeres Konsilium „ad hoc". Man hat schauerliche Beispiele, daß auch ein solches größeres Konsilium unverrichteter Sache heimgehen kann. Sind's gar dieselben Herren Doktoren, die da im selben Geist zusammenkommen, dann — —

Ja, ja, auf den Geist kommt's an! Ein neuer Geist muß es sein, der die neue Versammlung beseelt, ein Geist der „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" Dann entdeckt wohl das neue Konsilium das Arkanum, das jener Mann auf Reisen suchen ging, dann wird das Heil auf mehr als einem Wege gefunden, sonst nicht in alle Ewigkeit.

Im Mai.

Ich stand auf der Höhe des Kahlenberges. Mein Auge verweilte mit Liebe auf dem herrlichen Panorama, das vor mir ausgebreitet lag, wie oft ich es auch schon gesehen. Ernste Gedanken aber weckte die große Kaiserstadt zu meinen Füßen, Wien, meine Vaterstadt. So oft ich im Begriffe bin, sie zu verlassen, überfällt mich sinnende Schwermut; es ist mir, als sollte ich von ihr auf immer Abschied nehmen, denn unwillkürlich regt sich in meiner tiefsten Brust der lang verhaltene Wunsch: O, daß ich nie mehr wiederkehren dürfte! — Das ist ein trauriger Zustand, wenn man sich so weg von der Heimat sehnt, an welcher man doch immer mit irgend einem

Digitized by Google

Faden des Herzens hängt und hängen bleibt, ein Zustand, welchen in seiner ganzen drückenden Schwere wohl nur ein Oesterreicher kennen lernt, ein Oesterreicher, der für das Licht und für die Freiheit glüht. Hat schon der Deutsche im allgemeinen noch kein rechtes Vaterland, der Oesterreicher hat es noch weniger; der denkende fühlt es nur allzu deutlich, daß er auf einem lecken Schiffe ist, das morgen und morgen in die Tiefen des Meeres versinken kann. Er hat in jedem Augenblick das peinliche Gefühl, als sollte er sich jetzt und jetzt, bevor's zu spät ist, hinein in die Wogen stürzen, das nahe Rettungsufer schwimmend noch zu erreichen. Was seine Angst vermehrt, ist: es ergeht ihm wie einem Passagier, der in der Stunde der Gefahr sich überzeugt, daß er sich einem Fahrzeug anvertraut hat, das schlecht gebaut ist und sich ohne geschickten Steuermann befindet. Wenn er zu alledem auch noch entdeckt, daß es ein Sklavenschiff, dem er beim dumpfen Stöhnen der Unglückseligen im Augenblicke edler Empörung selbst den Untergang zu wünschen sich nicht erwehren kann — —?! — Wahrlich! wahrlich! dies bittere Gefühl kennt nur der edle, denkende Oesterreicher, der übrigens nicht allzu häufig vorkommt.

Als ich darüber nachsann, wie's denn gekommen war, daß solche Gedanken in mir heranreiften, da zog meine ganze traurige Jugend mit all ihren trüben Erinnerungen wieder an mir vorüber. Drüben am jenseitigen Ufer des mächtigen Donaustromes stieg eine leichte Wolke hellgrauen Dampfes auf — es war der Dampf einer Lokomotive.

Vor achtzehn Jahren führten mich dieselben Eisenschienen in meine Vaterstadt, den dreizehnjährigen Knaben. Das ganze Leben lag noch wie ein goldner Traum vor mir, so sehr ich auch bereits zum sinnenden Ernste gestimmt war. Ich träumte eben von herrlichen Thaten, von künftiger Größe; die Heldengestalten der alten Geschichte (denn eine andre kannte ich noch nicht) erfüllten meine ganze Phantasie, vor allen die Griechen Leonidas und — gewiß eigentümlich — mehr noch als dieser, Sokrates, der Athener. Ich war natürlich weit davon entfernt, sein Wesen kritisch zu untersuchen, sein Tod allein stand mir vor Augen. „Kampf gegen falsche Götter," das war es, was er mir versinnlichte. „Kampf gegen falsche Götter," dies Wort bezeichnet auch am schärfsten das, was ich mit aller Glut der ersten Begeisterung bald „mein Streben und meine Sendung" nannte, leider noch ehe ich wußte, ob auch die Kraft im Verhältnisse stand zu dem Willen.

Digitized by Google

Im Juni Reise nach Gmunden; den Sommer daselbst zugebracht mit meiner Familie. Die Gestalt der „Zauberin am Stein" tritt zum erstenmal vor mich hin und fesselt mich dermaßen, daß ich beschließe, eine Dichtung oder ein Drama daraus zu machen. Ihr Grab gesucht im einsamen Thal von Wössenaurach. Im September Rückkehr nach Wien. Am 19. November lerne ich Serafinen*) kennen.

Zehn Tage später erste Aufführung meines „Perseus von Macedonien". Großer Erfolg; mußte im dritten Akte bei offener Scene erscheinen. Trotzdem nur vier Vorstellungen.

Abermalige Zertrümmerung meiner Hoffnungen, um so schmerzlicher jetzt, wo ich hoffen durfte, auch ein andres Glück zu finden. Muß ich diesem Glück, das sich mir nun bietet, doch entsagen?

1863.

Juli.

Meine Reise nach Siebenbürgen (Kronstadt), wo meine Braut Serafine als Opernsängerin engagiert war.

Vorher Einreichung und Zurückweisung der „Zauberin am Stein" durch Laube. Den Winter in Salzburg zugebracht, wo meine Braut engagiert war. Unsre Verehelichung daselbst. Im Dezember: „Dido" in Dresden aufgeführt.

Erkrankung der Mutter in München, wo meine Schwester engagiert ist. Meine Reise zu ihnen.

1864.

Schloß St. Georgen in Steiermark.

Ich staune manchmal selbst darüber — wie ich ohne Existenz den Mut fand, den Lebensbund mit einer jungen Frau zu schließen, die, trotz ihrer adeligen Abkunft, ebenso arm war, wie ich selbst; denn ihres Vaters Gut war unteilbares Majorat, welches ohne Berücksichtigung aller jüngeren Kinder einzig und allein auf den erstgeborenen Sohn überging. Eigenes Vermögen besaß der alte Baron nicht und seine Revenuen wurden durch die zahlreiche Familie und verschiedene

*) Serafine, geborene Reichsfreiin Binder von Krieglstein, verwitwete Konrad, später Nissels Gattin, die er auch mit dem Namen „Margarethe" anzusprechen liebte.

Digitized by Google

Unglücksfälle in derselben mehr als aufgezehrt. Zu erwarten hatte demnach meine Frau in aller Zukunft nichts als ein zeitweiliges Asyl auf dem Schloß ihres Vaters, wie wir es auch gegenwärtig genießen; denn in den äußeren Glücksumständen hat sich seither nichts geändert; wir sind auch noch im wesentlichen auf das, was meine Feder, auf das, was die Gesangskunst und Stimme meiner Frau erwirbt, angewiesen. Ich sagte, daß ich darüber oft staune, wie ich den Mut fand, unter solchen Verhältnissen einen Lebensbund einzugehen? Als ob nicht tausendmal mehr Mut dazu gehört hätte, dem zu entsagen, nach dem ich mich jahrelang umsonst gesehnt, was mir nunmehr zum erstenmale im Leben ward — dem Glück geliebt zu werden. Und dann — ich durfte diesen Mut nicht haben — wer weiß, ob ich sonst nicht am Ende so thöricht gewesen wäre, ihn doch zu haben — was die Welt sehr vernünftig genannt haben würde. Ich wäre — das weiß ich, ganz gewiß untergegangen, wenn ich entsagt hätte — ich hätte es nicht mehr ertragen nach dem hellen Lichtblick zurück in das graue Dunkel und in die Freudlosigkeit zu kehren, an der ich ohnehin schon sehr zu kranken drohte. Aber darum und um mich selbst handelte es sich gar nicht in erster Linie. Durfte, konnte ich das Wesen, das nur in meiner Nähe leben zu können schien, zur Trostlosigkeit verdammen? Und ich täuschte mich keineswegs, indem ich erkannte, daß ich ihr unentbehrlich geworden war. Und eben weil es das Unglück war, welches mir hier gegenüberstand, das Unglück, welches nichts mehr zu verlieren, nur zu gewinnen hatte und nur durch mich gewinnen konnte, wagte ich die Verantwortlichkeit des Entschlusses. Ich hätte wahrscheinlich gezagt und entsagt, wenn ich ein Mädchen aus der Sphäre des Glückes und des Familienfriedens hätte herausreißen, an mich und meine ungewisse Zukunft fesseln sollen.

Manche mögen mich meiner „übereilten Ehe“ getadelt haben. Aber trotz aller brennenden Motive wollte ich nicht gar so toll drein gehen. Ich nahm mir im Gegenteil vor, recht vernünftig zu sein, durch immer thätigeres Streben mir jene Stellung und Existenz (in der litterarischen Welt) zu erringen, die mir bisher noch fehlte. Doch auch meine Braut wollte sich nichts von mir zuvorthun lassen und an der Gründung unsres Glückes mitwirken. Zugleich mit der Lebenslust war auch die Begeisterung für ihre Kunst in ihr erwacht, sie war entschlossen, ihre Laufbahn fortzusetzen. So dachten wir denn, durch vereinte Anstrengung werde es doch gelingen uns eine Lage zu schaffen, die unsre Vereinigung gestatten sollte. War diese Hoffnung so strafbar? — Was mich betrifft, so war es die eben stattfindende

Aufführung des „Perseus“, die dazu beitrug, mir größeres Vertrauen in meine Kraft einzuflößen, als ich nach früheren Erfahrungen vielleicht hätte haben sollen, denn, obgleich diese Tragödie, der Geschmacksrichtung des großen Wiener Publikums nicht entsprechend, bald vom Repertoire verschwand, so war der erste Erfolg doch ein so glänzender, ja blendender, daß er mich wohl ein wenig berauschen durfte.

Ich arbeite nun fleißig, arbeite regelmäßig jeden Vormittag, ja arbeite angestrengt. Dennoch komme ich nicht sehr vorwärts, weil mir mein lang gequälter Kopf — Gott vergebe es Laube, denn er weiß nicht, was er thut! — nun einmal nicht mehr stets parieren will. (Laube ist freilich nicht allein daran schuld, aber doch vor allen!) Das Studium der Schweizergeschichte, in die ich mich erst wieder recht hineinleben mußte, raubte mir auch viel Zeit, jetzt aber hoffe ich rascheren Fortgang. Die Sorgen für meine Zukunft lasten schwer auf mir und fordern eine rastlose Thätigkeit, die mich ermüdet. Ich sehne mich dann nach Ruhe, nach einem Spaziergang in freier Luft. Nur wenn ich dann mit Serafinen allein oder ganz mir selbst überlassen bin, fühle ich mich wohl. Alleinsein ist indessen weniger für mich rätlich der trüben Gedanken wegen, die dann doch oft über mich kommen und die Serafine mir am besten wegplächelt. Ihr ganzes Streben ist in der That mich zu erheitern, mich glücklich zu machen, und wenn ihr das nicht jedesmal gelingt, so sind wieder nur die leidigen Verhältnisse schuld, die sie mit aller Liebe und Aufopferung, mit aller Thätigkeit von ihrer Seite doch nicht ganz ändern kann. Ich muß froh sein, wenn man mir ein Stipendium zuwirft, das, während es mir auf einer Seite Luft macht, mir auf der andren die Hände bindet. Und es fehlt mir eben nichts als die Unabhängigkeit meines Geistes!

Dasjenige Glück, dessen ich mich jetzt wirklich erfreue, das der befriedigten und erwiderten Liebe, habe ich mir auch nur errungen, indem ich förmlich va banque spielte und auf jede Gefahr hin das Schicksal zwang, mir zu geben, was es mir hartnäckig verweigern wollte. Nun muß ich freilich auch darauf gefaßt sein, daß es sich an mir rächen kann, aber ich möchte doch um nichts den Triumph aufgeben, ihm einmal ein Schnippchen geschlagen zu haben. Dennoch möchte ich niemand andrem ein ähnliches Verfahren empfehlen. Uebrigens sehe ich wohl ein, daß die Schwäche und Inkonsequenz meines Wesens, die wohl größtenteils meiner physischen Konstitution und den äußeren Verhältnissen entsprungen ist und für die ich allerdings nichts kann, die Hauptursache ist, daß ich in eine so auf die Spitze gestellte Situation geraten konnte.

Digitized by Google

Ich las vor kurzem in den Gedichten Geibels folgende beherzigenswerte Verse:

Kenn', o kenne deine Sphäre!
Laß sie nimmer ohne Not —
Bist du Seefisch, bleib im Meere;
Süßes Wasser ist dein Tod.

Das süße Wasser, in welchem ich mich fast schon zu Tode gezappelt habe, ist jenes, in welchem sich Fische ordinärer Art so wonnig wohl fühlen. Ich hätte nie das tiefe Meer großer Gedanken verlassen und in seichten Binnengewässern mein Heil suchen sollen. Hätte ich statt jener Stücke fürs Theater an der Wien (unseligen Angedenkens!), statt einigen Spekulationsversuchen vis-à-vis dem Burgtheater, nur jene drei großen Werke vollendet, deren Plan einstens fertig und ungeheuer vor meinem Geiste stand: „Timur in Ispahan", „Mahomed" und der „Troubadour", wie könnte ich jetzt, abgesehen von der eigenen inneren Erhebung und Stärkung, stolz vor alle Welt hintreten und fordern, was ich nun erbetteln muß! Hätte ich niemals, auch nur eine Stunde mich Laubes deprimierender Tyrannei gebeugt, ich wäre wahrscheinlich früher, und als es noch gewiß Zeit war, zur Ueberzeugung gekommen, daß meine Geistesrichtung sich heutzutage nicht völlig im Drama entfalten kann, sondern nach andern, freieren Formen um jeden Preis ringen müsse, weil eben die Bühne, so groß auch ihre Sendung wäre und einst vielleicht noch sein wird, zur Stunde noch immer eine höhere Unterhaltungsbude und der Tummelplatz für bornierte Intendanten und egoistische Komödianten ist, andrer ernsterer Uebelstände gar nicht zu gedenken. Hätte ich ferner in der richtigen Einsicht, daß man in der modernen Welt vereinzelt nicht stehen könne, Freunde und Stützen in jenen gesucht, die mich verstehen konnten, weil ihre Gesinnungen den meinen verwandt sind und zwischen mir und ihnen ein echtes Verhältnis entstehen konnte, statt in trauriger Weise um die Gunst jener mich zu bewerben, denen ich ewig ein stummes Rätsel bleiben oder als ewig unreifer Jüngling erscheinen mußte, ich wäre, wenn auch mit einiger Gefahr, weiter, viel weiter gekommen. Darüber wären übrigens Folianten zu schreiben.

10. Juli.

Mein Kopf macht mir manchmal Sorge; nicht selten bekomme ich Kongestionen, öfter noch überfällt mich eine Art von Betäubung, die mich schlechterdings an der Arbeit verhindert. Ein Wechsel in der Form meines Schaffens thäte mir gut. Das Drama

Digitized by Google

ist mir schon mehr als verleidet. Spekulationsstücke schreiben kann ich nicht, schon der Versuch dazu hat mir übel mitgespielt, von andern ist kaum ein Erfolg zu erwarten. Zur Prosa sollte ich übergehen, zur Novelle, zum Roman, zur Litteraturgeschichte. Aber hinweg mit den schon oft gemachten trüben Reflexionen; sie rauben nur das letzte bißchen Mut. Zu irgend etwas werde ich im höchsten Notfalle ja doch noch zu brauchen sein. Bei Laube hängt man im Grunde von Zufall und Laune ab. Die Nachricht, daß die „Zauberin" in Dresden angenommen ist, hat mich eigentümlich berührt; im ganzen ist es mir wohl erfreulich, daß die Dresdner Generaldirektion sich meiner Produktionen so freundlich annimmt, dann sind es am Ende ein paar Gulden, die ich mehr als jemals brauchen kann. Aber ich weiß nicht, wie ich an dieses Stück gemahnt werde, berührt es mich fast peinlich und ich verzage schon fast selbst an einem Erfolg desselben. Was den Schluß betrifft, so ziehe ich den tragischen doch noch immer vor, nur etwas effektvoller gestaltet sollte er sein und ich werde darüber so nebenbei nachdenken.

Was ich für Laube diesen Winter in meiner Not und Verzweiflung zusammengestoppelt, scheint mir jetzt ganz verwerflich und unbenützbar.

9. September.

Geburt meines ersten Kindes, meines Töchterchens Georgine. Wie erschöpft durch die Aufregung ich mich auch einige Tage gefühlt, die Freude und das Entzücken überwiegen doch alles, geben für alles Ersatz. Mit meiner Arbeit (Rudolf von Erlach) kam ich lange nicht von der Stelle, seit kurzem aber bin ich so damit zufrieden, daß ich nicht mehr an dem schließlichen Gelingen zweifeln darf. Das Stipendium fällt auch dieses Jahr mir zu, was unter den obwaltenden Umständen recht erfreulich ist, da ich das Bittere davon doch schon voriges Jahr hinabgewürgt habe. Es ist mir wie ein Traum, daß ich nun wirklich Vater bin; ich bin überhaupt von dem Ereignis, der Aufregung, Angst, Freude, Nachtunruhe, Sorge und Pflege noch wie betäubt und bedarf — gleich der Wöchnerin — der Erholung.

Salzburg.

Im Oktober Reise mit Frau und Kind nach Salzburg, wo meine Frau für die Wintersaison engagiert ist. Im Laufe des Winters hoffe ich doch mit „Erlach" fertig zu werden; wenn er nur dann auch alle Anforderungen befriedigend, ausfällt. Die Elemente dazu enthält der Stoff alle, aber eben die Fülle desselben ist's, die mich oft erdrückt und sich nur schwer in den knappen Rahmen eines Dramas

Digitized by Google

drängen läßt. Bei Laube aber ist es schwer, die Frage zu beantworten: Welcher Stoff mit Gewißheit auf seinen Beifall rechnen kann? In meiner „peinlichen Verschollenheit" that es mir recht wohl, durch Zufall eine Nummer des „Botschafters" zu Gesicht zu bekommen, in welchem in einem großen Feuilleton von einem mir ganz Unbekannten die „Zauberin am Stein" warm gelobt und mein Streben recht freundlich anerkannt wird.

Vor einigen Tagen ist Weilens „Edda" im Burgtheater nach einer Zeitung, die ich gelesen, mit außerordentlichem Erfolg gegeben worden. Dann steht es sehr traurig, wenn gerade solche ernste Stücke gefallen; ich halte es, bei ganz unparteiischem Urteil, für ein schwaches, banales Stück.

Salzburg, 6. Dezember 1864.

Laubes „Widerruf" (bezüglich der „Zauberin am Stein") hat eine wahrhaft niederschmetternde Wirkung auf mich gemacht. Lewinskys Schreiben hatte so schöne Hoffnungen erweckt, die nun grausam zerstört wurden und deren Erfüllung gerade jetzt von glücklichster Bedeutung gewesen wären, obgleich auch damit ohnehin ein Opfer der Ueberzeugung verbunden gewesen wäre. Diese hat sich nur leider zu sehr bewährt; denn den fehlenden Erfolg in Hamburg schreibe ich größtenteils der unbefugten, gewaltsamen und vielleicht lächerlich angebrachten Umänderung zum glücklichen Schlusse zu — wer weiß, was sonst noch für sinnzerstörende Kürzungen und Aenderungen vorgenommen wurden! Eine Aenderung hätte nur durch meine Hand möglich gemacht werden können und auch durch manchen Strich in den ersten Akten vorbereitet werden müssen. Aber ich darf und will den Mut nicht sinken lassen. Lewinsky dank' ich jedenfalls für seinen Eifer und guten Willen. Ich will suchen, alles mit männlichem Gleichmut zu tragen und wenigstens größer zu sein als mein Unglück. Die Erfahrungen übrigens nützen nichts. Dem einen glückt es bei jedem System, dem andern bei keinem, wie das Glück will. Einen unglücklicheren Stoff als „Edda", unsympathischere Personen, peinlichere Verhältnisse gibt es nicht und der Ausgang ist doch nicht versöhnend. Dennoch protegiert es Laube — während die „Zauberin" brach liegt. Ich will für dieselbe bei Laube nichts mehr thun. Im besten Falle würde er wieder andre Umänderungen vorschlagen, auf die ich nicht nur auf keinen Fall eingehen würde, sondern ich will auch von der Umarbeitung des vorigen Jahres durchaus nichts mehr wissen und bestehe wieder mehr als je auf dem tragischen Schluß. Jene Umarbeitung war eine dichterische Feigheit, ist ganz und gar verwerflich und nur durch die Bedrängung jenes Augenblicks zu ent-

schuldigen. Ueberhaupt würde ich nur, wenn das Stück bestimmt an einer Bühne von Bedeutung aufgeführt werden sollte, die letzte Scene in eine effektvolle Volksscene umzugestalten suchen, damit das Stück nicht so elegisch lyrisch, sondern dramatisch bewegt endet. Aber sterben muß Margarete!

22. Dezember.

Ich habe nun die Arbeit des Erlach gegen die des „Königsrichters" vertauscht und bin damit sehr zufrieden. Doch ist Erlach nicht aufgegeben, hin und wieder will ich auch ihm einen Zug hinzufügen. Aber rascher geht's mit dem „Königsrichter".

1865.

Jänner.

Meiner Frau Gesundheitszustand flößt mir immer ernstere Besorgnisse ein. Ihr Husten will gar nicht vergehen. Auch mit meinem katarrhalischen Zustand will es nicht besser werden; es ist das einmal ein chronisches Leiden, das ich wohl niemals losbringen werde und das mich immer in vielem hemmen wird. Ich sehe überhaupt, daß der Mensch nicht gar viel vom Schicksal begehren darf, froh sein muß, wenn er nur etwas hat, was ihn erheben und trösten kann. Ich habe das Erblühen meines Kindes und die neue Freude an der Arbeit. Mit derselben geht es, seit ich den „Königsrichter" vorgenommen, gut. Ich kann sehr zufrieden mit mir sein; denn ich mußte mich erst wieder hineindenken, was fertig war, völlig umarbeiten, da ich die Prosa an die Stelle des Verses gesetzt habe, da dieser Stoff die Schönrednerei nicht verträgt, sondern vor allem Charakteristik und warm pulsierendes dramatisches Leben will. Lang wird das Stück wohl auch so, aber das macht mir den geringsten Kummer; denn Kürzen und Zusammenziehen ist keine Hexerei.

Das glaube ich sagen zu dürfen: die ersten zwei Akte sind eine imposante Arbeit und übertreffen alles, was ich schuf. Gott gebe Glück zur Vollendung und bewahre mich vor allem vor verdüsternden und erschütternden Eindrücken, die ich doch fürchte, obwohl ich ernstlich bestrebt bin, das Gesetz zu erfüllen, das ich mir selbst gegeben. Es heißt: unerschütterliche innere und äußere Ruhe! Will sehen, wie weit ich damit komme und ob ich nicht nach und nach die düsteren Wolken verscheuchen kann, die an unserm Horizont stehen. Man soll nicht alles zu tragisch nehmen, man schadet dadurch nur sich selbst und den andern. Neulich fühlte ich wieder einmal den großen Dichtergenius in mir erwachen, doch im selben Augenblick mußte ich schmerz-

Digitized by Google

lich lächeln in Erinnerung, wie oft diese „Begeisterung“ schon aufflammte und resultatlos blieb. Hoffentlich wird sie es diesmal nicht bleiben, aber bei meinen Erfahrungen ziemt mir allerdings Demut; und die Welt hat noch nicht nötig, in Aufregung zu geraten wegen der „Vorbereitung auf einen großen Mann“ — dahin habe ich noch sehr, sehr weit, auch wenn ich wieder ein paar bedeutende Dramen vollende. Was den „Königsrichter“ betrifft, so ist es ein gutes Omen für ihn, daß ich für den Charakter wahrhaft erwärmt bin, trotzdem er für Oesterreich kämpft, es muß also was besonders Anziehendes an ihm sein, oder ich besitze doch auch eine starke erfreuliche Dosis von Goethes Objektivität; ich glaube, beides ist der Fall.

März.

Tod meines Schwiegervaters, des Barons Binder von Krieglstein.

Meine Frau ist auch so leidend, hustet die ganze Nacht und fiebert oft. Mein nervöser Zustand wird auch nicht besser. Ich wundere mich nur eigentlich darüber, daß ich mich noch so weit erhalte. Was müßte ich thun, wenn ein Gutzkow — der gefeierte, schlagfertige Held der Reklame — Hand an sich selbst legt?

Im April.

Reise von Salzburg nach Schloß St. Georgen in Steiermark.

Familienbrief. Schloß St. Georgen, 30. Mai 1865.

Teure Eltern! Teure Lina! Euer Brief hat meinem Herzen recht wohlgethan. Wenigstens habe ich jetzt den Trost, daß es Euch noch erträglich geht. Freilich wird Linas Versicherung, daß sie sich ganz glücklich fühle, bedeutend beeinträchtigt durch das liebevolle, nicht zu verkennende Streben, trübe Gedanken von mir fernzuhalten und mir die Besorgnis um sie auszureden. Aber der Mensch glaubt gern das, was er sehnlichst wünscht, — und so glaube auch ich jetzt, zwar nicht, daß Lina sich halbwegs glücklich fühlt, aber doch, daß sie ihr Schicksal mit höherem Mute erträgt und jene kleinen Freuden und Erholungen, die auch dem Betrübtesten bisweilen sich bieten, nicht von sich weiset. Gewiß, der heitere Himmel dieser herrlichen Maitage, das grüne Laub im milden Abendsonnenstrahle, die Zudringlichkeit der lieben Sperlinge im Stadtpark, die hellen Mondnächte, die laue, blütengeschwängerte Luft haben ihren besänftigenden Einfluß wohl nicht verfehlt und mindestens verzehrenden Gram in stillere Melancholie umgewandelt — in eine gewisse poetische Melancholie, wie ich hoffe, die man im Leben nicht einmal ganz missen möchte.

Ein Winterengagement für sie scheint mir nur wünschenswert, wenn der Stand ihrer physischen Kräfte es gestattet. Aufrichtig gesagt, ich fürchte mich ein wenig davor, wie vor allem, was wir unternehmen. Mir ist oft, als könnten Veränderungen für uns nur Verschlimmerungen sein, und so kommt es, daß der Stillstand aller Dinge mir meist jetzt schon als das kleinste der Uebel erscheint. Aber ich weiß, daß das nicht recht und nicht gut ist, denn einen eigentlichen Stillstand gibt's doch nicht im Leben, und wollen wir uns nicht vom Fleck bewegen, so faßt uns endlich das Schicksal mit starker Hand, und dann geht es meistens am allerschlimmsten. Ich schließe Euch alle drei in meine Arme und bin

Euer getreuer

Franz.

13. Juni.

Marguerite fühlt sich zum zweitenmal Mutter. Wir sind in der höchst eigentümlichen Lage, das völlig entschuldigen zu müssen. Mein Gott! ich weiß es wohl, daß, wer die Verhältnisse kennt, darüber die Hände über dem Kopf zusammenschlagen muß. Aber wir haben uns lange bezwungen — aus Furcht vor dem Eintritte eines solchen Ereignisses mehr als ein halbes Jahr fest widerstanden. Und nun — das Wiedersehen nach einer, wenn auch kurzen Trennung — die Freude darüber — und das Verhängnis erfaßt uns und spricht das „Werde" aus, an dem sich ein neues Leben entzündet! Sind wir sehr zu verdammen? — Wohl schäm' ich mich — ja, ich schäme mich und mein Stolz fühlt sich gedemütigt von dem Gedanken, daß der Mensch, auch wenn er sich dagegen sträubt, nur so der Spielball des Naturgesetzes ist, das oft seiner heiligsten Gefühle sich zu bedienen weiß, um ihn zum Sklaven zu machen, der nicht mehr sein eigenes Schicksal zu lenken vermag. Andrerseits schäme ich mich auch nicht minder, jetzt darüber zu klagen, was geschehen zu bedauern und es als „Kalamität" anzusehen — es scheint mir feig und erbärmlich; denn der Natur gehorchen heißt doch eigentlich nur, sich Gott unterwerfen, und an dem großen Schöpfungsprozeß Anteil nehmen, ist doch auch wieder gewiß keine Schande. Und dann, wenn ich mein liebes, kleines Mädchen anschaue und ihre lieben, blauen Aeuglein mich freundlich anlachen — und ich mir denke, das holde Wesen war vor anderthalb Jahren auch nur so, wie jetzt das Schwesterchen oder wie ich jetzt lieber möchte „Brüderchen" in spe, und dieses Brüderchen werde vielleicht auch zu einem so lieblichen Geschöpf sich entwickeln, so verscheucht diese Betrachtung fast meine Bekümmernis, tröstet mich in der

Digitized by Google

Betrübnis, die ich der materiellen Konsequenzen wegen und mehr noch um der neuen Leiden und Gefahren Margaretens empfinde.

27. Juni.

Ich fühle mich krank und kann mich eigentlich jetzt nicht schonen, da ich angestrengt arbeiten sollte. Ich werde meine Verpflichtung dem Stipendium gegenüber nicht erfüllen können, wenn ich mich auch auf den Kopf stelle oder mit diesem an die Wand renne. Meine ehrlichsten Bestrebungen scheitern teils an dem Zustand meiner Gesundheit, teils an mancherlei Gemütsleiden. Und man glaubt vielleicht von mir, ich schwelge im Glücke des dolce far niente und vergesse darüber ehrlos die Pflichten, die mir obliegen. Mein Gott! ich möchte so gern, so gern nicht kleinmütig werden, so gern mit stoischer Ruhe über das alles weggehen, alles — es komme, was da wolle, über mich hingehen lassen. Ich klage auch nicht um *mich*, nicht um mein halbverlorenes Leben, nicht um die Niederlage meines Geistes, der doch zu Großem bestimmt war, um nichts, nichts, was mich betrifft. Nur eins ist, was ich nicht ertragen kann, daß ich andern, die mich lieben und denen mein Herz gehört, Kummer bereiten muß.

Familienbrief. Schloß St. Georgen, 12. September.

Teure Eltern! Teure Lina! Uebermorgen werde ich bei Euch sein. Ich hoffe, mein Georginchen wird seinen armen Papa nicht vergessen, ihn wieder erkennen, wenn er zurückkommt. Den armen Papa! Laßt Euch dies Wort ja nicht verdrießen. Ich werde bei Euch und gewiß gern bei Euch sein. Ihr wißt es ja, daß und wie sehr ich Euch liebe. Aber ich werde, bei aller männlichen Fassung, die ich zu bewahren mir vornahm, die Trennung von Weib und Kind doch eben auch nicht leicht ertragen. Hat mich doch auch die Trennung von Euch oft und tief betrübt, denn alle, alle seid Ihr ja meinem Herzen unentbehrlich und teuer. Und auf das liebe Mauserl Georgine wird sicherlich niemand von allen, mit denen ich durch innige Bande verknüpft bin, je eifersüchtig sein. Den „armen" Papa darf ich mich wohl nennen, weil ich nicht *dauernd* mit all meinen Lieben vereinigt *bleiben* kann. Doch darf man sich nicht zu sehr über etwas beklagen, was mehr oder weniger fast alle Menschen im Leben trifft, wenn auch andre Menschen im Durchschnitt weniger tief und minder treu empfinden, als ich das Unglück oder — *Glück* habe — ich weiß nicht, was ich sagen soll; denn ich möchte gerade im Punkte des Fühlens kein andrer sein, als ich bin, während ich sonst gar sehr

Digitized by Google

unzufrieden mit mir und meinem Wesen zu sein Ursache habe. Und doch entspringen wieder all meine Fehler gerade der ungeheuern Heftigkeit und Tiefe meiner Empfindung. So ist der Mensch in seiner moralischen Zusammensetzung ein wunderliches Ding und strebt vergebens nach Vollkommenheit. Güte scheint Schwäche, Heroismus meist Härte zu bedingen, und selten nur gelingt der Natur ein großer Wurf, entgegengesetzte Tugenden in schöner Harmonie zu vereinigen.

Die Feier des 8. Septembers wurde, bei uns wenigstens, durch das herrlichste Wetter begünstigt. Abends war heller Mond- und Sternenschein, und ich sah, der Verabredung gemäß, Schlag acht Uhr von der Bastei des Schlosses nach dem glänzenden kleinen Wagen, besonders nach dem ersten Stern seiner Deichsel, dem Polarstern, der mein Auge gerade dahin wies, wo Ihr verweilt. Euch dachte ich mir gleichzeitig im Stadtpark. Die Mutter nennt diesen Tag einen „hervorragenden", gesteht aber selbst, nicht zu wissen „warum", und ich muß eingestehen, daß es mir eigentlich selbst so geht, da an dem Tage nie etwas besonders Merkwürdiges, weder im guten noch schlimmen Sinn, vorgefallen ist. Doch war es in früheren Jahren der letzte Theaternormatag in der schöneren Jahreszeit, also meistens auch unsre letzte Landpartie im Jahre à tout prix — oft mit Risiko roter, erfrorener Nasen. Daher entstand die Frage: Wo werden wir denn heut übers Jahr sein? und die durch unsre folgenden Reisen und Trennungen höhere Bedeutung gewann und diesem Tag etwas poetisch Weihevolles verlieh, indem wir an ihm hauptsächlich die Erinnerung aneinander feierten. Diesmal kehrt er nun schon das dritte Mal wieder, ohne daß wir ihn zusammen zubringen.

Lebt wohl und seid gegrüßt tausendmal von

Eurem getreuen Franz.

Am 14. September Reise von St. Georgen nach Wien.

Wien, 3. November.

Ich versuchte mich in die Handlung meines projektierten, modernen Schauspiels wieder einzuleben und den Plan durch Mitteilung und Besprechung auszubauen und festzustellen. Während ich mich aber so mehr und mehr von der Wirkung und dem Interesse des Stoffes für andre überzeugte und deshalb dafür selbst erwärmte, wurde ich doch frappiert von dem ungünstigen Eindrucke, den ein einziger Moment, freilich der wichtigsten einer, beinahe gleichmäßig auf alle hervorbrachte. Es war jener Moment, in welchem die Mutter ihrem Sohne als entlarvte Sün-

Digitized by Google

derin gegenübersteht und ihm gestehen muß, daß sie die Maitresse eines alten Wüstlings geworden ist. Das, meinten alle, würde, eine so erschütternde und große Wirkung es auch haben mußte, von vornherein nicht auf unsrer Bühne geduldet werden und die Zurückweisung des ganzen Stückes zur Folge haben. Und — es hilft nichts, wenn ich mich dagegen sträube, mein Gefühl und meine Erfahrungen sagen mir, daß diese Stimmen nicht ganz unrecht haben, umsomehr, als man bei mir meist einen Vorwand sucht, meine Werke zu beseitigen, und gewiß nicht geneigt ist, sie gegen Widerspruch durchzusetzen, was man so vielen andern zu Gefallen thut, wie z. B. der „Edda" Weilens, für welche Laube fast seine Stellung eingesetzt hat.

2. Dezember.

Moriz Löwy ist zurück nach Paris. Ich begleitete ihn auf den Westbahnhof. „Wollte Gott," sprach ich zu ihm, „meine liebe Frau wäre in Salzburg und ich könnte jetzt mit dir fahren, um mich zu ihr zu begeben." Salzburg! Da hatten wir doch eine kurze Zeit ein trauliches Zuhause, einen eigenen Herd! Ganz glücklich werden wir wohl niemals sein, ehe wir wieder einen solchen irgendwo aufbauen können — und wie das geschehen soll ohne Entfaltung ihres Talentes, also ohne den Einsatz ihrer Kraft und Gesundheit, das ist wohl gar nicht abzusehen; denn ich — ich werde schwerlich bald auch mit dem besten Willen und aller Anstrengung mehr leisten können, als uns das Unentbehrlichste zu verschaffen und uns periodenweise so fortzufristen.

Wenn wir uns in einer kleinen Stadt bleibend niederlassen könnten, meine Frau als Gesangslehrerin, ich inzwischen so viel Kredit gewonnen hätte, daß ich nur dann und wann nach Wien oder München zu gehen brauchte, um meine Arbeiten an Mann zu bringen und wir uns auf diese Art ein recht bescheidenes, aber gemütliches Dasein gründeten. In Salzburg könnte man mit tausend bis zwölfhundert Gulden jährlich recht passabel leben; wenn wir nur jedes die Hälfte davon verdienen könnten. Das wäre so jetzt mein Ideal!

O Margarete! Du mußt viel, viel Geduld mit dem armen Franz haben. Wahrlich, ich könnte dir's nicht zu sehr verdenken, wenn du es manchmal ein wenig bereutest, mich erwählt zu haben; denn gar so wenig erwerbsfähig dachtest du mich wohl doch nicht. Aber nicht wahr, du wirst mir daraus nie einen Vorwurf machen? Warum frage ich erst, als ob ich es nicht schon wüßte, daß du kein gewöhnliches Weib bist!

Ende 1865. Meine Reise von Wien zurück nach St. Georgen.

Digitized by Google

1866.

Familienbrief. Schloß St. Georgen, 3. Jänner.

Teure Eltern! Gestern erhielt ich von Fräulein Pauline Ulrich aus Dresden ein Telegramm folgenden Inhalts:

„Zauberin sehr gefallen. Achtmal gerufen. Für Dresden außerordentlich."

Das wollte ich Euch nur in Eile mitteilen.

Herzlichsten Gruß von Euerm Franz.

8. Jänner.

Die Rezensionen, die mir Pabst von Dresden schickt, lauten wenig günstig. Meine „Zauberin" wird jetzt Ruhe haben.

30. Jänner.

Geburt meines Sohnes Gustav.

29. März.

Es hätte mich sehr interessiert, über die Begegnung des Vaters und Halms, sowie über den Inhalt ihres Gesprächs mehr zu erfahren. Der bloße Umstand, daß er nach mir und meinen Werken gefragt, macht mich allein nicht geneigt zu glauben, daß er noch immer günstig gegen mich gestimmt ist. Daß er es war, weiß ich wohl. Gustav ist schon sehr lieb. Ich hatte auch bei ihm wie bei Georginen das Glück, sein erstes Lächeln zu erhaschen, das auf seine Lippen trat, als ich mich über ihn beugte.

Im Mai an einer Lungenentzündung erkrankt gewesen. Im Juli Vater und Schwester auf Besuch in St. Georgen.

13. Juli.

Ich glaube, daß wir schließlich jetzt einer besseren Zukunft entgegengehen, die namentlich Männern von Geist neue Bahnen eröffnen wird. Auf mich im allgemeinen haben die ungeheuern Bewegungen der Zeit eher belebend als abspannend gewirkt, wenn es auch nicht der Augenblick ist, ruhig an einem Drama zu dichten. Ich fühle mehr als je, daß ich zu großen Dingen angelegt und geboren und nur durch beklagenswerte Verhältnisse und Umstände, sowie durch eigene Irrtümer dazu verdorben bin (wer weiß, ob ganz und auf immer?), weil mein Geist an der Entwicklung in der ihm eigen-

Digitized by Google

tümlichen Richtung immer verhindert war. Ich sehe eben jetzt, wie alle Privatmisèren vor den großen Ereignissen bei mir in den Hintergrund treten und zu nichts verschwinden; daß ich meine Person gar nichts achte, wenn höhere Interessen auf dem Spiele stehen, und daß ich manchen großen Wunsch nicht unterdrücken, seine Erfüllung nicht ohne hohe Befriedigung sehen könnte, selbst wenn ich darüber mit allen, die ich liebe, zu Grunde gehen müßte.

Jede Nacht höre ich deutlich das dumpfe Rollen der Eisenbahnzüge mit Militär und Kriegsgerät — fast ununterbrochen dringt es durch die Stille der Nacht von Wildon zu mir herüber. Es ist daran etwas schaurig Poetisches, mir ist oft, als fausten Leichenzüge an mir vorüber und ich denke des Grußes der römischen Gladiatoren: Morituri te salutant! Heute nacht war ein gräßliches, stundenlang dauerndes Gewitter, der Himmel fortwährend wie in Flammen — dennoch unterschied man in dem Getöse des Sturms und durch das Rauschen des strömenden Regens hin und wieder genau von dem Rollen des Donners — jenes unheimliche Geräusch der Räder auf den Eisenbahnschienen. Da sage man noch, es gebe in unsrer Zeit keine Poesie — keine Tragik!

Im September Reise mit Frau und Kindern über Wien nach Salzburg, wo meine Frau engagiert ist.

Am 24. Oktober plötzlicher Tod meines Vaters.

Meine Reise nach Wien, wo ich den Winter mit Mutter und Schwester zubringe.

Wien, 17. November.

Gestern war G. bei mir und ich hatte mit ihm eine sehr lebhafte politische Debatte; es schmerzte mich, nicht mehr wie sonst mit dem geliebten Freunde in gleicher Gesinnung Hand in Hand gehen zu können, obgleich wir nicht über das Endziel, nur über die Mittel zerfallen sind. Wenn aber seine Stimmung, wie ich Grund habe, zu vermuten, die weiterer Kreise ist, so steht es schlecht mit meiner politischen Laufbahn, auf die ich in letzter Linie gehofft, dann bin ich wieder verdammt, wie noch stets, isoliert dazustehen — freilich wahrscheinlich wieder, um zum Schluß Recht zu behalten. Aber was frommt mir solche Befriedigung, wenn ich darüber graue Haare bekomme, ehe mein geistiges Urteil zur vollen Anerkennung kommen kann? Mein Brief ist nun bereits in Laubes Händen. Ich kann mich eines gewissen Bangens nicht erwehren, indem ich seinem Bescheid entgegensehe. Ich kämpfe gegen solche Regungen, aber Wien fängt doch wieder an, auf mich zu drücken.

Digitized by Google

1867.

Im Frühling Reise nach Graz.

Graz, April.

Ich fürchte, daß mein Geist, durch die fieberhafte und doch noch resultatlose Arbeit dieses Winters erschöpft und entmutigt, noch lange brauchen wird, sich zu erholen. Ich bin noch ganz wie betäubt und weiß wahrhaftig nicht, was ändern an dem Werke, dem so schnell ein so trauriges Los ward. Ich soll kämpfen und bin des Kampfes müde, mehr, mehr als je.

13. Mai.

Sehr beunruhigend ist der Gesundheitszustand meiner Frau; wenigstens wurde sie heute auf der Probe (vom „Pensionat") von einem Krampfhusten befallen, daß sie sich auf ein paar Tage mußte dispensieren. Wohin das führen soll, weiß ich nicht, kann aber den größten Besorgnissen mich nicht verschließen. Ich fürchte mehr und mehr, Steiermark bringt uns kein Glück, sondern ist eine Falle gewesen, in die das Geschick uns gelockt hat. Es läßt sich ganz so an, als wollte das Mißgeschick alles auf einen zerschmetternden Hauptknalleffekt in dem peinlichen Drama meines Lebens vorbereiten. In Gottes Namen! Verzweifeln hilft zu nichts! Ich bin auch nachgerade schon etwas stumpf geworden. Und doch wär' ich andrerseits, wenn's nur ein bischen heller werden möchte, wenn ich nur etwas auf die eigene Kraft und dann auch auf den Erfolg dichterischer Bestrebungen bauen könnte, fähiger als sonst, ein Glück zu genießen, weil ich jede kleine Freude jetzt mehr als früher zu schätzen weiß, wo ich noch mit stolzen Träumen an dem gewöhnlichen Erdenlose gleichgültig vorüberging. Mutter und Schwester sind auch recht zu bedauern, daß sie von einem Stück der ihnen lieben Vergangenheit nach dem andern scheiden müssen. Als ich Wien verließ, war ich durch den Reisetrubel so betäubt, daß ich nicht einmal recht mit Bewußtsein von jenen bedeutungsvollen Räumen Abschied nahm, die ich nicht wiedersehen werde. Die Grazer Gegend ist recht hübsch, aber was nützt alle Schönheit der Natur einem beängstigten Herzen? Die Kinder sind blühender als je, sie gedeihen in eben dem Maße, als ihre Eltern zu verkümmern drohen. Ich sehe überall Gewitter schon seit mehr als einem Jahre und warte nur darauf, wen der nächste Blitz treffen wird. Auf eines nur war ich am wenigsten gefaßt, daß der erste den armen guten Vater treffen würde, dem übrigens jetzt wohler ist als uns allen. Bekomm' ich das Stipendium, kann sich noch alles machen, wenn nicht, dann freilich??? Mein Geist wäre trotz seiner

Digitized by Google

zunehmenden Verdüsterung noch hell und stark genug zu einer letzten Anstrengung, nur die Ruhe des Gemüts und der Richtung gebende äußere Impuls fehlt. So hätte ich große Lust zum „Troubadour". Aber ist ein Erfolg möglich? Praktische Stoffe fehlen mir.

Graz, 24. Mai.

Ich bin seit dem Tode des Vaters wirklich etwas stumpf geworden. Oft erscheint mir seine freundliche Gestalt und ich frage mich, ob es ihn wieder ins Leben rufen könnte, wenn ich glücklich wäre, und da ich darauf mit nein antworten muß, werde ich auch gleichgültiger gegen das Glück. Zwar nicht er war es, den ich am meisten geliebt auf der Welt, aber die Thatsache, daß mit seinem Verlust der Tod in mein Leben getreten ist, macht mich erst recht an ihn glauben, läßt mir daher alles, was ist, im Lichte der Nichtigkeit erscheinen. Es ist auch Zeit, daß ich über nichts mehr unmännlich klage. Nur eines möcht' ich noch: mein Sein wahrhaft erfüllen, das heißt, auf jene geistige Höhe mich noch schwingen, für welche ich prädestiniert war. Dann komme, was wolle; dann veracht' ich die Armut, die unverdiente Schmach, alles Leiden, jeden Untergang, ja selbst das Siechtum des Leibes.

Die Schatten lassen sich nun freilich nicht mehr aus unserm Dasein bannen. Das Schlimmste ist mir doch nicht die Lage, in die ich geraten bin, das Schlimmste ist mir doch die Qual des Geistes in dieser Zeit und die Unmöglichkeit, mit allen denen, die ich je geliebt, in Harmonie zu Freud und Leid vereint eine Heimat zu finden. Und wäre das alles, er könnte es doch nicht mehr mit uns teilen, sich weder mehr am Glück seiner Kinder, noch am Erblühen seiner Enkel freuen. Das würde auch ein heiteres Leben trüben. Ja, ja, wir sind durch seinen Tod recht arme Parias geworden; die Thüre des Vaterhauses zu Wien ist für immer für uns gesperrt.

Ich muß mich sammeln und handeln. Aber schlimm ist, daß ich, je größer meine Bedrängnis wird, desto weniger fähig bin, um Brot und spekulativ zu dichten, weil ich ganz natürlich desto stärkere Mittel der Begeisterung brauche, je wüster mein Kopf wird, so daß das Höchste, Erhabenste immer das Letzte bleibt, was mich noch mächtig erregen kann. Noch ist indessen nicht alles verloren. Nur Ruhe muß ich haben, Ruhe, lange Ruhe!

1. Juni.

Schade, daß wir Graz nun verlassen müssen! Mich behandelt man hier mit viel Aufmerksamkeit; einige der hiesigen Litteraten haben mir nach Lektüre des „Perseus" und der „Dido" offen gesagt, daß

Digitized by Google

ich nach Hebbel und Grillparzer der bedeutendste Dramatiker sei, der in Oesterreich aufgetaucht und sich entwickelt hat. Aber was hilft mir das? Ich muß sogar vielen Umgang meiden, da ich gleich heiser werde und immer noch huste.

Aus einem Familienbrief. 14. Juni.

Ich bin in einer verzweiflungsvollen Lage; denn eigentlich kann ich ohne Todesangst gar nichts mit meiner Frau unternehmen. Ihr Gesundheitszustand will nicht besser werden, der Husten ist hartnäckig, so daß ein chronisches Leiden, ähnlich dem meinigen, zu befürchten ist. Sie selbst spricht den Zweifel aus, ob sie überhaupt je wieder eine Saison mit dem Singen aushalten werde. Ich fürchte, mein Kopf hält diese Qualen nicht lang mehr aus. Ruhe brauchte ich, um jeden Preis, sonst ist's aus mit allem meinem Schaffen und Streben. Ich fürchte, ich fürchte, daß es mit der theatralischen Laufbahn meiner Frau ganz aus sein könnte. Wenn meine bange Ahnung sich erfüllt, so wäre das vernunftgemäß Ratsame, im Herbst nach Wien zu gehen und dort Lektionen zu suchen, während ich, so gut es geht, die litterarische Situation ausbeuten würde (hierher gehören wohl Ausrufungs- und Fragezeichen ohne Zahl). Allein meine Mittel halten eine Uebersiedelung dahin mit Familie, Einrichtung u. s. w. nicht im entferntesten mehr aus. Also auch das fast unmöglich. Es ist furchtbar. Ich fühle es, trotz aller Zerrüttung und Krankheit, trotz aller Hoffnungslosigkeit meiner Seele könnte ich bei einiger Ruhe noch manche große Tragödie schaffen. Aber sonst kann ich gewiß nichts. Nur die großartigsten Ereignisse, nur die gewaltigsten Leidenschaften vermag ich zu schildern. Was dabei zu verdienen ist, weiß ich.

Wir sind wahre Märtyrer, meine Frau nicht minder als ich, ihre ganze Energie, ihr ganzer Mut ist gebrochen, selbst die Lust an ihrer Kunst dahin.

St. Georgen im Dorf, 21. Juni.

Seit Dienstag hier. Es könnte hier ein Paradies sein, wären wir ganz gesund, lägen nicht die Zukunftssorgen zentnerschwer auf uns und wüßte ich all meine Lieben glücklich; hätte ich ferner Bücher genug hier zu meinem Gebrauch und nach meiner Wahl!

Familienbrief. Dorf St. Georgen, 26. Juni 1867.

Liebe Mutter! Ich will nicht säumen, Dir schnell zu sagen: jetzt nach Wien zu reisen, jetzt diesen Ort, wo ich zum erstenmal seit acht Monaten mich ein wenig wohl fühle, schon wieder zu verlassen, ohne bestimmten Plan und klares Ziel in eine nebelhafte Unter-

Digitized by Google

nehmung mich zu stürzen, jetzt, wo ich vor allem die Konzentrierung des „Königsrichters“ vornehmen muß, jetzt, wo es scheint, daß mein poetischer Geist gerade in der schönen Einsamkeit erwacht, wo ich nach nichts anderm lechze als nach Ruhe und Arbeit — dazu kann ich mich wohl nicht entschließen, so edelmütig Moriz' Aufforderung auch ist, so gern ich ihm dafür persönlich die Hand drücken möchte. Erlaß mir, alle Gründe dagegen anzuführen. Ich kann jetzt nicht fort — jetzt nicht — kann nicht — ich bin ohnehin wie ein gehetztes Tier, das ermüdet zusammengebrochen ist und lieber den Tod, den ihm die Jäger drohen, erwarten möchte, als wieder aufjagen aus seiner Rast. Gönnt mir Atem zu schöpfen, ich bitte Euch — hier vollend' ich wohl wieder ein Werk. Wie sehr ich mich dazu abschließen muß, wißt Ihr durch diesen Winter. Laßt es mich noch einmal. Dann meinetwegen hinaus — zum Siege oder zum letzten Verderben. Ich fühl's, es ist für mich nur eine Rettung — die neue, volle Entfaltung meiner geistigen Kräfte. Laßt sie mich versuchen. Mißkennt mein Wesen nicht, indem Ihr Unmögliches ratet. Wenn ich sage: „Ratet mir nicht Unmögliches“, so meinte ich nicht die Reise nach Wien, sondern die Idee, daß ich dort eine Anstellung suchen soll. Ich kann keiner vorstehen und der Versuch dazu würde mich in das Irrenhaus führen. Für meine Frau aber wäre erst der Herbst die Zeit, sich nach Gesangslektionen umzusehen, sei es in Wien, sei es in Graz. Ich habe Verbindungen mit einigen dortigen Litteraten angeknüpft. Ich wurde aufgefordert, an einer belletristischen Zeitung mitzuarbeiten. Sacher-Masoch, der im Herbst nach Prag reiset, hat mir versprochen, all seine dortigen Verbindungen zu nützen, um meine „Dido“ zur Aufführung zu bringen, für die sich auch die Versing-Hauptmann lebhaft interessiert. Sacher-Masoch hat mir auch seine guten Dienste angeboten, wenn ich novellistische Arbeiten sonstwie in die Oeffentlichkeit bringen will. Ihr seht, daß ich Sammlung, Ruhe — nicht Unruhe und planloses Hin- und Herirren — brauche. Ich habe hier sie gefunden, wie noch nie, sie augenblicklich wieder zu zerstören, wäre vielleicht von verderblichen Folgen. Mit einem Wort, ich fühle, daß ich jetzt nach langen fruchtlosen Experimenten ganz in der Situation bin, wie sie mir zusagt, und spüre auch schon die guten Wirkungen. Soll ich im Keime schon sie mir wieder zerstören? Seit ich hier bin, ist mir, als ob alle wohlthätigen Geister mir wieder nahten, mein Kopf wird wieder hell und das Licht darin brennt wieder verheißungsvoller. Ich fürchte mich, durch einen plötzlichen Ruck, durch eine jähe Veränderung es wieder auszulöschen oder doch matt brennen zu machen. Meine Gesundheit hat auch dringend wieder

Digitized by Google

einen Landaufenthalt und den damit verbundenen Frieden gebraucht. Ich war in Graz die letzte Zeit schon in einem fast bedauernswerten Zustande; mein Halsleiden hatte sich derart gesteigert, daß ich tagelang gar kein Wort sprechen konnte und selbst dem kleinen Verkehr mit den Grazer Litteraten nicht gewachsen war. Ja, wenn ich einen ganz bestimmten praktischen Zweck verfolgen könnte, dann wär' es Pflicht, nach Wien zu gehen. Aber das steht mir als unerschütterliche Ueberzeugung fest, daß ich einem Amte nicht vorstehen, eine bestimmte Verpflichtung nicht übernehmen kann — dermalen wenigstens nicht, so lange nicht, bis ich ein andrer Mensch geworden bin, was immer schwerer wird, je mehr man altert. Es mag traurig sein, aber ich bin nun einmal zu nichts tauglich, als freier Schriftsteller zu sein — frei, nicht aus Bequemlichkeit, nicht aus Eigensinn oder Stolz, sondern weil ich nicht arbeiten kann, was man mir aufgibt, und wär's das Leichteste für einen andern, sondern nur das, was — ich möchte sagen — der Geist mir eingibt. Ich glaube, eine so von der Inspiration abhängige Natur, wie die meine, hat es noch gar nicht gegeben. Ich würde mit dem kleinsten Konzepte in einem Bureau nicht genügen, obgleich ich noch immer, wenn die Begeisterung mich faßt, schwungvolle Verse produzieren kann, wie ich vor ein paar Tagen über hundert in einem Zuge schrieb. Ich könnte vielleicht bei meinem politischen Instinkte, bei der Tiefe und Konsequenz meiner Ueberzeugungen Großes leisten, wenn ein Journal bedingungslos mir zur Verfügung stünde, mir seine Spalten öffnete, wann und wofür ich wollte. Aber ein Journalist im gewöhnlichen Sinne vermag ich nicht zu sein, ja, würde verblüfft dasitzen und verzweiflungsvoll an der Feder kauen, wenn eine Depesche hereinfiele wie der Blitz und der Moment von mir den Artikel in konventioneller Form fordern würde u. s. w. Mein Gott! muß ich denn Euch und meinen nächsten Freunden den Schlüssel geben zu meinem Naturell? Begreift Ihr nicht, daß es gewaltsam biegen wollen nur es brechen, nur eine Katastrophe beschleunigen hieße, die lang genug vorbereitet, doch vielleicht noch hintanzuhalten ist — eine Katastrophe, aus der ich nicht lebend, nicht mit lebendigen Sinnen wenigstens hervorgehen würde? Ich kann nur siegen auf meine Art oder muß fallen. In einer Weise überschätzt Ihr mein Wesen, indem Ihr mir Fähigkeiten zumutet, von denen ich nicht eine Spur besitze, andrerseits stellt Ihr mich niedrig in einer für mich fast demütigenden Weise, indem Ihr mir nicht zutraut, daß auch ich selbst im stande bin, mir all die furchtbaren Gründe vor Augen zu halten, die Eure Ansichten mit ihrem ganzen Gewichte unterstützen, indem Ihr mir nicht glaubt, wenn ich Euch dessen-

Digitized by Google

ungeachtet sage, daß noch gewaltigere in der andern Wagschale liegen. So leicht ist eben meine Lage nicht zu beurteilen, so leicht nicht zu bestimmen, was sie erhellen kann, sie ist keine einfache, sondern eine sehr komplizierte, ja außerordentliche, in die ein ganz eigentümlicher Mensch hineingebannt ist.

Am folgenden Tage.

Ich habe nun auch diesen Seelensturm überwunden. Als heute der Morgen graute und in der alten Linde vor unsrem Hause mindestens hundert Vögel ihren Gesang anstimmten und die Sonne dann so heiter hereinschien, da wurde es auch in mir heller. Ich ging an die Arbeit, den „Königsrichter". Obgleich ich selbst auf das Stück keine großen Hoffnungen setze, so muß die Einreichung doch im August erfolgen, weil Laube sie erwartet und weil ich im schlimmsten Falle doch hoffe, daß er die Arbeit achten und sollte er sie nicht aufführen, dadurch geneigter werden wird, etwas andres für mich zu thun. Nachdem ich gearbeitet hatte, erhielt ich die erste Nummer der Grazer „Gartenlaube" in ihrer neuen Gestalt, eine ältere Skizze von mir darin abgedruckt. Ich fand das Blatt zu meiner angenehmen Ueberraschung durch ein Gedicht von Hamerling eröffnet, das wunderschön ist, und, indem es die Tendenz des Blattes poetisch verkündet, sehr mit meinen Gesinnungen harmoniert. Ein Gedicht desselben Dichters über die Königskrönung in Ungarn hat mich entzückt und ich bedaure, daß ich diesen bedeutenden Mann nicht in Graz kennen lernte, weil er aufs Land hinausgezogen war. Ich muß schließen. (Meine Frau braucht wöchentlich fünf Gulden und da essen wir sehr gut und viel.) Ich wollte, ich könnte Euch manchmal von dem schönen Grün, dem Waldesdunkel u. s. w. etwas zuschicken.

Es grüßt und küßt Euch vielmals

Euer Euch liebender Franz.

Familienbrief. Dorf St. Georgen, 26. Juli 1867.

Meine Teuren! Ihr werdet sagen: Lebt unser Franz denn noch? — Er lebt — und hat nie öfter und inniger an Euch gedacht, als in der letzten Zeit. Auch an den Vater! Vorzüglich war es die Erinnerung an ihn, der Schmerz um ihn, der mich unwillkürlich so heftig übermannte wie noch niemals. Das geschah nämlich vorigen Sonntag, dem Jahrestag seiner Ankunft mit Lina in St. Georgen. Gerade um die Stunde, zu welcher ich ihn und Lina in jene Zimmer des Schlosses eingeführt hatte, welche auch Lina lieb geworden sind, befand ich mich in diesem Jahre wieder in denselben

Digitized by Google

und das ergriff mich plötzlich so, daß ich forteilen mußte, um nicht in Thränen auszubrechen, hinaus ins Freie mit dem Herzen, das fast zu brechen drohte. Ich küßte einsam und ungesehen den Griff seines Stockes, den ich bei mir hatte und auf den sich so oft seine treue Hand gestützt. Denselben Kultus treibe ich zu Zeiten mit seinem alten Spiegel; es ist mir oft, als müßte daraus sein liebes Gesicht herausssehen. Ich will die beiden Gegenstände als Reliquien treu bewahren.

Ich werde in den nächsten Wochen viel Arbeit haben. Der Redakteur der Grazer „Gartenlaube" hat mich nämlich gebeten, da meine erste Skizze ansprach, ihm für die Monate August und September eine ganz kleine Novelle, zwei bis drei Skizzen und zwei Aufsätze zu liefern, wofür er mir siebzig bis achtzig Gulden zahlen will, allerdings ein sehr kleines Honorar, welches ich mir aber doch verdienen möchte, schon aus dem Grunde, weil der Anfang auf diesem Felde mich zu weiterem ermuntern würde und weil ich dann vielleicht von Neujahr an doch monatlich etwas daran verdienen kann, ohne mehr als den dritten Teil meiner Zeit darauf zu verwenden. So könnte ich aber Kredit und dadurch auch für andre belletristische Blätter Arbeit bekommen; es ist das fast der einzige, wenn auch schwache Lichtstrahl in meiner Lage.

Am 3. August schon erscheint meine zweite, fast fertige Skizze.

Für den 24. August möchte ich gern einen Aufsatz schreiben: „Am frischen Grabe Lenaus" und darin den Moment aus meinem Leben schildern, als wir in Weidling abgeschlossen von der Welt lebten und eben mit schwärmerischem Entzücken die „Albigenser" lasen, als das Begräbnis des Dichters stattfand, von dem die Bauern als von einem verrückten Studenten uns erzählt hatten. Ich schicke Euch nächstens den Aufsatz. Nun zum Schlusse noch eine große Bitte. Wenn wirklich, wie es kaum zu bezweifeln ist, noch so ein armes, unglückliches Geschöpfchen zur Welt kommt, so sind wir mit dem Bettzeug sehr in Verlegenheit. Wenn Ihr davon etwas Ueberflüssiges haben solltet, so wären wir Euch sehr dankbar dafür; auch etwas Abgelegtes für die Kinder. Ich, der ich bald ein ganzer Bettler sein werde, wenn's schlimm geht, muß Euch, die halben Bettler, schon anbetteln, nur will ich auf keinen Fall, daß Ihr Euch nötiger Sachen beraubet. Tausend Grüße von Eurem Franz.

Der 24. August 1850.

Eine Erinnerung kommt über mich. „In der Jugend goldenen Tagen" — so singen die Dichter. Die Jugend Oesterreichs sah nichts

Digitized by Google

von goldenen Tagen; jene *edlere* Jugend unsres Vaterlandes, deren Entwicklung in die traurigen, eisernen und bleiernen Tage der blutigen Reaktion fiel. So manches zarte Knabenherz war eben erst flügge geworden, versuchte mit schüchterner Freude zum erstenmale die Schwingen der Begeisterung, als sie mit grausamer Scheere schon ihm kurz gestutzt wurden. Wie viele, viele große Kinder hatten doch das glühende Gestirn, welches plötzlich am europäischen Horizont aufgestiegen war, als die aufgehende Sonne der Freiheit begrüßt und sich schmerzlich überzeugt, daß es nur ein unheilverkündendes Meteor gewesen war; der Feuerschein, der dem Prairienbrande vorhergeht, dessen Wut bald die wild aufgeschossene, aber doch herrlich grüne Hoffnungssaat verzehren und verheeren soll! Darüber war manches starke *Mannesherz* gebrochen. Wie mußte dem *Knaben* zu Mute sein, der aus der Schulstube heraus, den Kultus seiner Griechen und Römer in der Brust, einen ersten Blick in *seine* Zeit gethan, mit aller Inbrunst einer ersten Liebe und auch noch mit dem Spieleifer, den er kaum abgestreift, für „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" mitgeschwärmt hatte und eines Morgens plötzlich die ganze farbenprächtige, glänzende Phantasmagorie verschwunden und versunken fand, als wäre er aus einem wüsten, aber doch schönen Traume erwacht! — — Allein er hatte *nicht* geträumt. Davon überzeugte ihn der eherne Tritt der Militärpatrouillen, welcher von dem harten Pflaster der Kaiserstadt dröhnend widerhallte, die Gewehrpyramiden der auf den Hauptplätzen bivouakierenden Truppen, der scheue Blick der Zivilisten, die flüchtigen Grußes aneinander vorüberhasteten, die abgesperrten Thore, die Plakate an den Ecken, die den Belagerungszustand verkündeten, daneben die ersten *Todesurteile* des Kriegsgerichts! — Es waren unglückliche, bedauernswerte Menschen, diese Messenhauser, Becher, Jellinek und wie all die andern hießen, die ihren grundehrlichen Enthusiasmus für Volksrechte mit ihrem Leben büßen mußten. — Aber der Knabe hielt sie für Helden, stellte sie seinen erhabenen Griechen und Römern gleich, weinte so bittere Thränen um sie, wie die trauernden Schüler um ihren Sokrates, wie die armen Bürger Roms um ihre beiden Gracchen. — Ja, er war furchtbar, dieser letzte Oktobermorgen, und keiner, der ihn miterlebt hat, wird denselben jemals vergessen. Er glich wie eine Photographie frappant jenem andern, ebenso düsteren, den Goethe uns in seinem „Egmont" so wunderbar schildert: dem Morgen in Brüssel nach dem Einzuge Albas.

Fast zwei volle Jahre waren dahingegangen seit jenem Schreckensmorgen. Der inzwischen zum Jüngling entwickelte Knabe hatte ihn

noch nicht verwunden; nein, denn er war krank geworden an jenem Morgen mit seinen trüben Folgen, krank, ja tief krank im zarten Gemüte. Er flüchtete aus der ihm öden Stadt, in welcher sich schon wieder das „Phäakentum", jetzt widerlicher als jemals, zu regen begann. Er flüchtete, während noch immer von Zeit zu Zeit kaum mehr beachtete Todesurteile an den Straßenecken prangten, während die unselige Konkordatspolitik schon ihre Schatten vorauswarf. Hinaus in die ländliche Einsamkeit zog es den Jüngling. Dort wollte er, hermetisch abgeschlossen von der Welt, nur seinem „Weltschmerz" leben — und der Poesie.

Nicht weit von Wien, nahe der mächtig hinrauschenden Donau, im Schatten der Berge des Wienerwaldes, zwischen hellen Rebenhügeln und saftgrünen Matten — am Eingange eines gar lieblichen Thales — liegt anmutig, von Gebüschen versteckt, ein stilles Dorf. Das wählte der Jüngling zu seiner Eremitage. Aber er war nicht ganz einsam. Seine Mutter, seine Schwester, noch ein Kind, und ein geliebter Freund gleichen Alters, gleicher Gesinnung und Stimmung teilten mit ihm die ärmliche aber trauliche Wohnung in einer Bauernhütte, welche ganz am Ende des Ortes, einer von demselben fast abgetrennten, wie verstreuten Häusergruppe angehörte. Daran vorüber murmelte ein Bächlein. Nur ein paar Schritte weiter, jenseits des Bächleins, um eine Hügelecke herum, trat man in eine kurze aber dunkle, tiefschattende Allee von Kastanien. Sie führte zum Friedhof, dem schönsten, freundlichsten, welchen jemals ein Auge gesehen hat. Dort liebten es die beiden jungen Freunde, sich zu ergehen, um mit melancholischen Gesprächen von der trüben Zeit und der begrabenen Hoffnung der Menschheit ihren eigenen Gram zu nähren. So auch am 24. August 1850. Es war ein wunderbar heller, ein duftender, tauender Morgen. Endlich einmal die Friedhofspforte offen; sie wandelten von Grab zu Grab, lasen die Inschriften, stellten Betrachtungen an, wie sie mit dem Orte und ihrer Stimmung eben harmonierten. Ein ziemlich stolzes Mausoleum, hervorragend über all die bescheidenen Hügel mit Kreuzen, zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sonderbare Zeichen glänzten in Gold von der schönen Marmorplatte. Es waren orientalische Sprüche, die ein berühmter Gelehrter sich auf das Denkmal über seiner noch *leeren* Gruft hatte setzen lassen. Denn der Mann hatte die seltsame Laune gehabt, noch bei Lebzeiten die letzte Ruhestatt sich selbst zu bereiten und nach seinem Sinn auszuschmücken. Daneben war ein ganz frisches Grab eben erst ausgehöhlt worden und harrte, weit gähnend, mit Leiter und Brett auf den nahenden, stillen Bewohner. Die beiden Jünglinge

Digitized by Google

wußten nicht, warum sie sich so eigentümlich tief ergriffen fühlten, während sie in diese Grube hineinstarrten?

Die Sonne fing schon an heiß herabzubrennen; sie kehrten heim. Hier hörten sie von einem wunderlichen Gerücht, das durch das Dorf ging: es werde nachmittags eine sehr schöne, große „Leiche“ geben, wie man bei uns zu Lande ein Begräbnis nennt. Drüben über dem Hermannskogel und Kahlenberg, im Tollhaus zu Döbling sei „ein Student gestorben, der über dem zu vielen Studieren verrückt geworden sei“.

Wohl möglich! — sprachen die Jünglinge, fast mit sarkastischem Lächeln; wußten sie doch vom „Schulbüffeln“, vom ertötenden Gedächtniszwang in Oesterreich auch ein Lied zu singen. Doch kümmerten sie sich nicht weiter um das Gerücht; denn es lag ihrem Wesen ferne, dem „Spektakel“ nachzulaufen. Sie beschlossen im Gegenteile, den Tag recht zurückgezogen im Hause zuzubringen und zu lesen. Der Freund hatte Bücher mit aus der Stadt gebracht, aber keine Zeitungen. Denn sie wollten nichts wissen von dem, was da draußen vorging unter den Menschen. Dachten sie ja, daß es nichts Gutes sein könne. Sie griffen aus den Büchern auf gut Glück eines heraus. Der Name des Autors sah sie völlig fremd an. Sie hatten ihn noch nie gehört, es war sein erstes Werk, das vor ihr Auge kam: „Die Albigenser“ von Nikolaus Lenau!!

Sie sahen sich einen Augenblick fragend an; dann begannen sie zu lesen — den „Nachtgesang“.

„O gläub'ger Hohn! O bitterste Satyre
Auf diese Welt voll Haß und Feindeswut,
Wenn der Chinese sich dem grimmsten Tiere
Vertraut und sich begibt in seine Hut,
Wenn er für sich, die Seinen, Haus und Feld
Zum Schutzgeist den verstorbnen Tiger wählt!“

Wie fesselte sie gleich dieses großartige Präludium, wie sprach der Dichter ihnen aus der leidgetränkten Seele, da er den „Tigergeist“ sich zum Genossen wünscht.

„Mit Geisterkrallen, unsichtbarem Rachen,
Mir den Gedankenherd treu zu bewachen,“

da er den Tigergeist anruft, wie sonst die Sänger ihre holde Muse, dem Liede nachzuhelfen, das er anstimmt in tyrannos. Wie tief bewegt fühlten sie sich von der schaurigen Klage:

Digitized by Google

„Millionen wunde Herzen seh' ich bluten,
So viele Thränenströme seh' ich fluten,
Von frecher Willkür rings die Welt zerrüttet,
Der Menschheit Freudenschlösser rings verschüttet,
Ich seh' gepeitscht von hochgestellten Zwergen
Gefangne Riesen, knirschend ihren Schergen.
O Welt! aus allen Wüsten möcht' ich holen
Die Tigergeister dir zu Apostolen!"

Welch ein Aufschrei der tiefsten Not, des höchsten Zorns! — Aber viel edlere, reinere Stimmungen sollte das Gedicht, welches ein Zufall in ihre Hände gespielt, in ihrer Brust erwecken: Die heiligste Begeisterung, den schönsten Opfermut, die unbesiegbare Hoffnung. Mit jedem Gesang, den sie lasen, schlugen ihre Herzen höher, und weiter drängten sie mit Begierde, mit immer wachsendem Feuereifer. Es war „das hohe Lied der Freiheit", dem sie lauschten. Ja, ein hohes Lied der Freiheit, wie kein zweites in der Weltlitteratur, ein neues Evangelium, das ein Dichterprophetenmund verkündigte, durch „Nacht zum Lichte" weisend. — — Leider war seine Stimme ungehört geblieben, denn bis heute ist das erhabene Buch noch nicht zum Gemeingut der deutschen Jugend Oesterreichs geworden, die pokulierend und singend für so viele Phrasen schwärmt. Heute noch ist es fast ausschließlich der Lyriker Lenau, den die gebildete Welt verehrt. Doch für jene Jünglinge hatte er sie nicht vergebens gesungen, seine herrliche „Albigenserschlacht", nicht sie bedurften der ernsten, dringenden Mahnung:

Es weile auf der Vorwelt unser Blick,
Die Vorwelt soll uns tief im Herzen wühlen,
Daß wir uns recht mit ihr zusammenfühlen
In ein Geschlecht, ein Leben, ein Geschick.
Geteiltes Los mit längst entschwundnen Streitern
Wird für die Nachwelt unsre Brust erweitern,
Daß wir im Unglück uns prophetisch freuen,
Und Kampf und Schmerz, sieglosen Tod nicht scheuen.
So wird dereinst in viel beglückten Tagen
Die Nachwelt auch nach unsrem Leide fragen.

Wie entzündete sich ihre Phantasie an der kühnen des Dichters; wie kämpften sie ihn im Geiste mit, den großen Kampf, den er schildert; wie sahen sie all die gewaltigen Bilder, die imposanten Scenen lebendig vor sich: den „Traum" des Papstes Innocenz, wie er in bitteren Sorgen „der Kirche kranken Atemzug bewacht" wie:

Digitized by Google

„der Blutgedanke stürmt an seinem Herzen", — „mit Glut und Schwert die Ketzer auszumerzen" —; die „Höhle" tief im Walde, wohin die verfolgte Gemeinde sich flüchtet; das „Glaubensbekenntnis" des Neophyten, der in den Bund der „Freien" tritt, sich von ihnen „und sei's zum Tode" weihen läßt; die Genesis des „Giftmolchs Inquisition"; das „Interdikt", welches den Sturm in die schöne Provence treibt; das „Schlachtfeld", über welches hin „das Lied des Zweifels tönt, wie Unkenruf aus dem Teich von Blut"; den Sturm auf „Carcassonne", wo „Held Roger die hellen Wunder ficht und das Kreuzheer schlägt"; das „Gelage" im Garten am Seinestrand; den kühnen Toast der Studenten; „Auf Almerichs von Bene Angedenken!" den verwegenen Chor: „Der Geist ist Gott!"; — die Scheiterhaufen dann, die bald zur „Entgeltung" dafür hoch auflodern; das Gemetzel von „Lavaur"; die Verheerung, die Vernichtung, den Triumph der Tyrannei und des Glaubenszwanges. — „Umsonst!" Wie Manna fielen die Verse dieses Gesanges in das geängstigte Gemüt der Jünglinge, jenes erhabene Wort an die bethörten Fürsten, die ihr weltliches Schwert dem religiösen Fanatismus liehen:

O Fürsten! Uebermütig, wahnverloren!
Blickt auf zur Nacht, wenn ihre Sterne flammen,
Und schaut den Feind, dem ihr den Tod geschworen,
Und zittert schaudernd in euch selbst zusammen.
Gedanke heißt der Heilige, der Held,
Der im Urkampf ersiegt dies weite Feld;
Er hat getaucht die Sterne in sein Licht,
Er gab den Stand den Sternen und die Flucht,
Hält ewig fest die strenge Sternenzucht;
Sein ist die ganze Welt und ihr Gericht.
Ihn wollt ihr hemmen, wenn er sichtbar werden
In menschlicher Gestaltung will auf Erden?
Haut alle grünen Sprossen ab zur Stunde,
Reißt alle Wurzeln aus dem Muttergrunde
Und schießt die Vögel aus den Lüften nieder,
Wenn ihr das Grünen hasset und die Lieder.
Ihr könnt den Drang nicht hemmen und nicht stillen,
Den unaufhaltsam mächt'gen Frühlingswillen.
O glaubet, Fürsten, minder noch zu zwingen
Ist der Gedanke je mit euren Waffen,
Wenn er der Menschheit will die Freiheit schaffen,
Und will durch die Geschichte blühn und singen."

Da stürzten ihnen wohl die Thränen aus den Augen, die Freunde sanken sich wie trunken vor Entzücken in die Arme und

Digitized by Google

dankten voll Rührung dem Dichtergeiste, der sie so tröstete, so stärkte, so erhob. Die Mutter des einen Jünglings lächelte während dieser ganzen vielfach bewegten Scene oft befriedigt, weil sie den kranken Sohn plötzlich freudvoll gestimmt sah. Das kleine blonde Mädchen, seine Schwester, horchte hoch auf mit hold geröteten Wangen und sah erstaunt mit ihren dunkelblauen, klugen Augen auf den Bruder, wenn die Lektüre in laute, begeisterte Deklamation überging. Zuletzt aber waren die Freunde allein in der Stube geblieben. Die Glocke des Dorfkirchleins hatte zu läuten begonnen, ein Trauerchor tönte von fernher; es wurde lebhafter draußen im stillen Thale. Mutter und Schwester waren nun endlich doch hinaus, um nachzusehen. Nicht so die Freunde. Sie hätte der Weltuntergang nicht gekümmert, das göttliche Buch in der Hand; sie lasen immer und immer wieder daraus, sie recitierten die schönsten Stellen und wurden nicht müde der Bewunderung.

„Freund," rief der eine in höchster Extase, die Hand des andern ergreifend, „das ist der *größten* Dichter einer, der je geatmet. Hoch lebe Nikolaus Lenau!"

Im selben Augenblicke stürzte fast bleich und atemlos das kleine Mädchen herein und rief:

„Franz, du sollst kommen; der *Lenau* wird begraben."

Wer schildert den blitzähnlichen Eindruck, die ungeheure Erschütterung dieses Momentes?

Hinaus! Hinaus!

Es war zu spät; man hatte die Leiche des teuren, unglücklichen Sängers schon versenkt in jenes frische Grab neben dem Mausoleum des damals noch lebenden Orientalisten Hammer-Purgstall, dort auf dem Friedhofe zu Weidling. Die Zeremonie war zu Ende; das Geleite zerstreute sich, die ganze litterarische Welt von Wien war dem Sarge gefolgt. Unter den vielen bedeutenden Männern, die über die Hügel zurückwandelten, dem Wege nach Klosterneuburg zu, sah ich — man wird wohl schon erraten haben, daß ich selbst der eine, der kranke Jüngling war — sah ich zum erstenmale den neuen artistischen Direktor des Hofburgtheaters, Heinrich Laube, der an jenem Tage wohl die erste seiner vielen Wiener Künstlergrabreden gehalten haben mag; dann Friedrich Hebbel und den edlen Dichter Ludwig Foglar, dem ein zu kühnes, dort am Grabe Lenaus gesprochenes Wort Verfolgungen oder doch harte Bedrohungen von seiten der politischen Behörden zuzog. Er hatte dem dahingeschiedenen Dichter, dessen Wiege auf Ungarns freier Erde gestanden, dessen Jugend Heideluft geatmet, in das Grab nachgerufen: „Wohl dir! du hast

Digitized by Google

den Fall deines Vaterlandes nicht mehr mit geistigem Auge sehen können!"

Ob wohl die Blumen dort auf dem Grabhügel in Weidling im jüngsten Frühlinge freudiger aufgeblüht sind, weil ein Hauch aus dem Osten die Kunde von Ungarns Auferstehung ins stille Thal gebracht, weil ein Strahl jener Sonne hineinfiel, die dort jenseits der Leitha emporgestiegen ist.

Gewiß; denn dort unter der Erde im Friedhofe ruht ja die schönste, nur zu früh entfaltete und darum vom Reif verbrannte Blüte des rettenden Prinzips, das „Dualismus" heißt, jene herrlichste Blüte der Poesie, wie sie aus Lenaus Dichterbrust aufgebrochen war. Denn Lenau selbst war der, fleischgewordene Dualismus, in seinem Wesen war der hohe deutsche Geist mit dem großen ungarischen Herzen zu einer erhabenen Harmonie zusammengeflossen, die nur darum so düster klang, weil ihre Zeit noch nicht gekommen war.

Gott gebe, daß sie angebrochen ist, zum Heile Oesterreichs, zum Heile der Welt!

Familienbrief. Dorf St. Georgen, 12. August 1867.

Meine Teuren! Wir haben jetzt hier wunderschöne Tage, gerade so, wie voriges Jahr um diese Zeit. Allein ich kann sie kaum recht genießen; zu traurig ist meine Situation, zu groß meine Seelenangst. Es ist leider wahr, daß kaum eine Aussicht vorhanden ist, daß meine Frau je wieder singen wird. Ihr Husten wird mit jedem Tage ärger, sie hat die Stimme jetzt total verloren. Sie sieht derart schlecht aus, daß auch ein völliges Siechtum eintreten kann; und dazu noch ihr Zustand! Ich muß mich also rüsten, noch furchtbareren Leiden entgegenzugehen, als mir bisher schon beschieden waren, muß also die nächsten Monate um so besser zur Arbeit benützen, mich daher an die Novellistik halten, weil ich zu *größeren*, dramatischen Schöpfungen auch jetzt kaum meinen Kopf zusammenzuhalten vermag.

Ich gewänne diese Ruhe vielleicht nur, wenn ich das Stipendium erhielte und darauf zähl' ich kaum mehr.

Lina soll jetzt der paar heiteren Partien gedenken, die wir hier gemacht. Die Jahrestage kommen jetzt. Um wie viel besser stand es doch damals noch um uns alle! *Er* lebte noch! — Auch eine andre Erinnerung kommt jetzt über mich. Zehn Jahre sind es her, daß unser *letzter* gemeinsamer Landaufenthalt im *Helenenthal* zu Ende ging. Ganz deutlich steht noch die Stunde des Abschieds

Digitized by Google

vom Lande vor mir, da wir noch einmal lagerten unter den Föhren am Rasenhügel hinter unserm Hause. Wir waren alle so ergriffen und verstimmt, als gälte es nach Amerika auszuwandern. Besonders Lina weinte bitterlich. Als ob es Ahnungen gäbe! Als ob wir es gefühlt hätten, daß eine doch schöne, weil friedlich stille Periode unsres Lebens, vielleicht die glücklichste, damals ihren Abschluß fand. Vorbei! vorbei! Doch ich will Euch nicht weich machen, denn Ihr braucht Euren Mut!

Seid innigst gegrüßt von

Eurem Franz.

Dorf St. Georgen, 27. August 1867.

Diese Woche habe ich zwanzig Gulden verdient. Ging es immer so, so könnte ich schon einen ganz kleinen bescheidenen Hausstand unterhalten. Freilich wird es nicht immer so gehen. Ich hoffe aber doch Gutes von dem neuen Feld, das ich betreten; denn ich fühle, daß mein Geist von der Fessel der engherzigen Bühnenverhältnisse befreit, sich lebhaft regt. Ich glaube, daß ich bald ein ganz guter Novellist werden kann; doch Valet sagen will ich dem Drama keineswegs, schon deshalb nicht, weil ich doch sehe, daß man mir wegen der früheren Leistungen einige Teilnahme bewahrt hat. Heute erhielt ich von der Schillerstiftung eine Zuschrift, in welcher sie mir, „da meine Notlage zu ihrer Kenntnis gekommen sei," die Summe von hundertzwanzig Gulden zur Verfügung stellt. Der erste Eindruck war ein fast schmerzlicher, weil es doch nur ein kleines Almosen ist, das man mir bietet, ohne daß ich es erbeten. Aber zurückweisen konnte ich es doch nicht. Aber Almosen bleibt immer Almosen, und klingt bitter. Indessen hat das auch seine guten Seiten und man muß froh sein, wenn sich die Menschen überhaupt um einen kümmern.

Familienbrief. Dorf St. Georgen, 28. August 1867.

Teure Mutter! Teure Lina! Obwohl keine besondere Veranlassung mich dazu treibt, kann ich es mir nicht versagen, noch einmal, das letzte Mal so lang Ihr noch in Wien verweilt, an Euch zu schreiben. Am schweren Abschiedstage soll Euch meine innige Teilnahme nicht fehlen. Noch weilt Ihr unter demselben Dache, das uns und ihn so lang geschirmt hat. Bald ist auch das vorbei. Dennoch bitt' ich Euch, tapfer zu sein. Wir müssen ja der zu großen Sentimentalität entsagen, wenn wir noch durch den Sturm des Lebens kommen wollen.

Digitized by Google

Für die Mutter ist's freilich hart, nach einer zigeunerartig verlebten Jugend und nachdem sie endlich durch zwanzig Jahre doch ein Zuhause hatte, im hohen Alter wieder auf die Wanderschaft zu gehen. Aber auch sie wird die Idee, daß es die Zukunft Linas betrifft, stärken und erheben! Gott mit Euch!

Euer Franz.

Familienbrief. Dorf St. Georgen, 26. September 1867.

Teure Mutter und Lina! Euer Schweigen beunruhigt mich und scheint mir von nicht guter Vorbedeutung. In der That bin ich umsomehr auf Hiobsposten aus Linz gefaßt, als mich mein Schicksal schon völlig an Unheilsschläge gewöhnt hat. In der vorigen Woche nämlich erhielt ich die Nachricht von der Zurückweisung meines Stipendiumsgesuches, worauf ich, wie Ihr wißt, bereits gefaßt war. Ich will darüber deshalb auch gar kein Wort verlieren, obwohl mir damit die letzte und einzige Aussicht auf eine ausgiebige und genügende Hilfe abgeschnitten ist; denn meine belletristischen Arbeiten können mir im günstigsten Falle nur einen Teil von dem tragen, was ich bedarf und auf einen Erwerb meiner Frau ist fast gar nicht mehr zu rechnen, denn ihr Zustand verschlimmert sich von Tag zu Tag.

Soeben kam Euer Brief. Arme, arme Lina! Glaubt mir, daß nur das namenlose Weh, das über alle diejenigen, die ich liebe, gekommen ist, mir tief zu Herzen geht, daß ich nur darüber klage. Meine eigene Person ist mir nichts, nicht eine Regung von Egoismus ist in mir und so klein bin ich nicht, daß ich mein eigenes Verderben achte, nicht jedem Tode lächelnd ins Antlitz schauen könnte. Aber die Meinen in ihr Verderben gehen zu sehen, das kann ich kaum ertragen und das Peinlichste meiner Lage ist, daß ich ohnmächtig bin, etwas Ersprießliches für sie zu thun, selbst wenn ich all mein Herzblut tropfenweise für sie hingeben würde. Aber das Einzige, was ich kann, will ich doch nicht unterlassen, Euch meinen innigst gemeinten Rat nicht vorenthalten. Ihr wißt es ja auch, daß ich nicht zu denjenigen gehöre, die, wenn man ihre Ratschläge nicht befolgt, verletzt sind; und das sind mitunter die besten, wohlgesinnten Menschen. Wie Ihr auch handeln möget, meine Liebe und Teilnahme sind Euch gewiß; aber dennoch sollte eben, da ich von so unwandelbaren Gefühlen für Euch beseelt bin, mein Wort etwas bei Euch gelten. Es scheint mir, daß Lina nun und nimmer beim Theater ihr Glück finden wird; viele Erfahrungen, viele innere Umstände, ihr Charakter gerade in seinen edelsten Teilen, ihr Gesundheits- und Gemütszustand, alles

weist darauf hin, daß diese Laufbahn aufzugeben sei, wie schmerzlich das auch sein mag.

Laßt diesen Ausgang des Linzer Engagements Euch ein Gottesgericht sein, in das Ihr Euch, wenn auch nur seufzend fügt. In der Theaterwelt dringen Menschen unsres Schlages nicht durch. Eine ursprünglich stille, sinnige Natur läßt sich nun einmal nicht aus sich heraus forcieren, besonders wenn statt heiteren Ereignissen fortwährend noch äußere Kalamitäten kommen und sie auch noch verhalten und scheu machen. Ich glaube deshalb, Ihr thut am besten, nach Wien zurückzukehren und Lina suchte dort Lektionen zu bekommen. Ein solcher Entschluß ist bitter, ich begreife das, aber er kann zum Heile führen. Und so rufe ich Euch noch einmal dringend zu: verlaßt Wien nicht mehr, laßt Euch um keinen Preis mehr von Ort zu Ort locken durch das Irrlicht „Theaterlaufbahn" — dieses trügerische, das uns alle in einen tiefen Sumpf gelockt hat, in dem wir vielleicht umkommen, wenn wir uns ihm nicht entringen. Als ein Radikalheilmittel halte ich nur das völlige Ueberbordwerfen der Theateridee. Mich schaudert jetzt bei dem Gedanken, Euch fern, sehr fern von mir zu wissen, denn ein furchtbares, alles bisherige Leid weit überbietendes Märtyrtum liegt aller Wahrscheinlichkeit noch vor mir. Wie ich aus ihm hervorgehen werde, weiß nur Gott — aber vielleicht bedarf ich einer treuen, vertrauten Seele, wenn ich an seinem Ende stehe und nicht Verzweiflung, Untergang mein Los sein soll. Es ist nämlich kaum mehr ein Zweifel vorhanden, daß das Leben meiner Frau ernstlich bedroht ist; es ist dies nicht meine Schwarzseherei, sondern die Ansicht des Arztes.

Ihr könnt Euch meine Lage nun wohl selbst ausmalen und begreifen, wie es mir fast unmöglich ist, zu arbeiten. Nirgendher eine ausgiebige Hilfe. Ich muß, muß ganz allein den Kelch bis auf die Neige leeren. Wenn ich es aber gethan und nicht daran umgekommen bin, wenn, was in Wochen — in Monaten — in einem Jahre geschehen kann — ich allein dastehe mit diesen armen, kleinen Kindern, was wird aus mir, wenn auch Ihr fern in der Irre umherschweift, wenn auch um Euch der Kummer mich erdrückt, wenn ich auch zu Euch nicht flüchten, nicht Euch wenigstens eines der Kinder anvertrauen kann?

Ihr seid doch noch glücklich zu preisen gegen mich. Ihr könnt, wenn Ihr es wollt, doch Euer Los wenigstens zum Stillstande, zur Ruhe bringen, ich muß meinen Schicksalswagen mit rasender Eile dem Abgrunde zurollen sehen und habe gar keine Kraft, ihn aufzuhalten.

Digitized by Google

Eine Freude wurde mir in diesen Tagen der Trübsal doch. In der „Grazer Gartenlaube" sind zwei große Artikel über mich als Dichter und über meine Werke erschienen, die so warm, ja fast begeistert geschrieben sind, daß ich sagen muß, ich bin nie so gewürdigt worden. Meine Frau ist heute wieder sehr schlecht; ich habe kaum eine Hoffnung mehr. Heute nach Tisch war ich in Rohr. Von Wehmut ergriffen, blickte ich zu den Fenstern des Schlößchens — besonders zu jenen des Refektoriums auf und hinüber nach den Hügeln, wo das Haus „Hofmeister" steht u. s. w. Was waren das noch für sonnige Tage im vorigen Jahr gegen diese düsteren jetzigen! Gute Nacht! Ich will schlafen gehen. Euer Franz.

Brief an die Schwester. Dorf St. Georgen, 1. Oktober 1867.

Teure Lina! Es thut mir unendlich weh, daß ich Dir diesmal auch nicht das kleinste Geschenk als Zeichen meiner Liebe zu Deinem Geburtstage schicken konnte. Aber die Zeit ist vorüber, wo wir uns gegenseitig beschenken durften. Es ist traurig Abend in unsrem Leben geworden, da doch die Sonne erst im hellsten Mittag stehen sollte. Könnte ich Dir doch wieder einmal eine Freude bereiten! Ich fasse wohl manchmal wieder etwas Hoffnung auszuführen und zu erreichen, was ich Euch jüngst angedeutet — aber es hat sich noch stets erwiesen, daß diese Hoffnungen mich getäuscht haben. Ich bin in Wahrheit ein moderner Sisyphus, aber auch ein an den Felsen gefesselter Prometheus, dem ein Geier das Herz zerhackt.

Könnt' ich es nur dahin bringen, daß ich in der Nähe Wiens eine bescheidene Wohnung mieten, da meinen häuslichen Herd aufschlagen, bald in der Einsamkeit arbeiten, bald mich zum Behufe der geistigen Anregung in die Welt stürzen könnte, von niemandem ganz getrennt sein müßte. Nur unter solchem Wechsel könnt' ich aushalten, was mir im besten Falle beschieden ist — denn, wenn meine Frau auch momentan besser ist — an eine Herstellung ihrer Gesundheit ist nicht zu denken. Gott mit Euch! Den Gott in meinem Innern such' ich wach zu halten und bliebe nichts andres übrig, so will ich wenigstens beweisen, daß ich nicht deshalb jahrelang nur nach Geistesgröße rang, um dann winselnd und heulend zu Grunde zu gehen. Euer getreuer Franz.

Familienbrief. Dorf St. Georgen, 3. November 1867.

Teure Mutter und Lina! Gleich zu der wichtigen Angelegenheit, wegen der ich Euch schreibe. Wie viele Selbstüberwindung es mich

Digitized by Google

auch kostet, es auszusprechen, ich kann nicht anders als sagen, daß meine Sorge für Euch mir gebietet, Euch zu raten, Ihr sollt den Antrag der Hofoperndirektion, Lina einstweilen in den Chor aufzunehmen, nicht von der Hand weisen. Ich begreife, wie schwer ein solcher Entschluß ist, welche Resignation dazu gehört, aber ich glaube, daß Ihr sie haben sollt, weil Euch das Schicksal dazu fast nötigt. Es lebt in mir die tiefste Ueberzeugung, daß wir alle zu zart, zu schwach, zu sehr von Leid erschöpft sind, um den Sturm des Lebens, den Wechsel des Geschicks und vielfache Anstrengungen noch auszuhalten. Kommen wir nicht zu einer halbwegs ruhigen Existenz, wär's auch selbst um das Opfer einer gewissen Demütigung, so sind wir verloren. Aber noch ists vielleicht Zeit, dem Verderben Stillstand zu gebieten. Auch ist es ja nicht unmöglich, daß man Lina nach und nach zu kleinen Partien avancieren läßt. Könnte sie sich als Klavierlehrerin genügend versorgen, ohne ihre Gesundheit aufzureiben, so wäre mir das lieber, aber sie ist dazu nicht stark genug. Einer Selbstdemütigung braucht es freilich, aber endlich ist eine solche Stellung ebensowenig unehrlich, als Armut und Zwang der Not eine Schande ist. Nur das Peinliche der Begriffe in Europa ist's, was hier so drückend wirkt. Ein Amerikaner nimmt keck den Besen eines Straßenkehrers in die Hand und zweifelt nicht, daß er deshalb eventuell keineswegs zu schlecht ist, wenn er das Zeug dazu hat, noch Präsident der Republik zu werden. Teure Mutter! teure Lina! Macht mir nicht den Vorwurf, daß ich anders rate, als handle. Wahrlich, ich würde die Stelle des letzten Journalisten eines Winkelblattes, allenfalls eines Notizensammlers nicht verschmähen, wenn ich sie ausfüllen könnte; über mir aber schwebt ein Verhängnis, ich bin gezeichnet mit einem Dichterkainszeichen, daß ich eher eine große Tragödie schreiben, als mit dem erbärmlichsten Winkelschreiber an Gewandtheit in der kleinen Litteratur konkurrieren kann. Wahrlich, ich rede nicht leicht so, um so weniger, als es eigentlich viel mehr Unehre für mich ist, meine Schwester dahin kommen lassen zu müssen, als für sie durch Not und Kränklichkeit der Mutter dazu genötigt zu sein. Aber ich muß so sprechen nach meinem besten Gewissen; denn wir haben nicht Zeit mehr zu klügeln und zu wählen; wir sind in der Lage von Schiffbrüchigen im tobenden Meere, müssen das nächstbeste Holzstück ergreifen und wäre es auch das schlechteste, sonst gehen wir unter. Sind wir einmal am Lande, dann können wir denken und wählen. Seht, auch mich würde es beruhigen, Euch in so ruhiger, wenn auch so sehr bescheidener Lage zu wissen.

Um Euch leichter zu bestimmen, denkt auch, daß kein Brot, nicht

Digitized by Google

das des letzten Taglöhners unehrenhaft ist; um wie viel schmachvoller daher meine Lage ist als die Eurige, da ich schon teilweise auf Almosen angewiesen bin. Ergreift den Rettungsanker!

Wie hart verfährt doch mit uns allen das Schicksal, wenn wir auch nicht ganz ohne Schuld sind. Ich erkenne die meine wohl gern und willig an — dennoch hab' ich viel Besseres verdient. Ich kann nicht sagen, wie schmerzlich es mir ist, Euch jetzt nicht eine Stütze sein zu können. Gott mit Euch! Oder vielmehr: der Mensch denkt — das Schicksal lenkt!

Euch umarmend
Euer Euch liebender Franz.

Familienbrief. Dorf St. Georgen, 21. November 1867.

Meine Teuren! Ich kann kaum ausdrücken, wie freudig überrascht ich war von Eurer letzten Nachricht, der besten, die ich seit Jahren von Euch erhielt; denn Linas Engagement im Burgtheater ist wahrhaft eine entscheidende Schicksalswendung für sie im günstigsten Sinne des Wortes. Zunächst ist ihre Existenz auf Jahre hinaus, vielleicht auf immer gesichert; denn ich zweifle gar nicht, daß sie in dieser bescheidenen Stellung sich ehrenvoll behaupten wird. Was auch jetzt zur unendlichen Beruhigung mir dient, ist der Gedanke, daß nunmehr auch die Mutter sich volle Rast und Pflege gönnen kann. Der ganzen Familie La Roche sind wir nun wohl unendlichen Dank schuldig. Ich wollte gleich an sie sowohl als an Halm schreiben; doch die, wenn auch angenehme Verwirrung, in die mich Euer Brief versetzt hat, machten mich ganz unfähig dazu; ich war mit keinem Briefe zufrieden und sie wanderten in den Papierkorb. Glaubt mir, daß ich es schon lang fühlte, wie peinlich und für mich ungünstig mein so langes Schweigen Halm gegenüber in Wien wirken muß. Das quälte mich fort und fort; aber so ganz in Anspruch nahmen den Rest meiner Zeit und Ruhe die paar Arbeiten, die ich seither lieferte, daß ich auch sie nicht hätte liefern können, hätte ich mich nicht allein an sie gehalten. Mehrere Wochen war keine Menschenmöglichkeit überhaupt zu irgend etwas zu kommen. Eine ganz kräftige physische Natur hätte allerdings alles überwunden, nicht eine ungemein zarte. Mit meiner Fahrt nach Graz ging es auch eigentümlich. Geistig und moralisch erfrischte mich der Ausflug, physisch hätte er mich beinahe umgeworfen. Alle Litteraten, mit denen ich in Berührung kam, zeigten mir die wärmste Freundschaft, ja ich kann sagen, eine gewisse Verehrung. Der Redakteur Karl Pröll schwärmt geradezu

Digitized by Google

für mich und ich mußte ihm versprechen, noch eine kleine Novelle im November zu schreiben. Der Dichter Friedrich Marx belud mich förmlich mit interessanten Büchern — der sehr begabte Novellist Sacher-Masoch sagte mir, daß ein paar meiner kleinen Arbeiten ihn wahrhaft entzückt haben und meint, daß ich vorzüglich berufen sei, gemütvolle Novellen aus dem deutschen Leben zu schreiben. (Eine vielleicht etwas zu günstige Ansicht, da ich immer wieder fühle, wie es zu dem dramatischen Pathos mich hindrängt.) Er bot mir aus ganz freien Stücken seine Vermittlung bei mehreren Journalen an; er erzählte mir auch, daß ein Freund von ihm bei der Lektüre meiner Skizze: „Ein Taugenichts" geweint habe. Aber besonders interessant war mir das Zusammentreffen mit dem schon ziemlich berühmten epischen Dichter Robert Hamerling, welchem mich Marx vorstellte. Hamerling, ein sehr kränklicher und deshalb menschenscheuer, verschlossener und äußerlich kalter Mensch, wurde doch so warm, als er von „Perseus" (den er eben gelesen hatte) sprach, daß er mir offen sagte: Der Aufsatz Prölls über mich habe ihn auf mich aufmerksam gemacht und interessiert, er habe sich deshalb entschlossen, den „Perseus" zu lesen, aber gedacht, Pröll habe sicher aus Freundschaft für mich sich zu warm ausgelassen. Jetzt aber, nach der Lektüre müsse er eingestehen, daß Pröll noch zu wenig von mir gesagt habe, und daß ich in der That weit größere Anerkennung und höheren Ruf verdiene, als mir zu teil geworden. Ich solle, ja müsse mich wieder aufraffen; er zweifle nicht an meinem schließlich großen, entscheidenden Erfolg. Er sprach zugleich den Wunsch aus, meinen „Perseus" zu besitzen und schenkte mir dafür sein Epos: „Ahasver". Sobald ich dieses Buch erst ein paarmal gelesen (denn einmal ergründet man diese Dichtung nicht), will ich es Euch schicken, damit Ihr die Bedeutung des Mannes beurteilen könnt, der eine so große Meinung von mir hat. So angenehm mich der Verkehr mit all diesen Leuten berührte, war ich physisch so erschöpft, ganz besonders vom vielen Reden, daß sich mir neuerdings der Beweis aufdrängte, wie ich den geselligen Verkehr nur in höchst homöopathischer Dosis vertrage. Vor allem muß ich jetzt an Halm schreiben. Weiß Gott, ich empfinde es tief, wie Halm durch seine That für Lina wenigstens *eine* Felsenlast von meiner Brust gewälzt, *ein* drohendes Gewitter von meinem Horizont verscheucht hat, wenn es auch schwer ist, *mir* ganz radikal zu helfen.

Wenn La Roche die „Zauberin" liest, ist's mir ganz recht, er wird am besten beurteilen können, ob damit jetzt etwas zu versuchen wäre. Ich fürchte nur, daß Halm nicht gern daran gehen wird, für jetzt, weil die Partei Laube ihm Opposition macht und mit Wonne

Digitized by Google

über ein Stück herfallen würde, das jener zurückgewiesen hat. Nun nehmt noch die innigsten Grüße. Lina besonders küsse ich diesmal mit ungetrübter Freude. Ich begreife ganz, wie wohl es ihr sein wird, gerade in der Sphäre, in welcher unser guter Vater so lang geatmet hat zu unsrem Wohle. Wir zehren immer noch zum großen Teile an *seinem* Verdienst. Ich schließe deshalb, sein Angedenken mehr als jemals segnend, diesen Brief und bin

Euer getreuer Franz.

Aus einem Familienbrief. Dorf St. Georgen, 12. Dezember.

Nicht die Einsamkeit ist es, nicht das ländliche Stillleben, nicht der Mangel an Verkehr mit der Außenwelt, was mich zeitweilig hier zu erdrücken droht; im Gegenteil, könnte ich hier nicht nur sehr glücklich sein, sondern auch viel mehr und viel leichter schaffen, als in der Stadt (vorausgesetzt, daß ich diese doch von Zeit zu Zeit besuchen könnte), wenn nur *im* Hause nicht das Unglück in einer seiner düstersten Gestalten seinen Wohnsitz aufgeschlagen hätte! Mein Gemüt ist voll Bitterkeit und meine physische Gesundheit sinkt von Tag zu Tag. Ach, wenn ich meiner armen Kinder denke!!! Dann wünsche ich doppelt, daß Lina an ihre Erhaltung denke. Wer weiß, wie bald die Kleinen einer Freundin fürs Leben bedürfen können?

Aus einem Familienbrief. 25. Dezember.

Ich habe gestern Weihnachten gut zugebracht. Schon den Vormittag brachte ich in ziemlich gehobener Stimmung zu, weil die Zeitung mir die Nachricht von der Publizierung der neuen Staatsgrundgesetze gebracht hat, durch welche Oesterreichs Verfassung, wenn sie auch keineswegs noch das Ideal einer solchen ist, doch in freisinniger Weise reformiert wird. Von jetzt an *hat* „der Oesterreicher ein Vaterland" und „Ursach es zu lieben!", wie Schillers Worte lauten, die bis Königgrätz mir immer widerlich im Ohre klangen.

Es ist ungeheuer, welchen Sieg die Ideen der Freiheit und des Fortschritts seit einem Jahre bei uns errungen haben; freilich verdanken wir das weniger den Verdiensten der diesseitigen Bevölkerungen, als der edlen Energie der Ungarn und der genialen inneren Politik eines Staatsmannes, Beusts. Indessen thut es nach so viel Demütigungen, die uns Oesterreichern mit Recht widerfahren sind, unendlich wohl, daß nach so finsteren Zeiten auch bei uns die Sonne aufgeht, ja fast schon heller strahlt, als in vielen andern Ländern Europas. Glückauf! O wäre doch nicht gerade jetzt mein Geist

Digitized by Google

durch so vieles halb gelähmt! Aber ich hoffe doch, daß ich noch gesunde an der Freiheitsluft, die frischer durch die Länder zu strömen beginnt, die so wunderschön und bisher so namenlos unglücklich gewesen sind.

Meine Frau war glücklicherweise gerade gestern etwas wohler und auch heiterer als sonst. Wie glücklich könnte ich sein!

28. Dezember.

Meine Frau ist in der vergangenen Nacht glücklich von einem Knaben entbunden worden und fühlt sich wohler als vorher. Sollte noch Hoffnung vorhanden sein, sie zu erhalten?

1868.

Aus einem Familienbrief. 11. Jänner.

Meiner Frau geht es wieder schlechter; jene scheinbare Besserung war von kurzer Dauer. Ich muß alles aufbieten, nicht selbst zu unterliegen und mit meinem letzten Gulden nicht auch die letzte Kraft dahinschwinden zu lassen. Noch droht mir zwar die Not nicht unmittelbar; wenn ich aber bis Mitte des Jahres nicht einen großen entscheidenden Erfolg vorbereiten kann, bin ich wohl ziemlich verloren. Am liebsten möchte ich doch den „Erlach" fertig machen. Aber „Erlach" verlangt teilweise auch Heiterkeit, ja selbst Humor. Wie solche Stimmung mir schaffen?

Familienbrief. Dorf St. Georgen, 19. Jänner.

Meine Teuren! Doktor Sabin, den ich gestern aus Wildon holen ließ, sagte, daß Serafinens Zustand unheilbar, hoffnungslos und nur mehr nach Wochen zu zählen sei. Ich bin nun in offenem Kampfe mit dem Pfarrer. Man hat schon jetzt begonnen, mich zu beunruhigen, aber ich habe den ersten Sturm in einer Weise abgeschlagen, daß man es sich vielleicht überlegen wird, den zweiten Versuch zu wagen. Habt keine Angst um mich. Im Sturme, wo's große Prinzipien gilt, ist mir leicht, ja mir ist, als ob dieses Gewitter wohlthätig die dumpfe Schwüle durchbräche, die mich schon zu ersticken drohte!

20. Jänner.

Seit jenem ersten Versuche hat man zu kleinen Mitteln gegriffen, um uns zu schikanieren und mürbe zu machen. Zuerst hat Luise S. meine Abwesenheit auf einem Spaziergange benützt, die Sache direkt an meine Frau zu bringen, hat aber das freundlichste, doch entschie-

Digitized by Google

denſte Nein zur Antwort erhalten. Dann hat unſre frühere Magd Reſi ihr Heil verſuchen müſſen, und nachdem ſie eine Nacht bei meiner Frau gewacht, ihr das Anſinnen, ſich verſehen zu laſſen, in einer faſt anmaßenden Art gemacht, worauf ſie nach der Zurückweiſung, wie ein Bauer aus dem Wirtshauſe, ohne Abſchied davonging auf Nimmerwiederſehen. Sie ließ uns nur ſagen, ſie ſei zu jedem Dienſte bereit, wolle Tag und Nacht die Kranke pflegen, wenn ſie ſich dazu entſchließe, ſonſt ſei es ihr von ihren Eltern verboten (wahrſcheinlich infolge des Einfluſſes der geiſtlichen Herren). Das traf uns ziemlich empfindlich; denn wir ſind mit der Pflege und allem wirklich in der Klemme. Fort iſt ſie — fortgeweht „von Kirchenbanns gewaltigen Orkanen", wie Lenau ſagt. Immerzu! Eher wird man die Felſen bewegen, als uns zur Unterwerfung. Es kam mir auch ſchon zu Ohren, daß man auch unſre letzte Stütze, die Nanni, uns zu entziehen trachtet, daß man ſie aufhetze gegen uns, nämlich die Leute im Markt. Aber das brave Mädchen hat meiner Frau das Verſprechen gegeben, daß ſie ſie nimmermehr verlaſſen wolle. Eine Verwandte von ihr, die hier im Dienſte ſteht, ſagte ihr: „Harre aus, laß dich nicht aufhetzen, thu deine Pflicht bei der Kranken, das iſt ein gutes Werk!" Ihr ſeht, daß aus dem Wirrwarr auch ſchöne Züge hervorleuchten.

Denkt Euch heute mein Erſtaunen, als ich hinausgerufen wurde und den Kaplan ſtehen ſah, der ſich um das Befinden meiner Frau erkundigte und wieder ſeine Dienſte antrug. Da ging ich aber los, wie Ihr wohl kaum glauben mögt, daß Euer armer Franz losgehen kann, und warf ihn geradezu moraliſch zur Thür hinaus. Totenbleich und beſtürzt ſtammelte er: „Die Pflicht des Prieſters —" — „Iſt zu warten, bis man ihn holt," fiel ich ein, und dahin zog er — hoffentlich nun doch auf Nimmerwiederſehen!

25. Jänner.

Die Entwicklung der Dinge, was den religiöſen Konflikt betrifft, wird nun, denk' ich wohl, eine ruhige und friedliche, beiden Parteien vollkommen entſprechende ſein. Heute erhielt ich vom Pfarrer ein Schreiben, das wörtlich alſo lautet:

„Euer Wohlgeboren! Um mich über mein ſeelſorgliches Verfahren in der bedauerlichen Angelegenheit Ihrer Frau Gemahlin bei meiner kirchlichen Behörde nötigenfalls gehörig rechtfertigen zu können, erſuche ich Euer Wohlgeboren mittelſt dieſer Zeilen, die mir am 17. d. M. perſönlich gegebenen Erklärungen, deren jederzeitige Beſtätigung Sie auf Ehre mir zuſicherten, brieflich an mich zu wieder-

Digitized by Google

holen; nämlich, daß Sie im Namen und Einverständnisse Ihrer kranken Frau jeden seelsorglichen Besuch und Beistand aus freiem Willen ablehnen und demzufolge auch auf jede dem katholischen Ritus eigentümliche Handlung eines christlichen Begräbnisses für Ihre Frau Gemahlin verzichten. Gegen die Beisetzung in der Familiengrabstätte nach den bestehenden Friedhofsvorschriften wird kein Anstand genommen werden. Solange die Frau Gemahlin der geistlichen Hilfeleistung noch fähig ist und nach den Tröstungen der heiligen katholischen Kirche selbst verlangt, wird die Seelsorgegeistlichkeit auch jeden Augenblick zu Diensten stehen.

Ich habe die Ehre zu sein

Euer Wohlgeboren bereitwilliger
K. T., Pfarrer."

Obwohl ich nun gar nicht mich verpflichtet fühlte, mich in eine Korrespondenz mit dem Herrn einzulassen, so kam mir das eigentlich doch ganz recht und willkommen.

Ich erwiderte wörtlich:

„Euer Wohlgeboren! Ich nehme keinen Anstand, Ihren Wunsch zu erfüllen und meine Ihnen am 17. d. M. persönlich gegebenen Erklärungen hiermit schriftlich zu wiederholen, nämlich im Namen und Einverständnisse meiner kranken Frau die erneute Versicherung auszusprechen, daß sich in ihren Gesinnungen und Stimmungen nichts verändert hat, und daß sie nach wie vor entschlossen ist, jeden Besuch eines Priesters und überhaupt jeden geistlichen Beistand aus freiem Willen und mit aller Bestimmtheit abzulehnen, daher auch auf jede dem katholischen Ritus eigentümliche Handlung eines christlichen Begräbnisses zu verzichten. Was mich betrifft, so ist mir in dieser Angelegenheit nur ganz allein der Wille der Kranken maßgebend und habe ich nichts weiter hinzuzusetzen, als daß ich bereit bin, die Folgen ihrer Entschlüsse auch über mich ergehen zu lassen, das heißt, den Verzicht auf den kirchlichen Teil des Begräbnisses auch meinerseits zu leisten."

Darunter schrieb meine Frau mit zwar schwacher und zitternder Hand, aber mit größter Seelenruhe und geistigem Mute:

„Im Besitz meiner vollen Vernunft bestätige ich Obiges mit meiner Unterschrift. Serafine Nissel."

Nun haben sie es schwarz auf weiß und nun wird es zu Ende sein mit der Belästigung.

Luise S. bewährt sich treu und edel.

Tausend Grüße von Euerm Franz.

Digitized by Google

Brief an die Mutter. Dorf St. Georgen, 4. Februar 1868.

Vor allem Dir, teure Mutter, den innigsten Dank für den Liebesbeweis, den Du mir gibst, indem Du Dich bereit erklärst, mir in den schwersten Stunden meines Lebens persönlich beizuspringen. Ich werde aber nur im äußersten Falle davon Gebrauch machen, denn wir haben allen Grund, unsre Mittel sehr, sehr zu schonen. Ich hoffe, daß ich moralisch stark genug sein werde, alles zu ertragen, was über mich verhängt ist; nur wenn die physische Kraft versagt, von der wir armen Sterblichen nur zu sehr abhängig sind, — nur dann rufe ich nach meiner Mutter. Aber es ist mir doch kein geringer Trost, zu wissen, daß ich dann nur nach ihr zu rufen brauche.

Seit einigen Tagen ist wieder eine Spannung zwischen Luise S. und uns eingetreten. Das arme Mädchen ist ganz in den Händen der Pfaffen und hat hinter meinem Rücken einen neuen Versuch auf meine Frau gemacht — ihr nämlich heimlich einen Brief zustellen lassen, in welchem sie ihr mit allen Schrecken der Hölle droht. Die Wirkung war ein augenblickliches hitziges Fieber; es ging zwar wieder vorüber, aber ich fühlte mich doch genötigt, dem Fräulein zu schreiben, daß, im Falle sie ihren frommen Eifer nicht zügeln könne, ich sie bitten müsse, die Kranke nicht mehr zu sehen. Sie kam auch nicht mehr.

Es wird wohl bald alles vorbei sein; denn unverkennbar lagern sich schon die Schatten des Todes auf das Antlitz der Leidenden. Ich verlasse sie keinen Augenblick, die ja jede Stunde erlöschen kann, und deren letzter Blick gerade mich, nur mich, mich allein suchen wird. Es gibt schwere, ja furchtbare Pflichten, denen man sich doch nicht entziehen kann, darf, noch will.

Einen Zukunftsplan jetzt schon zu entwerfen ist fast unmöglich. Nur das schwebt mir vor, daß ich einige Zeit der Kinder, das heißt der täglichen und persönlichen Sorgen um sie, mich entschlagen muß, um mein ganzes Wesen, nachdem ich mich einigermaßen von den Leiden dieser Zeit erholt, auf geistige Thätigkeit konzentrieren zu können, um mir und ihnen eine ehrenvolle Zukunft zu erringen. Das jüngste Kind möcht' ich am liebsten hier in der Kost lassen, eines der größeren Euch anvertrauen. Aber das dritte?

Für heute nur noch Grüße und Küsse

von Euerm Franz.

5. Februar.

Ich erwarte jetzt ruhig, aber in fester Haltung, was weiter kommen soll. An dem Panzer, mit welchem meine Brust umgürtet

ist, werden all' ihre Bemühungen wie eitel Glas zerspringen; denn im allerärgsten Falle würde ich mir nicht einmal etwas daraus machen, wenn meine Frau außerhalb des Friedhofs beerdigt werden müßte. Das sind ja Dinge, mit denen man große Kinder, nicht Männer schreckt. Diesen ist Gottes freie heilige Erde überall.

Brief an Luise S.

Verehrtes Fräulein! Mit schmerzlichstem Bedauern muß ich es Ihnen sagen, daß Ihr beklagenswerter Brief eine sehr traurige Wirkung gemacht hat; denn meine arme Frau verfiel gleich nach Lesung desselben in ein so hitziges Fieber, daß ich schon das Schlimmste befürchtete, und ist auch heute ihr Zustand ein in bedeutendem Grade verschlimmerter. Wenn ich nun auch leider selbst sie für verloren halten muß, so kann ich doch niemand mehr, so lieb und wert er auch ihr und uns sein möge, gestatten, beschleunigend in den traurigen Naturprozeß einzugreifen, und halte es für meine heiligste Pflicht, mir von der einzig wahren Religion, der des Herzens und der Humanität diktiert, jede fernere Beunruhigung der Leidenden um jeden Preis hintan zu halten. Ich muß daher, so unendlich weh es mir in tiefster Seele thut, Sie bitten, wenn Sie mir nicht versprechen können, fortan Ihren frommen Eifer zu zügeln und über Gegenstände religiöser Anschauung das unverbrüchlichste Schweigen zu beobachten, lieber schon jetzt im Geiste von der armen Serafine Abschied zu nehmen und sie nicht mehr zu sehen. Daß doch Ihr eigenes, engelgutes Herz, von einem Wahn befangen und beherrscht, Sie nicht vor einer so unedlen Handlung bewahrt hat, als es die einer schwer Kranken wiederholt bereitete Qual genannt werden muß, daß Ihre „christliche Liebe" Sie zu der größten Grausamkeit verleiden konnte, die darin liegt, einer Sterbenden, die mit solchem Mute ihrer Auflösung entgegensieht, ihn zerstören zu wollen durch Schreckbilder — die allerdings machtlos sind gegenüber der tiefen Ueberzeugung eines ganzen Lebens, einer Ueberzeugung, die nicht bloß, wie die Ihrige, darauf gebaut ist, daß man Sie eben von Kindheit auf so und nicht anders gelehrt hat (ein Beweis, den auch der Jude, der Protestant, der Türke, der Hindu und Chinese für die alleinige Wahrheit und Echtheit seiner Religion anführen kann), sondern einer Ueberzeugung, die unerschütterlich gegründet ist auf die Gesetze der Vernunft, der höchsten Gottesgabe, auf die Erfahrungen der Jahrhunderte, auf die Geschichte der Menschheit, auf die Resultate und Forschungen der Naturwissenschaft, auf die Ideen und Ansichten der edelsten, geist-

Digitized by Google

vollsten und größten Männer aller Zeiten, von denen viele ebenso ihr Blut und Leben dahingegeben haben für ihre Behauptung wie die Märtyrer und Heiligen der von Ihnen allein verehrten Kirche, wie Jesus Christus, dieser hochgesinnte Mensch, den man eben auch getötet hat, weil seine Lehre von jener seiner Zeit, seines Volkes abwich, weil er sich anmaßte, an Anschauungen und Zuständen rütteln zu wollen, die damals als die unanfechtbaren galten. Sie haben mich gezwungen, ganz gegen meine Absicht gezwungen, Sie dann doch auch darauf aufmerksam zu machen, daß ja auch Sie im Irrtum sein könnten.

Serafine vergibt Ihnen gern die Aufregung und Kränkung, die Sie ihr bereitet haben, indem Sie glaubten, mit so allbekannten, längst auswendig gelernten Phrasen sie in Angst reden und zur Verleugnung ihres ganzen Wesens, zur Heuchelei in der Stunde des Todes bestimmen zu können. Sie sendet Ihnen, wenn Sie obige Bedingungen nicht annehmen und daher nicht mehr kommen wollen, aus vollem Herzen ihren letzten Gruß und innigsten Dank für alle ihr so schön bewiesene Freundschaft, und beklagt es wahrhaft, daß ihr Schicksal Ihnen solche Pein verursacht.

Indem auch ich Ihnen die Versicherung der allergrößten Achtung und Verehrung Ihres Wesens, der ewigen Dankbarkeit gebe, zeichne ich mich mit tiefbetrübter Seele

Ihr ergebener

Franz Nissel.

Familienbrief. St. Georgen, 8. Februar 1868, 9 Uhr morgens.

Vor einer Stunde ist meine Frau verschieden. Montag nachmittag das Begräbnis — an ihrem Geburtstage. Noch bewahre ich meine Fassung, kann aber nicht mehr schreiben.

Euer armer, schwergeprüfter Franz.

Familienbrief. St. Georgen, 11. Februar.

Meine Teuren! Meine Hand zittert. Mit dem Begräbnis ist alles gut gegangen. Ja, es war eigentlich gerade durch die Abwesenheit der Geistlichkeit, durch das Wegfallen jedes Gebetgeplärrs eine erhebende Feier zu nennen. Die Bevölkerung beteiligte sich sehr zahlreich daran. Schon um zwei Uhr erfüllte, nicht abweisbar, die Menge unsre ganze Wohnung, so daß ich gar nicht wußte, wohin mit den armen kleinen Kindern, um die sich alles teilnahmsvoll grup-

pierte. Ich selbst darf wohl von mir behaupten, daß ich die Standhaftigkeit eines ganzen Mannes behauptete. Ich stand dabei, als die geliebte Leiche, noch immer wunderschön, in den Sarg gelegt wurde, und als der schwarze Schleier dabei vom Kopfe losging, befestigte ich ihn mit eigener Hand wieder und drückte den letzten Kuß auf die eiskalte Stirn. Dann schloß sich der Deckel auf ewig und vom Thore aus setzte sich der ziemlich lange Zug in Bewegung, kein Führer, kein Kreuz voran, sondern der Sarg allein getragen von acht Bürgern; ihr Adalgisenschleier statt des fehlenden Bahrtuches.

Oben im Friedhof wurde der Sarg in die Gruft gesenkt, ebenso lautlos, als der Zug gegangen war. Dann trat ihr Bruder Karl auf die daneben liegende Steinplatte und hielt eine kurze Ansprache an die Versammelten. Er sagte ihnen in meinem und seinem Namen Dank für die Teilnahme und setzte hinzu, ihr Benehmen beweise, daß sie den Spruch Jesu Christi: „Richtet nicht, damit ihr nicht wieder gerichtet werdet," wahr und recht verstanden haben. Bei diesen Worten ging ein beifälliges Gemurmel herum.

Wie Balsam fiel es übrigens doch in mein qualerfülltes Herz, daß das Begräbnis meiner Marguerite — ich möchte sie jetzt gern wieder so nennen, wie in der ersten Zeit unsrer Liebe — sich zu einem Triumph der Aufklärung gestaltete.

Uebrigens muß ich es, um gerecht zu sein, dem Pfarrer nachsagen, daß er sich seit meiner schriftlichen Erklärung ruhig verhielt. Ich bin gerecht auch gegen meine Feinde und werde nimmermehr so charakterlos sein, *sie* zu etwas zwingen zu wollen, nachdem ich *mich* zu nichts bestimmen ließ.

Ich danke, danke mit Thränen meiner armen Marguerite. Sie hat mir durch dieses Hochgefühl, das mich durchdringt, diese Stunden des Schmerzes so sehr erleichtert, wie es nur immer möglich war. Ihr Tod war ruhmvoll, wie der einer Heldin.

Euer armer Franz.

Familienbrief. St. Georgen, 19. Februar 1868.

Teure Mutter! Teure Lina! Beruhigt Euch. Es konnte wohl doch nicht ausbleiben, daß ich endlich zusammenbrach, nachdem ich durch Wochen und bis zum letzten Augenblicke, ja, über ihn hinaus eine Standhaftigkeit bewiesen hatte, wie sie wohl selten ihresgleichen finden dürfte. Niemand hat in den schrecklichen drei Tagen, vom Eintritte des Todeskampfes bis sich die Gruft schloß, mich auch nur eine Miene verändern gesehen. Vielleicht war das gerade nicht gut.

Digitized by Google

Ich habe gestern, gedrängt von den Grazer Freunden, die inzwischen auch schon für mich gehandelt haben, eine Eingabe an die Schillerstiftung abgesendet. Leitner hat an Anastasius Grün, Hamerling an Halm (Präsident der Schillerstiftung) geschrieben. Ich bin von dem allem wie betäubt. Wohl ist mir dabei nicht zu Mute, daß ich das neue Dasein, welches ich jetzt beginnen muß und welches nur erträglich werden kann, wenn Ehre und Ruhm es erfüllen, mit Betteln eröffnen soll. Und ich thät' es auch bei Gott nicht für mich, aber die armen Kinder!

Alfred bleibt hier in der Kost, das ist eine schon ausgemachte Sache. Georgine und Gustav! — Ihr wart so gut, dem Wunsche meines Herzens zuvor- und entgegenzukommen, indem Ihr mich gleich dazu aufgefordert habt, Euch beide zu bringen. Wem sollte ich wohl die hilflosen Geschöpfe lieber bringen, lieber in die Arme legen, als Euch, meiner Mutter, meiner Schwester?

Ich weiß aber dessenungeachtet recht gut, daß weder die Regung Eurer Großmut, noch mein sehnlicher Wunsch genügen, über die Schwierigkeiten der Ausführung hinwegzuhelfen.

Ich bin dessen wohl bewußt, daß es Euch viele Opfer Eurer Bequemlichkeit sowohl, als materielle Opfer kosten wird, wenn ich auch streben will, Euch diese letzteren, so viel als möglich ist, zu erleichtern. Geht immerhin noch einmal zu Rate mit Euch und sagt es mir neuerdings bei kälterem Blute. Es wird mich beruhigen.

In wenigen Wochen glaube ich bei Euch sein zu können, jedenfalls meinen Geburtstag in Eurer und der Kinder Mitte zubringen und nach so viel Leiden doch endlich einmal einen gemütvoll wohlthuenden Tag zu verleben. Ganz leicht werd' ich mich von St. Georgen doch nicht trennen. Das schöne Lied: „Daß ich im Frühling scheiden soll" tönt mir im Ohr, ich hör' es, gesungen im Geist von einer Stimme, die niemand mehr vernehmen wird, sie tönt mir leise aus einem Grab herauf. Dennoch heiße ich die Frühlingsluft willkommen; denn mein ermüdetes geistiges und physisches Wesen braucht sie. Und mir soll der Lenz bringen, was mir den besten Trost gewähren kann, den Beginn geistiger Thaten, Eure und meines lieben Freundes wohlthuende Nähe. In einem freundlichen Familienleben, in welches das Heranblühen meiner Kinder Frische und Freudigkeit bringen soll, beruht ja meine ganze Lebenshoffnung jetzt, was mein Gemüt betrifft, mein ohnehin schwerkrankes Gemüt, das nur in einem solchen Heilung finden kann. Ich weiß wohl, daß meistens auch die bescheidenste Hoffnung auf das bescheidenste Glück den Menschen täuscht, aber daß er sie doch nähre, daß sie ihm nicht von vornherein

getrübt und entrissen werde, davon hängt es ab, ob er seinem Geschick erliegt oder mannhaft mit ihm fortzukämpfen im stande sei?

Ja, wir sollten in allem recht sehr zusammenhalten; denn wir sind doch eigentlich alle drei recht arme Sterbliche!

Die Interessen meiner Kinder müssen aber auch von Euch als mit den unsern unauflöslich verbunden betrachtet werden; denn auch das sind arme Kleine, die keine Mutter mehr und einen sehr ohnmächtigen Vater haben und nicht gefragt wurden, ob sie auch in diese schnöde Welt hinein wollen.

Ich bin mir jetzt ziemlich klar darüber geworden, was ich arbeiten muß und hoffe daher den nächsten Winter fruchtbar zu benützen, wenn ich nur leidlich gesund bin.

Seid innigst umarmt von Eurem Euch liebenden

Franz.

P. S. Sehr schmerzlich wird mir der Abschied von Alfred sein, der recht lieb geworden ist und sehr an mir hängt. Er ist sehr hübsch und jetzt, wie es scheint, ganz gesund. Hier lassen muß ich ihn wohl jedenfalls.

Am 14. März Ankunft in Wien. Neuer Plan des „Troubadours" als Doppeltragödie: „Ingeburg" und „Agnes". Die Novelle „Madonna ohne Gnaden" geschrieben.

1869.

Wiederaufnahme des „Königsrichters", Umarbeitung desselben in Verse. Lustspielplan („Matthias Corvin").

Der Staat en miniature ist oft gleichzeitig die Pflanzstätte der Kirchturmpolitik und des Weltbürgertums; denn während er gewöhnliche Naturen in philiströsen Egoismus einspinnt, zwingt er begabtere Geister, über die allzu eng gezogene Schranke hinauszustreben in das unendlich Weite, edlere Herzen, die nicht in paradiesischem Patriotismus aufzuwallen vermögen, der ganzen Menschheit zu schlagen.

Der Großstaat dagegen, indem er eine größere Gemeinschaft gründet und den Massen ein höheres, blendenderes Ziel setzt, höheren Stolz einflößt, hebt zwar die Kirchturmpolitik völlig auf, läuft aber Gefahr, der Entwickelung der Menschheitsidee im nationalen Egoismus andre — weiter gezogene, aber viel mächtigere Schranken zu bauen. Er sammelt die Menschheit in größere Gruppen, schließt aber eine gegen die andre viel schroffer ab, weil er sie feindlich gegeneinander

Digitized by Google

setzt und so wie er die stärkeren Geister, die edleren Herzen an seine würdigeren — oft wohl nur großartigeren Ziele zu fesseln weiß, wendet er sie nicht selten dem allgemeinen und höchsten Ziele der Menschheit ab. Die Macht- und Interessenpolitik im großen Stile droht jeden Augenblick jene der Freiheit und wahren Kultur zu vernichten oder paralysiert sie doch wenigstens. Er zeugt das der männlichen Charakterbildung, auf welcher die Freiheit und der geistige Fortschritt basieren, gefährlichste Uebel — die politische Monotonie. Indem er eine bestimmte Kulturform auf seinen Riesenschild erhebt, den tausende von gebeugten Nacken zu tragen verdammt sind, macht er sie in sich selbst erstarren; indem er sie verbreitet und ihren Triumph erzwingt, wandelt er sie aus der Gottheit, der freie Geister huldigen, zum Götzenbilde, vor dem Sklaven im Staub liegen. Erstarrte Kultur aber, wie hoch entwickelt sie auch sein mochte bis zu dem Moment der Erstarrung, ist doch nichts andres als höchstens potenziertes Chinesentum. Indem ich diese Gedanken verfolge, muß ich unwillkürlich an die wunderbare Scene in Kinkels „Nimrod" denken, in welcher er die Entstehung aller Kultur schildert und jene Gefahr schon aus ihren Keimen entwickelt. (Seite 59, Rede Obed Baals.)

1870.

Wien.

Ich bin ein eigener Mensch, tiefer empfindend vielleicht als irgend einer, aber auch weniger fähig, Empfindungen lebhaft zu äußern — nur in intimsten Verhältnissen. Dazu kommt noch, daß ein Schicksal, wie es verschüchternder kaum denkbar ist, meine etwas verschlossene Natur noch mehr in sich hineingedrängt, in sich verfangen gemacht hat. Auch geht meine Abneigung vor jener heute alltäglichen, unechten Extase so weit, daß ich mitunter, wenn unwillkürlich ein wärmeres Wort sich auf meine Lippen drängt, es unterdrücke, aus Furcht, es könnte auch nur für eine zudringlich aufhüpfende Welle des allgemeinen Schwalls großer Reden gehalten werden. Aber ich sehe ein, daß dies oft ein sehr großer Fehler ist.

1871.

Lustspielplan zurückgelegt. „Agnes von Meran" begonnen.

Brief an einen Freund in Graz.

Teurer, verehrter Freund! Ich habe „Danton und Robespierre" erhalten und danke Ihnen herzlich für die Zusendung dieses mit

Spannung erwarteten Werkes. Ich hab' es nun zweimal gelesen und auch dann noch durchgeblättert und einzelne wichtige Scenen wiederholt. Dennoch — lassen Sie mich es gestehen — bin ich in einiger Verlegenheit, was ich Ihnen darüber sagen, welches Urteil ich darüber fällen soll. Ich weiß nicht: ist dieses Werk zu bedeutend und teilweise überwältigend, um in kurzer Zeit völlig durchdrungen zu werden, oder war ich zu sehr von der eigenen Arbeit gefesselt und zerstreut, trotz aller Anstrengung nicht im stande, meine Aufmerksamkeit genugsam darauf zu konzentrieren — oder endlich, hat meine Fassungs- und Urteilskraft überhaupt abgenommen? Mit einem Worte, ich bin mir noch nicht vollkommen klar, wage noch kein eigentliches Urteil, maße mir keines an — will Ihnen deshalb auch nur von meinen Eindrücken reden. Nun denn! — Bis zum Schlusse des dritten Aktes blieb ich bei der Lektüre in ungeheurer Spannung, fort und fort mußte ich des Dichters Gestaltungskraft, seine herrliche Charakteristik, die Macht seines Ausdruckes anerkennen und bewundern, überall trat mir der große Dichtergeist entgegen, der Robert Hamerling unbestreitbar ist. Was Talent und Beruf betrifft, stelle ich ihn so hoch als irgend einen. Auch fand ich echtes, dramatisches Leben genug, wenn auch nicht nach der heutigen Theaterschablone, von der Heinrich Laube gar nicht mehr abstrahieren zu können scheint, Heinrich Laube, der dieses Werk in höchst banaler Weise abfertigt und doch selbst nicht im stande ist, auch nur eine Scene zu schaffen, wie sich hier wohl ein Dutzend vorfinden, würdig der Feder eines Shakespeare, an den ich überhaupt oft gemahnt wurde, ohne daß ich von irgend welcher Nachahmung reden kann. So müßte z. B. das Versöhnungsmahl bei Danton von höchstem Erfolge auf der Bühne sein, der darauf folgende Aktschluß von unfehlbarer Wirkung. Diese zweite Abteilung des zweiten Aktes schien mir überhaupt die glänzendste Partie des Stückes. Ebenso möchte ich für die Kerkerscene, wenn sie stark gekürzt würde, auch für die Vorgänge im Walde von Montmorency stehen.

Gar lächerlich find' ich es, dem Dichter vorzurücken die neunundvierzig Personen seines Stückes seien Beweis, daß er es nicht verstehe, dramatisch Maß zu halten. Zählt doch auch Wilhelm Tell deren siebenundvierzig und macht dennoch große Wirkung, trotzdem mehrere derselben den Helden bedeutend in den Schatten, ja sich so in den Vordergrund drängen, daß eigentlich statt dem Titelhelden das Schweizervolk zum Helden wird. Ein Stoff, der sich ganz ohne Massenbewegung abthun läßt, ist „Danton und Robespierre" allerdings nicht, wollte man aber alle Stoffe, die das mit ihm gemein haben,

Digitized by Google

als undramatisch verwerfen, so müßte man fast den ganzen Shakespeare vom Repertoire streichen, ihn, den Dramatiker par excellence. Seine Form gehört freilich stark seiner Zeit an; aber Hamerlings Werk ist auch ungleich konzentrierter im Bau, als seine meisten historischen Stücke. Der vierte Akt, insbesondere die Scene der Madame Theot im Salon der Marquise, ist mir sogar, aufrichtig gesagt, zu theatralisch. Die Inscenesetzung würde allerdings große Schwierigkeiten haben, aber ich würde mich getrauen, sie zu überwinden, während der als Regisseur berühmte Exdirektor des Burgtheaters daran zu verzweifeln scheint, indem er sagt, es könne ohnehin gar keine Bühne an eine Aufführung auch nur denken. So viel über die Bühnlichkeit. In dieser Beziehung braucht Hamerling gewiß nicht zu verzweifeln und sich abschrecken zu lassen. Daß er die Bühne noch nicht ausgelernt, wird er wohl selbst wissen. In einem Punkte nur — leider ist es ein wichtiger — scheint mir Laube recht zu haben. Er sagt nämlich, daß man nach der Kriegserklärung am Schlusse des zweiten Aktes nun als Hauptmoment der Tragödie den Kampf der beiden revolutionären Titanen erwartet und fordert, ihn aber beim Wiederaufziehen des Vorhangs mit großer Enttäuschung völlig abgeschlossen findet.

Das ist wahr und scheint mir darauf hinzudeuten, daß „Danton und Robespierre" ein zu gewaltiger Stoff, um ihn in einer Tragödie voll auszuführen, wie mir denn überhaupt dieses Werk das Gefühl erweckt hat, als könne man die französische Revolution nur dann ohne Gefahr dramatisieren, wenn man sie in einer Reihe von Tragödien behandelt, von denen jede ein selbständiges Ganze und die sich doch wieder gegenseitig ergänzen. Selbst einer Dichterkraft ersten Ranges wie Hamerling (der die ganze Korruption des römischen Cäsarentums in einer Gestalt zu konzentrieren wußte) gelang es nicht, den vollen Revolutionssturm in diesen engen Rahmen einzufangen, oder vielmehr, indem er uns die letzten Windstöße schildert, uns zugleich zum Bewußtsein zu bringen, was ihn entfacht, wie er in voller Kraft gewütet haben mußte. Wir fühlen nirgends recht die tragische Majestät dieses Sturmes, den erfrischenden Gewitterhauch, der er doch trotz seiner zerknickenden Wut war, das furchtbare, aber nicht unverdiente Gottesgericht über eine verfaulte Welt, sondern nur in allen Gliedern mit die Ermattung nach diesem Fieberprozesse. Daher mag es kommen, daß der Eindruck des Ganzen ein mehr peinlicher als erschütternder ist. Auf mich wenigstens war er so — und während jede einzelne Scene der ersten drei Akte und noch manche andre mir Bewunderung und gewaltigen Respekt

Digitized by Google

einflößte, war ich vom Ganzen eher abgestoßen und mußte mir sagen, daß daran doch nicht bloß der unvermeidliche Blutgeruch schuld sein könne. Wir sehen alle Irrtümer, alle brutalen Leidenschaften walten, wir sehen die eiserne Konsequenz des Systems, die kalte Grausamkeit der Idee, ja das Dämonische in ihrem Wesen — nur ein Element fehlt in dem Stücke — der warm verföhnende Hauch des heiligen Enthusiasmus. Wir finden nicht einmal eine Reminiscenz davon. In dieser Beziehung an die Gelehrsamkeit appellieren, historische Kenntnisse voraussetzen, ist immerhin mißlich für einen Dramatiker, der, wie Hamerling will, soll und kann, nicht für litterarische Kreise, sondern für seine Nation schreibt. Ich möchte sagen, das Stück schwebt durch seine Exposition in der Luft. Wir werden in eine ganz neue Welt versetzt, oder richtiger, in ein Chaos, das nach Zertrümmerung einer alten zurückblieb — wir sehen aber nichts mehr von den Trümmern, sie sind völlig weggeräumt, Tabula rasa gemacht, ja der Zerstörungsprozeß selbst ist so vorüber, daß wir kaum etwas von ihm erfahren und fortan nur blindes Wüten sehen darüber, daß aus dem Chaos die neue Welt nicht entstehen will. Der beruhigende Gedanke, daß dies noch gar nicht möglich war, daß eine Periode trotz ungeheuerster Anstrengung und wahnsinniger Opfer sich zu schwach erweisen mußte, das Werk der Zerstörung und das der Rekonstruktion zu vollführen, daß die Bedeutung der französischen Revolution die Aufwühlung des Bodens zur Aufnahme der Zukunftssaaten, dieser Gedanke kommt gar nie zur Geltung, weder im Verlaufe des Dramas, noch in den langatmigen Schlußreden Robespierres, die eher den tödlichsten Pessimismus aushauchen, welcher Eindruck in nichts abgeschwächt wird durch die, wie mich bedünken will, gewaltsam hineingezwungenen Phrasen modernster Tendenz über die Unfähigkeit gerade des französischen Volkes zur Freiheit. (Hier läßt Hamerling zu sehr sich selbst reden an Stelle Robespierres.)

1872.

Einreichung des „Königsrichters“ im Stadttheater. Entrevue mit Laube nach langer Zeit. Tod meiner Schwägerin Irene.

1873.

Zurückweisung des „Königsrichters“.
Tod meiner Schwägerin Anna.

Digitized by Google

1874.

Tod meiner Schwiegermutter.

Vollendung und Einreichung meines Schauspiels „Rudolf von Erlach". Annahme desselben.

Gesuch um das Staatsstipendium.

Wer irgendwie von der Natur des dichterischen Schaffens etwas ahnt, wird zugeben müssen, daß Kränklichkeit, Armut, bittrer Kummer und die daraus sich ergebenden hundertfältig peinlichen Stimmungen demselben nicht günstig sind. Ist es ein Wunder, wenn da der Dichter — den ja selbst unter günstigeren Sternen so leicht Entmutigung und Mißtrauen in seine Kraft befällt, wofern er sich ein hohes Ziel gestellt und Unbescheidenheit nicht das Kennzeichen seines Wesens ist — unter drückenden Verhältnissen noch viel häufiger und schwerer davon heimgesucht wird? Ich kann von mir behaupten, daß ich mich niemals aufgegeben, sondern im stillen immer fortgerungen. Zahlreiche Pläne und Fragmente liegen in meinem Pulte. Und doch fühle ich, daß dies alles die Frage nicht von mir abzuwehren vermag, ob ich denn meinen Bedrängnissen gegenüber völlig die Hände in den Schoß gelegt gegenüberstehe? Und die Antwort wird mir hier schwer, ja unmöglich, da es Verhältnisse und Zustände gibt, an denen man keine Schuld trägt und die dennoch erdrückend und lähmend auf uns wirken, gegen deren Bloßlegung aber, ob sie auch manchen Vorwurf der Welt von uns abwenden würde, sich unser Zartgefühl sträubt.

Wenn ein ungeheurer Schlag und Schmerz, wie es für mich der Tod meiner Gattin war, auf einen Menschen niederfährt und ihn zu Boden wirft, mag er sich wohl nach und nach wieder aufraffen — unter sonst leidlichen Umständen. Wenn aber gleichzeitig Sorgen, Demütigungen und Widerwärtigkeiten aller Art auf ihn einstürmen, den sich Erhebenden stets wieder niederzerren und nicht von ihm weichen wollen, dann tritt nur allzu leicht ein gewisser Grad geistiger Verstörtheit ein, die periodenweise nicht nur jede geregelte anhaltende Arbeit, sondern jedes Schaffen überhaupt, trotz allen Ankämpfens dagegen, fast unmöglich macht. Die Seelenangst darüber vermehrt noch die Zahl der quälenden Dämonen und trägt dazu bei, die so unentbehrliche Sammlung zu hindern. Das war und ist leider mein Fall. Dennoch gebe ich mich noch keineswegs auf. So reifen die Werke, mit denen ich beschäftigt bin, freilich langsam — sehr langsam — aber sie reifen doch, und ich habe die Zuversicht, man wird

Digitized by Google

es ihnen nicht anmerken, unter wie ungünstigen Sternen sie entstanden sind, wohl aber durch sie zur Ahnung kommen, was, der sie geschaffen, unter günstigen wohl würde geleistet haben.

1875.

Linas schwere Erkrankung, Todesgefahr.

1876.

Erkrankung der Mutter und Tod derselben.

1877.

Vollendung der „Agnes von Meran".

Das waren trübe Jahre seit dem Tode meiner geliebten Gattin. Es gibt auch eine Scham des Unglücks, und wenn man immer nur zu klagen und wieder zu klagen hat, so bäumt sich dagegen endlich der Mannesstolz auf und man verstummt lieber — selbst teilnehmenden Freunden gegenüber, die man mit ewig trostlosen Mitteilungen auch zu ermüden bangt. Lebte ich doch auch hier in äußerster Zurückgezogenheit, unter peinlichsten und drückendsten Verhältnissen, mein Leben durch Gaben der Schillerstiftung und des Staates fortfristend, von Kalamitäten aller Art heimgesucht — besonders von schweren Erkrankungen und Todesfällen in der Familie. Ich begrub meine teure Mutter, meine Schwiegermutter, zwei Schwägerinnen im Alter von zwanzig und zweiundzwanzig Jahren, meine eigene Schwester erkrankte zweimal schwer und war bereits von den Aerzten verloren gegeben, erholte sich zwar dennoch, war aber lange der äußersten Schonung bedürftig. Unter diesen Sorgen und Aufregungen litt denn auch wohl mein dichterisches Schaffen, zumal ich durch all meine Erfahrungen, durch den Mangel an eigentlicher Anerkennung mich auch nur tief entmutigt fühlen konnte. Zählt man mich doch gar nicht mehr mit, wenn von den dramatischen Dichtern der Gegenwart die Rede ist.

Dingelstedt zwingt mich nach dreijährigem Hinhalten zur demütigenden Zurückziehung des „Erlach" gegen eine lumpig geringe Entschädigung.

„Agnes" erscheint im Druck. Wird beinahe vollständig ignoriert.

Bitterste Sorgen des Vaters.

Existenzlosigkeit. Kränkungen und Demütigungen des Dichters.

Digitized by Google

1878.

Völlige Hoffnungslosigkeit. Brief von Julian Schmidt. Nach langer Nacht endlich volles Hoffnungslicht und glückseligste Stimmung meines Lebens.

Die Verleihung des Schillerpreises.

Concordiafest. Mir unmöglich, dabei zu erscheinen.

Mein Brief an den Präsidenten der „Concordia“:

Brief. 8. Dezember.

„Zu meinem tiefsten Bedauern durch meinen leidenden Gesundheitszustand verhindert, persönlich in jenem edlen Kreise zu erscheinen, der heute auch mir zu Ehren sich zusammenfindet und so mit schwerem Herzen auf den vielleicht erhebendsten Moment meines Lebens verzichtend, richte ich an Sie die Bitte, den Gefühlen, die mich in diesem Augenblicke so mächtig bewegen, ein freundlicher Vermittler sein zu wollen. Ich möchte wenigstens im Geiste in der Versammlung sein, im Geiste das Wort ergreifen und aussprechen, wie hochbeglückt ich mich fühle, so wohlwollender Teilnahme, so warmer Anerkennung, so rückhaltloser Zustimmung gewürdigt zu werden. Mit welch inniger Freude erfüllt mich der Gedanke, daß es mir vom Geschicke beschieden war, diesem würdigen Vereine, der sich so schön und bezeichnend ‚Concordia‘ nennt, dem ich selbst mit Stolz angehöre, der so viele durch Geist und Wissen, Talent und Charakter hervorragende Männer in seiner Mitte zählt, also schon überreich an Ehren ist, doch auch mit meinem bescheidenen Verdienste noch ein klein wenig Ehre zu machen. Welch ein Lohn für langjähriges Ringen! Welche Ermutigung für alle Zukunft! Welche Warnung, nie wieder zu ermüden! Welche Mahnung, stets höher und höher zu streben! Und nun möchte ich noch von Sitz zu Sitz schreiten und jedem Einzelnen zum tiefgefühlten Danke herzlich die Hand drücken und rufen: Heil und Ehre all denen, die mich geehrt! Hoch die ‚Concordia‘ für alle Zeit!“

Erster Angriff gegen mich von Albert Lindner.

1879.

Polemik zwischen Paul Lindau und Julian Schmidt.

Mein Artikel: Zur Genesis meiner „Agnes von Meran“. Es ziemt mir nicht und kommt mir auch nicht in den Sinn,

Digitized by Google

mich in irgend eine Polemik einzumengen, die infolge der von der Schillerpreiskommission gefällten Entscheidung sich zwischen litterarischen Gegnern entsponnen hat. Insofern jedoch dabei unter andrem auch der Vorwurf eine Rolle spielt, den einer der Streitenden seinem Gegner macht: „Er habe bei Besprechung meiner ‚Agnes von Meran', der Tragödie gleichen Titels von Ponsard, die mir offenbar die Anregung gegeben und deshalb gar nicht übergangen werden durfte, auch nicht mit einem Wort gedacht" — insofern wurde ich allerdings auch mit dadurch zu nachstehenden Ausführungen veranlaßt. Ein paar Stellen des Artikels, in welchem jener Vorwurf erhoben wurde, benahmen mir zwar das Recht, zu glauben, der Verfasser habe damit andeuten wollen, daß ich Ponsard mehr oder minder stark benützt. Allein da es doch Leute geben könnte, ja zu geben scheint, die etwas dergleichen zwischen den Zeilen herausgefunden haben, so glaube ich, der, wenn auch geräuschlos, doch vielleicht nicht ungefährlich minierenden Arbeit eines umherschleichenden Gerüchtes am besten durch die einfache Erzählung der Genesis meines Werkes entgegenzuwirken. Vielleicht ist sie auch sonst angesichts der in Berlin noch in dieser Saison bevorstehenden Aufführung desselben für die Freunde und Leser dieses Blattes nicht jedes Interesses bar.

Die Anregung zu meiner „Agnes" verdanke ich weder Ponsard, noch irgend einem andern Dichter, ja es war mir von jenem noch gar kein Werk zu Gesichte gekommen, als ich die erste Idee faßte, den Stoff zu dramatisieren; denn es geschah dies vor mehr als zwanzig Jahren und ich war damals noch so jung, daß man eine vollständige und gründliche Kenntnis der neueren französischen Litteratur noch nicht mit strengem Rechte von mir begehren konnte. Der Zufall spielte mir eines Tages ein Buch in die Hand — Histoire de Philippe-Auguste von Capefigue, ein Werk, welches in glänzender und fesselnder Detailmalerei nicht nur Charakter und Leben seines Helden schildert, sondern auch, auf die alten Chroniſten gestützt, ein volles und prächtiges Kulturbild des Landes und der Zeiten gibt, in denen er Schwert und Zepter schwang. Hier fand ich denn zum erstenmal den tieftragischen Konflikt zwischen dem gewaltigen Papste Innocenz III. und jenem Vollblutkönige seiner Doppelehe wegen in ausführlicher und ergreifender Weise dargestellt. Sofort entzündete sich daran meine Einbildungskraft und in wenig Tagen lag der Entwurf eines Trauerspiels in allen Umrissen fertig vor mir da. Doch eigentümlicherweise war weder Agnes von Meran, noch Ingeburg von Dänemark die Heldin, noch König Philipp selbst der Held desselben, sondern eine Phantasiegestalt, ein ganz und gar meinem Gehirn entsprungener

Digitized by Google

Troubadour. Ich plante eine Tragödie der Liebesraserei, die, allem trotzend, vor keiner Schranke, auch nicht der heiligsten, zurückweichend, ihren Gegenstand jedem Geschicke abzuringen, sich frevelhaft vermißt. Der Geist jener Zeit, die bei aller Zartheit des Minnedienstes in so hohem Grade sinnlich war, daß die Sprüche der gefeierten Liebeshöfe mitunter geradezu den Ehebruch predigen durften, bot einem solchen Thema alle Mittel der Durchführung. Ich dachte mir die Handlung so:

Ein Troubadour, heimkehrend aus dem gelobten Lande, wohin ihn mehr die Sucht nach Abenteuern, als religiöser Sinn getrieben, hat Agnes von Meran gesehen und eine unauslöschliche Leidenschaft für sie gefaßt. Nicht ohne Hoffnung, die sie, durch seine Huldigung geschmeichelt, in Selbsttäuschung ihm unbesonnen gab, hat er sich von ihr nur getrennt, um sie durch Ruhmesthaten zu gewinnen. In Paris angelangt, kommt er zu einem Feste des Königs, der, seiner kalten Gattin bereits überdrüssig, sich mit dem Gedanken der Scheidung trägt. In einer Art von Sängerkampf, da alle Ingeburg die Königin zu preisen wetteifern (zu des Königs tiefinnerstem Verdruß), erhebt der Troubadour seine vergötterte Agnes hoch über jene und alle und zwar in so keck beleidigender Weise, daß er gefangen genommen und in den Turm geworfen wird. Allein seine glühende Schilderung der Liebreize der jungen Prinzessin von Meran hat den König mächtig erregt. Er läßt dem Troubadour ihr Bild entreißen und steht geblendet, entzückt, gefesselt. — Darüber sind Monde vergangen. Freunde des Troubadours haben ihm die Mittel zur Flucht verschafft. Er sieht Paris geschmückt zu einem Hochzeitsfeste — dem des Königs, der Ingeburg verstoßen hat und im Begriffe steht, sich mit Agnes von Meran zu vermählen. Verzweiflungsvoll dringt er zu ihr in den Louvre und erfährt, daß sie ihn nie geliebt, dem König ganz ihr Herz dahingegeben. Knirschend vor Eifersucht bäumt sich der Troubadour dagegen auf und schwört, ihr zu beweisen, daß jener sie nimmer tief und ewig lieben könne, weil er die Krone über alles liebe, sein Weib ihm nur ein schönes Spielzeug sei — ja, er verschwört sich wild, sie selbst dem Arme des Königs noch, des Gatten, zu entreißen. Und er hält furchtbar Wort. Er ist von nun an der eifrigste Anwalt der unglücklichen Ingeburg. Er pilgert nach Rom, ihre Sache dem Papst ans Herz zu legen. Er regt, von Dorf zu Dorf ziehend, in Frankreich durch seine Lieder das Volk auf, indem er, längst schon ein Ketzer, innerlich den religiösen Fanatismus verhöhnt, den er selbst zur hellen Flamme anhäuft. Er ist die Seele der Verschwörung jener trotzigen Vasallen, die sich der Königsmacht entziehen wollen. Und als das Interdikt

seine Wirkung gethan, der König sich von Agnes losgesagt hat und diese, ein Bild des Jammers, in die Verbannung zieht, da mahnt er sie an seine Prophezeiung, bietet sich ihr als letzten Freund, will ihr beweisen, wie unzerstörbar seine Liebe sei. Schon fängt er, von ihrem Anblick erschüttert, halb zu bereuen an, was er gethan, doch hofft er noch, sich selbst belügend, es werde die Zeit ihren Schmerz heilen und sie ihm sich zuwenden. Da tötet sich Agnes vor seinen Augen; denn sie flucht dem Könige nicht, wie er gewähnt, sie liebt ihn noch im letzten Augenblick. Der Troubadour, nun seiner Schuld, der Selbstsucht seiner Liebe, ganz bewußt, sucht auch nunmehr den Tod. Er will zum Louvre und singt unter den Fenstern des Königs ein Spottlied auf ihn, der sich feige dem Papst gebeugt und seine Liebe verraten. Die herbeieilenden Trabanten stoßen den Frevler, der gegen sie das Schwert zückt, zu Boden.

So stand die Tragödie in meiner Jugend vor mir — so ganz anders, als sie nun vollendet der Welt geboten ist, und manchmal — besonders wenn ich die zu einer kleinen, ob auch nicht ganz bedeutungslosen Episode zusammengeschrumpfte Gestalt des Troubadours als besonders anziehend loben höre, will eine Art von Wehmut mich beschleichen, daß jener Jugendentwurf unausgeführt geblieben ist.

Jahre vergingen; andre Pläne und Arbeiten beschäftigten mich, das Leben, das sich mir fast nur von seiner düsteren Seite zeigte, dämpfte gar bald die heiße Jugendstimmung. Immer doch wieder zogen mich jene Gestalten an, wenn auch in immer andrer Gruppierung; es schien oft, als ob sie mir zuwinkten, mich mahnten, sie endlich festzuhalten, als ob sie mir zuriefen: Wir lohnen dich! Immer doch wieder ließ ich sie meinen Händen entgleiten. Je mehr ich mich überzeugte, wie reich dieser Stoff, von wie viel Seiten dichterisch zu fassen, um so mehr bangte mir vor seiner Bedeutung, umsomehr verzagte ich an meiner Kraft, ihn zu bewältigen. Auch mußte ich mir sagen, daß in meinem Vaterlande keine Aussicht sei, ihn auf die Bühne zu bringen — weder in den Tagen des Konkordates, noch einige Zeit nachher. Und in Deutschland, meinte ich, würde man einem selbst in seiner Heimat so wenig beachteten österreichischen Poeten auch nicht mit günstigem Vorurteile entgegenkommen. Für dieses Mißtrauen bin ich nunmehr durch den Schillerpreis bestraft worden — im Ernste auch bestraft! Denn daß ein voller Lichtstrahl wie dieser so *spät* in mein Leben fiel, verdanke ich vielleicht doch mit der Entmutigung, die mich zu leicht und zu oft befiel, und deshalb muß ich doch ein wenig auch an die eigene Brust klopfen und mea culpa! rufen.

Digitized by Google

Inzwischen hatte ich wohl erfahren, daß Ponsard eine „Agnes de Méranie" geschrieben habe. Allein ich wies die Versuchung, sie kennen zu lernen, mit Willen zurück; denn ich besorgte, noch unschlüssiger, noch mehr irre gemacht und entmutigt zu werden. Und ich wollte dem Stoffe doch nie ganz entsagen; ich hielt ihn heilig und der Zukunft vorbehalten. Und so habe ich denn noch vor einem Jahre, als meine „Agnes von Meran" bereits im Drucke erschienen war, Ponsards Werk *nicht* gekannt, von dem mit solcher Bestimmtheit vorausgesetzt wurde, daß es mir die Anregung gegeben haben muß. Als ich im Jahre 1868 jenen ersten Entwurf wieder in Erwägung zog, war er mir doch in vielem fremder geworden und stimmte nicht mehr ganz mit den zahlreichen dazu entstandenen Notizen überein. Nun fesselten mich mehr die Frauengestalten, insbesondere Ingeburg. Ihr Jugendleben *vor* der Unglücksehe, von dem die Geschichte nichts zu erzählen weiß, trat in eigen ergreifender Weise vor meinen Geist. Ich sah in ihr die überfromm erzogene Jungfrau, die auf die Mahnung des sie beherrschenden Priesters die erste und einzige Liebe dem kindlichen Gehorsam zum Opfer bringt und dadurch den Geliebten in den Tod jagt; ich sah sie kalten, erstorbenen Herzens sich dem fränkischen König vermählen und dafür statt des Heiligenscheines, den sie geträumt, die ungeheure Schmach der schimpflichen Verstoßung einernten. In ihr sollte das Leben und Freude tötende Uebermaß der christlichen Demut und Entsagung zur tragischen Schuld entwickelt werden. Ingeburg ist durch diese Auffassung, welcher ich von nun an durch alle Metamorphosen des Planes treu geblieben bin, ganz und gar zu meiner eigenen Schöpfung geworden. Den Gedanken, sie zur Heldin der Tragödie zu machen, mußte ich gleichwohl aufgeben, weil ihr Geschick vor dem Erscheinen der Agnes historisch keinen Abschluß hat, *diese* aber, sobald sie auf den Schauplatz tritt, unmöglich als Nebenfigur behandelt werden kann. So entstand der Entwurf einer Doppeltragödie, deren erster Teil „Ingeburg", deren zweiter „Agnes von Meran" heißen sollte. Aber auch dieser blieb lange Zeit liegen; denn wie konnte ich hoffen, es werde irgend eine Bühne dem Trauerspiele eines Dichters, dem man den Lorbeerkranz noch nicht aufs Grab gelegt, zwei Abende nacheinander widmen? Als ich zuletzt — mich einen Thoren scheltend, daß ich der Bühnen überhaupt noch achtete, für die ich selbst seit lange schon nicht mehr zu existieren schien — doch an die Ausführung gehen wollte und nun noch den zweiten Teil ausbauen mußte, da nahm das rührende Bild und Geschick der lieblichen Agnes, wie ich es mehr und mehr ins Auge faßte, mich ganz und gar gefangen und endlich fest stand

mein Entschluß, den ganzen Stoff doch in einem Drama „Agnes von Meran" zu konzentrieren, in welchem das Naturrecht der Liebe im Kampfe mit der starren Kirchensatzung, wenn es auch äußerlich erliegen muß, durch ihren Opfermut zu moralischem Siege geführt werden sollte.

Ich denke wohl, daß aus alledem für jeden Einsichtigen und Unbefangenen zur Genüge hervorgehen wird, daß ich dem überreichen Materiale gegenüber, das mir ja fast über den Kopf gewachsen war, es viel nötiger hatte, zu seiner Bewältigung meine ganze Kraft einzusetzen und besonders auch die Tugend der Selbstbeschränkung und Entsagung zu üben, als bei irgend einem andren Dichter auch nur „Anregung" zu suchen.

Dahns „König Roderich" kenne ich nicht, wohl aber meine ich, daß meine „Agnes von Meran" die Konkurrenz mit dem „Grafen von Hammerstein" wohl und mit Ehren bestehen kann. Auch liegt meiner Ansicht nach eine Verwandtschaft mehr in der Grundidee, als in den Charakteren, Situationen und in dem Fortschreiten der Handlung. Zudem bewegt sich in meinem Werke alles in viel größeren Verhältnissen; ein mit Recht berühmter und stolzer König steht dem gewaltigsten der Päpste gegenüber, während es sich dort um das Liebesleben und den Konflikt eines simplen Ritters mit der bischöflichen Jurisdiktion handelt. Bei mir gilt es das Dogma von der Unauflösbarkeit einer katholischen Ehe, dort nur die Beanstandung einer einzelnen Ehe wegen Verwandtschaft — also mehr einen episodischen Fall. Dazu kommt die große Verschiedenheit in Stil und Behandlung und jenes interessante und bedeutende Element, das in Ingeburgs Wesen und Schicksale sich ausprägt. Und wenn auch der historischen Thatsache gemäß, das Stück mit dem äußeren Siege der Kirche schließt, so triumphiert doch moralisch das Naturrecht der Liebe über ihre Satzungen und spitzt sich, durch die Teilnahme, die ihr Opfer erregen muß, die Tendenz *gegen* sie zu.

Und so erfüllt mich denn die tiefe Ueberzeugung, daß gerade dieses Trauerspiel sich als das bühnlich wirksamste meiner Dramen erweisen dürfte, so wie es mir das poetisch bedeutendste derselben scheint. Es darf nicht übersehen werden, daß der Heldin gleichwohl die tragische Schuld nicht fehlt, indem sie jene des Königs zu teilen und auf sich zu nehmen wagt, ohne im blinden und überschwenglichen Gefühle sie auch nur ganz und recht zu erkennen. Denn des Königs Schuld ist nach meiner Intention minder, daß er sich von der ungeliebten und liebelosen Gattin lossagt und dadurch den Anschauungen seiner Zeit ins Gesicht schlägt, sondern vielmehr, daß er sich dazu der

Digitized by Google

verwerflichsten Mittel: der Lüge und Gewaltthat bedienen mußte und zu bedienen im stande war.

Heute schrieb ich an Julian Schmidt. Ihm allein auf Erden bin ich Dank schuldig. Er war es, der das Werk des auch ihm noch ganz unbekannten Poeten seinen Richterkollegen, sie darauf aufmerksam machend, mit großer Wärme empfahl, der den Segen des Schillerpreises mir voll vermeinte und gönnte und nicht schuld daran war, daß er mir in der Folge so sehr geschmälert und verkümmert wurde; dessen Andenken ich deshalb bis zu meinem letzten Atemzug hoch in Ehren halten werde.

Brief.

„Verehrter Freund! Gleichzeitig mit diesen Zeilen geht „Agnes von Meran" in ihrer neuen Gestalt an Sie ab. Ich habe die Kürzungen und Aenderungen (Ihnen zur besseren Uebersicht) dem gedruckten Buche eingefügt. Ich glaube so ziemlich all Ihren Bedenken Rechnung getragen und ein für die Aufführung brauchbares Buch hergestellt zu haben. In einem einzigen Punkte nur war es mir leider trotz besten Willens unmöglich, mit meiner eigenen Empfindung unvereinbar, auf eine mir von Ihnen durch Herrn Dr. B. vorgeschlagene Aenderung einzugehen. Ich konnte mich nämlich nicht dazu entschließen, die Rückkehr der Agnes zu Philipp in der Schlußscene des zweiten Aktes stärker oder anders zu motivieren. Ein Mehr schien mir hier entschieden ein zu Viel. Alle Motive, die außer dem wichtigsten, der alles überwältigenden Leidenschaft, in Betracht kommen können, sind bereits erschöpft. Agnes erfährt aus Ingeburgs eigenem Munde, daß sie den König nie geliebt, nicht zu lieben fähig sei. Dieses Geständnis aus der Gegnerin eigenem Munde halte ich für viel wirksamer, als wenn Agnes durch den König von Ingeburgs Liebe zu dem Jugendgefährten etwas erfährt (wie Dr. B. mir in Ihrem Namen vorschlug). Eine Wiederholung aber würde schwerfällig und gegen den Aktschluß hin geradezu schädlich sein. Wie verletzend es auf die in der Liebe so hingebungsvolle Natur der Agnes wirken mußte, daß Ingeburg im stande war, sich von dem Geliebten loszumachen und dem Ungeliebten zu ergeben, ist in zwei Stellen namentlich stark betont. Alles aber, was ihr Ingeburg im ungünstigen Licht erscheinen läßt, muß notwendig günstig für den König, wirken, so daß ihr eigentlich gegen diesen nur mehr ein Vorwurf übrig bleibt, jener der Unaufrichtigkeit. Sobald auch dieser dadurch

Digitized by Google

entwaffnet ist, daß Liebe zu ihr und Angst sie zu verlieren als das Motiv des so lange bewahrten Geheimnisses erscheint, ist eigentlich nur mehr der Gedanke an die Außenwelt, ihre Satzungen und die daraus sich ergebenden Gefahren zu überwinden. Darüber jedoch setzt Agnes sich im Aufwallen ihres ganzen Gefühls für den König zugleich von Mitleid ergriffen, mit einem kühnen Sprunge hinweg, sowie seine Leidenschaft sich in dem Ausbruche wahrer Verzweiflung in ihrer ganzen Raserei offenbart und sie mit sich fortreißt. Das eben ist ihre tragische Schuld, die hinwegfiele, wenn sie ihren Entschluß schon da ganz klar vor sich rechtfertigen könnte; zudem das Drängende der Situation unmittelbar vor der Trauung, während der Hochzeitszug sich schon naht. Ich möchte fast behaupten, daß in solchem Momente eine Braut, ein noch so kindliches Geschöpf, dazu einem so imponierenden Könige gegenüber, als Fremde und der Heimat fern, auch wenn sie den Bräutigam weniger liebt, kaum die ungeheure Energie finden dürfte, in diesem letzten Momente noch zurückzutreten.

Das Hauptgewicht aber lege ich auf die glühende Dialektik der Liebe und möchte dasselbe auch nicht durch Nebenmotive geschwächt wissen. Ich habe deshalb auch gerade in dieser Scene keine irgend erhebliche Kürzung vorgenommen, sondern glaube des Königs Reden in ihrer vollen Ueberschwenglichkeit lassen zu müssen.

Ich sprach mich hierüber so ausführlich aus, um Ihnen zu zeigen, daß es nicht Dichtereigensinn noch Eitelkeit ist, sondern daß ich hier meiner tiefsten Ueberzeugung gehorchen mußte. Ich hoffe aber ganz zuversichtlich, daß dieses einen Punktes wegen, in welchem sich unsre Meinungen nicht ganz vereinen lassen, keine Verstimmung Ihrerseits mir und dem Werke gegenüber Platz greifen und Ihre Absicht, dasselbe aufzuführen, in keiner Weise erschüttert werden wird. Sie werden gewiß der Empfindung des Dichters eine Stimme zugestehen! So walte denn ein gütiges Geschick! Es ist für mich ein entscheidungsvoller Moment und ich sehe Ihrer nächsten Aeußerung deshalb mit wahrer Sehnsucht entgegen.

Mit bestem, herzlichstem Gruße

Ihr Sie verehrender Franz Nissel.

Bis 15. Jänner doch noch gute Hoffnung gehabt. Von da an beginnende heftige Reaktion gegen meinen Erfolg.

Seligmann Hellers Parallele.

Laubes Zögern mit der Aufführung. Die Saison geht verloren.

Digitized by Google

Heinrich Laube mit plumpem Tritt den Segen des Schillerpreises vernichtend.

Enttäuschung auf Enttäuschung. Auch die Hoffnung auf sonstiges Glück verschwindet.

Aufführung der „Agnes" im Stadttheater, Ende August, nachdem Laube seine Demission gegeben, unter der Regie von Sigwart Friedmann.

Qualen der Vorbereitung. Verstümmelung durch Strakosch, nur in den drei ersten Akten noch zu reparieren. Mangelhafte Besetzung des Kardinals. Tropische Hitze. Mangelndes Publikum. Die Montags-Revue vom 1. September 1879 sagt: „Daraus, daß bei der ersten Vorstellung das Theater nicht ganz besucht war, mögen die Laube'schen Zeichendeuter nur keine bösen Prophezeiungen machen. Die Hitze war gestern so groß, daß niemand sich gerne in die heißen Räume setzte. Laube hat ja selbst in einer seiner Reden gesagt, daß der größte Feind des Theaterbesuches in Wien das schöne Wetter sei. Was also für ihn als wahr galt, gilt hoffentlich auch für das Regiekollegium."

Sechs leere Häuser. Das Stück weder von Laube noch von Lobe aufgenommen.

Beim Wiederantritt der Direktion durch Laube auf die Anfrage einer Dame: Ob er die Agnes nicht wieder geben werde? erwiderte er: „Nein! Der Dichter ist ein talentvoller Mensch, es ist viel Schönes in dem Stück, aber es ist viel zu lang." — „Könnte man da nicht kürzen?" lautete die Einwendung der Dame — worauf er mit grimmig bösem Gesicht: „Er leidet es ja nicht!" Und ich hatte, nachdem ich selbst den dritten Teil des Werkes weggekürzt, mir noch Striche gefallen lassen, nur gegen ein paar der unsinnigsten protestiert. Das Stück, welches ungekürzt gute vier Stunden dauern müßte, war vor zehn Uhr zu Ende gewesen und der Zensurbeamte, der der Generalprobe beiwohnte, sagte mir: ein so zusammengestrichenes Stück sei ihm noch gar nicht vorgekommen. Ueber das Streichen und Einrichten beim Theater ist überhaupt viel zu sagen. Den Unfug, der damit getrieben wird, hat niemand so gefördert wie der Meister-Dramaturg Laube. Er hat Schule gemacht, die nach ihm fortwütet.

Aufführung im Berliner Nationaltheater. Warum da und nicht im Hoftheater, da Herr v. Hülsen unter den Preisrichtern war?

Günstige Kritik in Berlin.

Von da ab Schweigen des Todes.

Ich glaube im Geiste zu sehen, wie mancher den Kopf schüttelt,

Digitized by Google

und höre ihn ausrufen: „Ein preisgekrönter Dichter! und klagt über Mangel an Anerkennung, behauptet, so viel wie nichts erreicht, so viel wie nichts gewirkt zu haben! Welch ein Widerspruch."

Ich werde noch darüber berichten und zeigen, wie jene Auszeichnung für mich — für mich allein — fast wie ein Schlag ins Wasser war; wie man sofort nach der ersten Ueberraschung mit den Achseln zu zucken anfing; wie man dann bald — nur zu bald den Lorbeer, der nach ewig langem Ringen und Leiden mich doch endlich schmückte, mir wieder vom Haupte riß; wie man geschäftig war, ihn grausam bis auf das letzte Blatt zu zerpflücken; wie das gekrönte Werk von den Bühnen unter nichtigen Vorwänden abgelehnt oder unter so feindlichen Umständen zur Aufführung gebracht wurde, daß der Erfolg beeinträchtigt werden mußte; wie man diesen Erfolg, so weit er doch nicht zu bestreiten war, dennoch gänzlich ignorierte, so zwar, daß in kurzer Zeit selbst die Thatsache, daß ich des Preises gewürdigt worden war, der Vergessenheit verfiel und ihrer nie wieder erwähnt wurde — so zwar, daß König in seinem Prachtwerke über die deutsche Litteratur (prächtig durch die äußere Ausstattung des Buches) ein eigenes Kapitel: „Die preisgekrönten Dichter" bringen, darin von Wilbrandt und Anzengruber (den mit mir zugleich Gekrönten) sprechen, meiner jedoch mit keiner Silbe gedenken durfte — in seinem ganzen Werke mit keiner Silbe!! Ich werde auf das alles noch zurückkommen und um so ausführlicher berichten, als es wohl der bedeutungsvollste Moment in meinem Leben war, welcher zu einem großen Wendepunkte hätte werden können — und nicht geworden ist, ja, in welchem die größte Erhebung und der tiefste Sturz, die schönste Hoffnung und die bitterste Enttäuschung, die höchste Ehre, die mir widerfahren und das schreiendste Unrecht, das mir geschehen, in eins zusammentrafen.

Entlassung meiner Schwester aus dem Verbande des Burgtheaters durch Dingelstedt.

Mich trifft die Katastrophe ihrer Entlassung vernichtend; denn selbst, wenn mir die Geldmittel nicht ausgehen, um wie jetzt fort zu vegetieren — noch einen oder zwei Sommer in Wien zugebracht und ich werde gar nichts mehr brauchen. Meine Arbeit aufzunehmen — natürlich auch bisher unmöglich.

1880.

„Ein Nachtlager Corvins". Den Sommer in Wien zugebracht.

Digitized by Google

1881.

Mein fünfzigster Geburtstag.

Es ist mir in der That sehr peinlich, mich heute, nicht ganz zwei Jahre, nachdem mir die hohe Auszeichnung des Schillerpreises zu teil geworden ist, zu dem Geständnisse genötigt zu sehen, daß meine Lage nie sorgenvoller, nie drohender gewesen ist, als eben jetzt. Ja, ich kann sagen, daß die Erfahrungen, die ich mit meinem preisgekrönten Trauerspiele „Agnes von Meran" gemacht habe, mich erst recht belehrten, wie geringen materiellen Lohn das große und ernste Streben auf dramatischem Gebiet in der Gegenwart findet. Haben doch ungeachtet der eklatanten Empfehlung durch ein kompetentes Richterkollegium, ungeachtet der ehrenvollen, zum Teil glänzenden Erfolge des Werkes in Weimar, Wien und Berlin, alle andern Bühnen bis jetzt ihm ihre Pforten nicht geöffnet, haben doch selbst jene Aufführungen mir außer der Ehre nur sehr wenig eingebracht. Ich berühre dies ungern, aber ich muß es, um den nur zu nahe liegenden Irrtum nicht aufkommen zu lassen, als sei mit dem Schillerpreise eine so günstige Wendung meines Geschickes eingetreten, daß ich der Unterstützung ferner nicht bedürfe. Gab ich doch selbst mich dieser Hoffnung hin!

Zehn Jahre hindurch, nachdem mit dem frühen Tode meiner Gattin und der nachhaltigen Erschütterung meiner Gesundheit ein tiefer Einschnitt in meinem Leben geschehen war, war ich fortwährend in Gefahr, meinen drückenden Verhältnissen zu erliegen. Auf jene Pension von siebenhundertundfünfzig Mark beschränkt, wozu sich in den letzten Jahren ein Staatsstipendium gesellte, um das ich aber von Jahr zu Jahr mich neu bewerben mußte und dessen Betrag zwischen dreihundert und fünfhundert Gulden wechselte. Mit einem Gesamteinkommen also von durchschnittlich achthundert bis neunhundert Gulden, dessen ich aber mich niemals sicher fühlen konnte, hatte ich eine Familie von drei Kindern zu ernähren, was gewiß keine zu leichte Aufgabe war. Ja, es wäre unmöglich gewesen, wenn ich nicht mit meiner Schwester zusammen gewirtschaftet hätte. Dennoch war nur ein sehr knappes Auskommen unter mancherlei empfindlichen Entbehrungen möglich, und als die Kinder heranwuchsen, ihre Bedürfnisse sich steigerten und die Ausbildung ihrer besonderen Talente reichere Mittel erheischte und ich deshalb darauf mit schwerem Herzen Verzicht leisten mußte, da gab

es wohl peinlichste Verlegenheiten, verzweifeltste Stimmungen. Ja, ich fühlte, daß es nicht mehr so weitergehen könne und sah doch nicht ein, wie es anders werden sollte. Da kam der Schillerpreis — wahrlich wie ein Deus ex machina. Die tausend Thaler, die er einbrachte, waren ein Zuschuß, der für lange ausreichte. Nun aber ist er doch beinahe zugesetzt und ist mir trotz aller Sparsamkeit nur mehr ein kleiner Rest geblieben. In diesem Jahre aber traf mich ein harter Schlag, der die materielle Wohlthat des Schillerpreises mehr als paralysiert hat. Das Engagement meiner Schwester im Burgtheater, welches nach zwölfjähriger Dauer vor drei Monaten ablief, ist durch Dingelstedt nicht erneuert worden und sie dadurch selbst in eine Art von Notlage geraten. Ich sehe mich dadurch vor die traurige Alternative gestellt, entweder auch sie teilweise erhalten zu müssen oder mich, damit sie andern Erwerb suche, von ihr zu trennen, deren Walten im Hause bei der noch lange währenden Unmündigkeit meiner Kinder und bei meiner eigenen zunehmenden Kränklichkeit mir fast unentbehrlich ist.

So hat sich denn nach kurzem Sonnenblick mein Horizont wieder gänzlich umdunkelt.

Einreichung „Corvins" im Herbst.

1882.

Zurückweisung des Lustspiels: „Ein Nachtlager Corvins" durch Wilbrandt und Annahme der „Zauberin am Stein".

Im September Aufführung und großer Erfolg der Zauberin.

Aus einem Briefe an eine Freundin.

Ein großes Glück aber hat mir dieses Jahr gebracht; nämlich den großen, nachhaltigen Erfolg eines Stückes, auf das ich schon keine Hoffnungen mehr zu setzen wagte, der „Zauberin am Stein", deren Anregung ich vor nun zwanzig Jahren in Gmunden empfing. Es wird aber, das fühle ich, lange dauern, bis der Fall ein zweites Mal wieder eintritt, denn meine Produktionskraft ist durch meine Kränklichkeit schon beeinträchtigt. Und die Verhältnisse der heutigen Bühne sowohl als meine persönlichen enthalten so viel Drückendes und Hemmendes, daß ich voraussehe, mein Schicksal wird im ganzen wohl bis an mein Ende dasselbe bleiben: ein Märtyrer meines Berufes zu sein.

Digitized by Google

1883.

Ehrengabe aus der „Schwestern-Fröhlich-Stiftung".

Angeregte größere Hoffnungen auf eine gesichertere Existenz durch Professor Thausing.

Die Schillerstiftungspension fast auf die Hälfte herabgesetzt, nachdem ich drei Gesuche in derselben Sache einsenden mußte.

1884.

Völlige Isolierung auch nach dem Erfolge der „Zauberin", ihre Ursachen und Wirkungen.

Qualen in dem Streben nach Arbeit.

Nachlaß der geistigen Spannkraft.

Unausgeführte und unausführbare oder hoffnungslose Entwürfe.

Aussichtslosigkeit für das höhere Drama überhaupt.

Bühnenzustände. Geist der Leitungen.

Tod des Karl von La Roche.

Unsre Erbschaft. Anfechtung des Testamentes. Aufregungen ohne Ende.

Besuch bei Dr. Preiß*).

Tiefste Demütigung. Gescheiterte Hoffnung.

Im Dezember 1884.

Das Jahr 1883 hatte mit schönen Hoffnungen begonnen, wenigstens für meine materielle Existenz. Der große Bühnenerfolg meiner „Zauberin am Stein" hat mir an Tantièmen vom Burgtheater die größte Einnahme, die ich je erlebt, eingetragen. Dazu kamen allmählich noch die Erträgnisse von den Aufführungen an andern Bühnen.

Für den Augenblick also und für längere Zeit war ich geborgen. Allerdings war ich in diesem Jahre um das Staatsstipendium nicht mehr eingekommen. Ich war wohl auch des ewigen Bettelns schon müde und froh, mich einmal davon dispensieren zu können. Dieses Stipendium wurde nämlich immer nur auf ein Jahr bewilligt, und es mußte deshalb alljährlich neuerdings ein Gesuch eingereicht werden, in welchem auf die andauernde Notlage, neue Leistungen oder

*) Grillparzers Arzt, Kurator der Grillparzer-Stiftung.

Digitized by Google

doch fortgesetztes Streben hinzuweisen war. Die Abfassung dieser doch immer wieder auf dasselbe hinauslaufenden Gesuche verursachte mir schon eine wahre Pein. Freilich hieß es in der Ausschreibung dieser Stipendien, in welcher auf den vom Reichsrate für Künstlerunterstützungen bewilligten Kredit hingewiesen wurde, jedesmal: „Das Kultusministerium behalte sich vor, an verdiente Künstler auch selbständig und aus freiem Ermessen mehr oder minder dauernde Pensionen zu erteilen.“ Zu diesen älteren und schon verdienten Künstlern schien ich jedoch noch immer nicht zu gehören, auch nicht nach dem Schillerpreise, auch nicht nachdem ich fünfzig Jahre alt geworden, sondern ich wurde immer noch mit den Stipendisten, den erst Erwartungen erregenden und aufzumunternden Kunstnovizen zusammengestellt.

Ich war also nicht eingekommen und mußte darauf gefaßt sein, diesen Teil meines äußerst bescheidenen — wenn man bei solcher Unsicherheit sagen dürfte, regelmäßigen Einkommens ganz zu verlieren. Dagegen rechnete ich immer mit einiger Bestimmtheit darauf, die kleine Pension von siebenhundertfünfzig Mark, welche die deutsche Schillerstiftung mir seit 1868 von drei zu drei Jahren immer wieder bewilligt hatte, mir bis ans Ende meiner Tage zu bewahren. Nachdem ich bekannter und doch auch anerkannter geworden, so dachte ich, wird man sie mir in meinem Alter gewiß nicht entziehen. Man wird sehen, wie sehr ich mich getäuscht. Uebrigens war es mir auch hier immer schmerzlich gewesen, daß man mir diese kleine Pension nicht endlich für Lebenszeit zusichre oder doch für eine längere Periode gewähre, daß ich auch hier alle drei Jahre ein Bittgesuch einsenden mußte. Ich kam ja aus dem Petitionieren gar nicht heraus.

Uebrigens machte ich mir über alles das gerade jetzt keine Sorge; denn unerwartet eröffnete sich mir eine viel bessere Aussicht. Die „Schwestern-Fröhlich-Stiftung“ war soeben ins Leben getreten und eines Tages erhielt ich vom Bürgermeister Wiens als Obmann des Kuratoriums dieser Stiftung ein sehr schmeichelhaftes Schreiben, worin er mir mitteilte, das Kuratorium habe mir eine Ehrengabe von tausend Gulden verliehen, welche ich zur Kräftigung meiner Gesundheit nach Gutdünken verwenden möge. Der Magistratsbeamte, zu dem ich mich zum Zwecke der Einkassierung zu wenden hatte, Dr. Keitler, empfing mich mit großer Zuvorkommenheit und indem er mir den Betrag anwies, überreichte er mir zugleich die Statuten der Fröhlichstiftung und machte mich mit nicht mißzuverstehender Betonung darauf aufmerksam, daß im November die Verleihung der Pensionen stattfinden werde, die Gesuche darum also noch vor Beginn dieses Monats eingereicht werden

Digitized by Google

müßten. Er gab mir außerdem den Rat, nicht nur dem Bürgermeister Uhl, sondern auch dem Kuratoriumsmitgliede Professor Thausing einen Besuch zu machen und ein paar Worte des Dankes zu sagen; denn dieser sei es gewesen, der *mich* für die Ehrengabe in Vorschlag gebracht habe. Ich folgte dankbar diesem Winke und verfügte mich alsbald in das Erzherzog Albrechtsche Palais, woselbst ich in der Albertina (erzherzoglichen Bibliothek, deren Archivar er war) mich dem Professor vorstellte. Er schien sehr erfreut, mich kennen zu lernen und sprach mir in freundlichsten Worten seine Schätzung und Anerkennung aus — und ohne daß ich einer Absicht, um eine Pension einzukommen, auch nur mit einem Worte erwähnte, also ohne die geringste Herausforderung oder Sondierung meinerseits (ich muß dies betonen), eröffnete er mir, daß man bei dieser mir verliehenen Ehrengabe nicht stehen bleiben, sondern noch Besseres für mich thun werde. Er habe diese Tage mit Wilbrandt gesprochen, der ihn auch animiert habe. Seine Absicht sei, mir eine lebenslängliche Pension etwa in der Höhe von zwölfhundert Gulden jährlich zu erwirken. Ich brauche gar nicht darum einzukommen, es werde sich alles von selbst machen. Wir sprachen noch dies und jenes. Als ich mich endlich verabschiedete, rief er mir noch im letzten Augenblicke zu: „Vielleicht ist's doch gut, auch Ihrerseits einen Schritt zu thun. Etwa in Form eines Briefes an den Bürgermeister. Kein eigentliches Gesuch!" Damit entließ er mich. Ich kann nicht sagen, wie wohlthuend diese Unterredung auf mich gewirkt, wie hoffnungshell es in mir wurde! Endlich, endlich die Aussicht auf eine, wenn auch noch immer bescheidene, doch gesicherte und menschenwürdige Existenz! Endlich ein Zeichen, daß man erkannt, wie unzulänglich die kleinen und nur zeitweiligen Unterstützungen gewesen, die man mir bis jetzt gewährt hatte und die mich nur von Jahr zu Jahr kümmerlich fortfristeten, ohne die nagende Sorge, die lähmende ewige Angst vor einer nahen, furchtbar drohenden Zukunft auch nur einen Augenblick von mir zu nehmen, die mich gerade nur nicht sterben ließen, niemals den Kopf mir frei, die Seele leicht machen konnten. Endlich also empfand man das lange Unrecht der Ignorierung, Geringschätzung und Vernachlässigung, das mir geschehen und wollte es, soviel als möglich, noch gut machen. Endlich!

Zwölfhundert Gulden jährlich! Für einen Vater von drei fast erwachsenen und doch lange noch nicht versorgten Kindern, für einen kränklichen Menschen, für einen Dichter, dem die Gabe zu erwerben so gänzlich versagt war, in diesem teuren Wien! Ist das nicht immer noch Armut? Also wird mancher nicht mit Unrecht fragen. Und

doch war es für mich, den so überaus Genügsamen und Sparsamen, der seine wenigen und einfachsten Wünsche zu unterdrücken gewohnt war, ein ganz ungeheurer Aufschwung, ja eine wahre Rettung und Befreiung. Hatte ich doch selten mehr als achthundert Gulden im Jahre eingenommen. Auch einen großen Teil von den Erträgnissen meiner „Zauberin", die sich ja immer noch auf dem Repertoire erhielt, durfte ich nun als Sparpfennig zurücklegen und konnte damit außerordentliche und unerwartete Bedürfnisse decken. Und so kam ich denn über die nächsten Jahre leicht hinweg. Damit aber war ich geborgen; denn vom 1. Januar 1888 hatte ich als Mitglied der Concordia und Teilnehmer an ihrem Pensionsfonds gesicherten Anspruch auf eine Pension von sechshundert Gulden; mein Einkommen steigerte sich also neuerdings und ich durfte nicht nur dem höheren Alter, wenn mir ein solches beschieden, mit Ruhe entgegen sehen, sondern war auch im stande, meine Kinder am Beginne ihrer Laufbahn noch zu unterstützen. Das war alles sehr schön. —

Wenn's nur zur Wirklichkeit geworden wäre!!

Glücklich — so eigentlich glücklich hätt' es mich freilich auch nicht gemacht. Dazu war es wohl schon zu spät, dazu hatte ich schon zu viel gelitten, war meine Gesundheit schon zu erschüttert, dazu quälten mich zu viele andre Dämonen.

Aber ich hätte, der Nahrungssorgen wenigstens entledigt, ohne weitere Demütigungen in Frieden absterben können. Und eben jetzt stand mir eine der schlimmsten Demütigungen bevor!!!

Gebrochen, tief gedemütigt und verloren!

1885.

Schweres physisches Leiden. „Timur in Ispahan", Bruchstück. Beginn des Erbschaftsprozesses. Erkrankung auf Erkrankung. Meine Wünsche eines Ausgleichs scheitern.

1886.

Strenger Winter. Gefängnisleben. Gänzliche Zerrüttung meiner Gesundheit. Politische Zustände in Oesterreich, Deutschland und Europa — in Wahrheit hoffnungslos.

Plan „Egalités" — „Robespierres" — „Gustav Wasa".

Ein Stück Wildenbruchs verboten, welches einen von mir dereinst ins Auge gefaßten Stoff behandelt.

Digitized by Google

Neueste Beurteilung der Polen. Nationalfanatismus, Militarismus, die Hauptfeinde der Menschheit.

Endlicher Ausgleich unsres Erbschaftsprozesses.

Tod Julian Schmidts.

Brief an dessen Witwe.

Hochgeehrte Frau! Ihr Brief hat mich in Wahrheit tief ergriffen. Es war mir, als reichte der nun Verewigte, Ihnen über alles und auch mir so teure Mann, mir noch aus dem Jenseits die Freundeshand herüber und sagte mir durch Ihren Mund, daß die Verbindung zwischen uns auch durch sein Scheiden nicht ganz gelöst wurde. Es ist einer der tiefsten Schmerzen meines leidenvollen Lebens, daß ich ihm keine Freude und Genugthuung mehr zu bereiten, seine großen Erwartungen von mir nicht zu erfüllen vermochte. Daran war zuerst die tiefe Entmutigung schuld, die mich niederdrückte, als ich sah, daß seine rettende That nicht die vollen Konsequenzen hatte, die sie haben konnte und sollte, daß man allenthalben geschäftig war, mir die Früchte des Schillerpreises zu verkümmern, ja hier und da mit plumpem Fuß zu zertreten, als ich sah, daß das Werk, welches ich mit voller Liebe und Begeisterung geschaffen und welches mir auch, ich fühle es, in allem Wesentlichen voll gelungen ist, und von dessen Bühnenwirkung selbst in verstümmelter Form und bei unzureichender Darstellung ich mich doch überzeugen konnte, daß dieses Werk nirgends die rechte Stätte fand. Hat es doch nicht ein einziges großes Hoftheater gebracht, obwohl in der Kommission, die mir, einstimmig, wie es hieß, den Schillerpreis zuerkannte, nicht weniger als vier Intendanten und Direktoren saßen. Und heute ist das Werk, wie, bis auf eins, all meine andern — verschollen und vergessen — nicht auf immer, so hoffe ich. Einmal hatte ich doch noch Glück. Meine „Zauberin am Stein", welche nahezu zwanzig Jahre unbeachtet geblieben war, hat vor vier Jahren einen großen Bühnenerfolg auf dem Wiener Burgtheater errungen, und hält sich immer noch auf dem Repertoire. Mehr als alles jedoch haben wiederholte Erkrankungen, eigentlich fortwährende Kränklichkeit mein Streben gelähmt und meine Arbeit oft unterbrochen und deren Vollendung verhindert. Ich habe dennoch seither ein historisches Lustspiel in Versen fertig gebracht und auch ein historisches Schauspiel liegt noch unveröffentlicht in meinem Pulte. Nach einem vergeblichen Versuche, diese beiden Stücke zur Aufführung zu bringen, wollte ich sie als Bücher herausgeben. Aber auch dem stellten sich Schwierigkeiten

Digitized by Google

entgegen, die zu überwinden ich vielleicht nicht energisch genug war. Im nächsten Jahre hoffe ich doch damit zu stande zu kommen. Mancher vielverheißende Plan hat sich indessen entwickelt, und es würde mir zur wahren Genugthuung gereichen, wenn mir noch eine Leistung von Bedeutung gelänge und ich so den edlen Glauben des Verewigten an mich noch einigermaßen rechtfertigen und es dahin bringen könnte, daß dereinst unter all dem Rühmlichen, was er vollbracht, auch seine rettende That für mich genannt würde.

Erlauben Sie mir noch die Versicherung meiner innigsten Verehrung und Sympathie, womit ich verbleibe

in treuer Ergebenheit Franz Nissel.

21. Oktober Abreise nach Meran.

1887.

Am 24. April daselbst Verlobung meiner Tochter Georgine mit dem dortigen Kurarzte Dr. Franz Fischer.

Erscheinen des Lustspiels „Ein Nachtlager Corvins" in der „Deutschen Dichtung".

Physischer und geistiger Zustand verzweifelt.

Abreise nach Wien. Sommer in Baden.

Georginens Vermählung am 29. August.

Winter in Wien zugebracht.

1888.

Bedeutende Verschlimmerung meines katarrhalischen Leidens. Sommer in Baden.

Im Herbst Reise nach Meran.

1889.

Im Frühling Abreise von Meran nach Baden.

Beginn der Memoiren.

Aus einem Briefe an eine Freundin. Wien.

Ans Dichten denke ich leider schon lange gar nicht mehr, bin aber jetzt mit der Abfassung meiner Memoiren beschäftigt, einem Werke, das Jahre in Anspruch nehmen kann, wenn ich die Vollendung überhaupt erlebe. Denn es ahnt niemand, wie viel ich — besonders innerlich — erlebt, wie reiche, fast durchgehends traurige

Digitized by Google

Erfahrungen ich gemacht, was ich alles gewollt und wie vielem ich mit Schmerz entsagen mußte, so daß das Wenige, was ich geschaffen, gar keinen Begriff gibt von der großen und hohen Aufgabe, die ich gehabt und mir gestellt, und die ich doch nicht ganz erfüllen konnte.

1890.

7. April.

Der Mutter will ich heute an ihrem Todestage gedenken. Wie traurig, daß sie die Glücksfälle der letzten zehn Jahre nicht mehr erleben konnte — nicht wenigstens noch den Schillerpreis und den Erfolg der „Zauberin". Auch unsre jetzige materielle Lage würde ihr vielleicht noch mehr Wohlbehagen bereitet haben, als uns. So mußte sie in Sorge um uns von uns scheiden und wir können nichts mehr thun, als in Liebe ihrer gedenken.

Sommer in Gleichenberg. Im September Rückkehr nach Wien.

Mein Sohn Alfred erkrankt in Baden am Typhus. Lina pflegt ihn. Endliche Genesung Alfreds.

Aus einem Briefe an seine Schwester nach Baden gerichtet.

Ach, liebe, gute Lina, die Du mir jetzt mehr als je ins Herz gegraben bist, es ist diesmal nicht in erster Linie das Finanzielle, was mich zu Boden drückt. In eigentliche Not können wir ja, dank der Erbschaft, nicht mehr geraten, und daß Du uns nie verlassen wirst, das weiß ich ohnehin, das brauchst Du mir nicht zu sagen. Aber eben, daß Du immer so sehr in Anspruch genommen wirst, so große Opfer bringen mußt, ist mir tief schmerzlich. Unter diesen Umständen muß aber ich jede nicht unbedingt nötige größere Ausgabe vermeiden. Also Ade Herausgabe meiner Werke!! Damit aber entsinkt die letzte Waffe meinen Händen — ich bin besiegt, ich erliege und gehe unter — sie triumphieren endgültig über mich, die mich unterdrückt haben!!

1891.

Säkularfeier von Grillparzers Geburtstag.

Ehrengabe des Gemeinderates von Wien an mich. Meine Ernennung zum Ehrenmitgliede der Grillparzer-Gesellschaft.

14. März. Mein sechzigster Geburtstag. Viele Gratulationen.

Sommer in Baden zugebracht. Im Herbst nach Meran.

Entschluß meines Sohnes Gustav Schauspieler zu werden.

Digitized by Google

1892.

Im Herbste Herausgabe eines Bandes: Ausgewählte dramatische Werke bei J. G. Cotta.

Brief an Carl Pröll in Berlin.

Teurer Freund! Sehr erfreut hat mich Dein Artikel in der Nationalzeitung über Ferdinand von Saar, meinen teuren Freund und bisherigen Leidensgefährten, dem ich es von Herzen gönne, daß er endlich und, wie es scheint, mächtig emporkommt. — Was mich betrifft, so wirst Du aus meiner Vorrede ersehen, daß ich leider der „Sisyphus unter den Dichtern", den Du mich vor fünfundzwanzig Jahren schon genannt hast, noch immer geblieben bin. Ich fürchte sehr, daß auch die Herausgabe meines Buches wieder ein vergebliches Aufwärtswälzen des Blockes sein wird. Dem Dramatiker ist nicht zu helfen, wenn die Bühnen sich seiner nicht fleißig annehmen. Und dann — ein paar Stimmen haben sich zwar für mein Buch schon erhoben — die Gottschalls in der Münchner „Allgemeinen Zeitung"; eine noch günstigere Besprechung hat das Berliner „Magazin für Litteratur" gebracht. Wenn diese Stimmen aber vereinzelte bleiben, so werden sie auch bald wieder nutzlos verhallen.

Uebrigens ist es mir nur mehr darum zu thun, als Dichter mein Testament zu machen und ich werde deshalb, wenn irgend möglich, mit der Herausgabe meiner Dramen fortfahren. Die Zukunft wird mein Vermächtnis vielleicht zu schätzen wissen, wenn mein Sisyphusgeschick einmal definitiv zu Ende ist, weil der Arm im Grabe modert, der den Block wieder anfassen könnte. Ganz bezeichnend für mein Dichterlos ist „Sisyphusgeschick" doch nicht. Ich war dafür zu wenig Kraftmensch, habe zu viel Pausen der Entmutigung gehabt, was ich mir jetzt selbst zum bittern Vorwurf machen muß. Doch genug!

Ich rechne also darauf, von Dir baldigst ein paar Zeilen zu erhalten, die mir auch sagen, wie es Dir geht. Hoffentlich recht gut!

Mit herzlichstem Gruß

Dein alter treu gesinnter Freund
Franz Nissel.

Brief an Rudolf Gottschall in Leipzig.

Hochverehrter Herr! Ich kann es mir nicht versagen, Ihnen meine große Freude über Ihre Besprechung meiner Dramen in der

Digitized by Google

Beilage der Münchner „Allgemeinen Zeitung“ und meinen wärmsten Dank dafür auszudrücken. Schon die Thatsache, daß Sie sich entschlossen, über mein Buch zu schreiben, war mir von günstiger Vorbedeutung; denn es sagte mir, daß es einen guten Eindruck auf Sie gemacht haben mußte; denn die Feder zu ergreifen, nur um einen meist zurückgesetzten Dichter noch mehr niederzudrücken, lag wohl nicht in Ihrem Wesen. Und ich hatte mich nicht getäuscht. Die warme Weise, in welcher Sie meine Dramen besprechen und aus welcher unverkennbar Sympathie für den Dichter hervorleuchtet, die Gerechtigkeit, welche Sie mir widerfahren lassen, haben meinem Herzen sehr wohl gethan — besonders, da bei der Gleichgültigkeit, mit welcher die angeseheneren Journale meiner Vaterstadt meinem Buche gegenüber schweigend verharren zu wollen scheinen, schon die böse Ahnung in mir aufstieg, es werde auch dieses Unternehmen ein vergebliches sein. Nun aber, da Sie die Stimme für mich erheben, darf ich wohl hoffen, daß mein Wunsch und Ihre Prophezeiung, ich werde nunmehr zu größerer Geltung als bisher gelangen, in Erfüllung gehen werde. Wenigstens wird man mich künftig, wie ich glaube, wenn von den deutschen Dramatikern der Gegenwart die Rede ist, mit aufzählen, was bisher, selbst in meiner engeren Heimat, wenn nur die österreichischen genannt wurden, sehr selten, beinahe gar nicht geschah.

Es wird Sie vielleicht befremden, schließlich aber, wie ich hoffe, nicht unangenehm berühren, wenn ich mich — bei aller Genugthuung, die mir Ihr Artikel gewährt — doch gegen den einen Vorwurf, den Sie meiner „Agnes von Meran“ machen, mich ein wenig zu verteidigen suche. — Daß Agnes von des Königs früherer Ehe und deren Scheidung nichts gewußt, mag ja vielleicht befremden, unmöglich aber ist es, wie ich glaube, nicht. Gestattet ist wenigstens die Annahme, daß in einem von Frankreich fern gelegenen, ziemlich einsamen Schloß, am sehr einfachen Hofe eines sehr kleinen Fürsten vor einer jungfräulichen Prinzessin Dinge nicht besprochen wurden, die zu den großen Skandalen und den religiösen Aergernissen jener Zeit gehörten, gegen welche letzteren sie besonders empfindlich war. Ja, fast möchte ich glauben, daß der Fall selbst in unsern Tagen, die doch der Oeffentlichkeit den allergrößten Spielraum geben, an einem auf strenge Sitte haltenden und fromm gesinnten kleinen Hofe mindestens nicht undenkbar wäre. Warum aber, als die Bewerber kamen, der Vater die Tochter nicht aufgeklärt, ist motiviert, ebenso die Ueberwachung vom Augenblick der Uebergebung der Braut an den französischen Gesandten. Ich muß nun freilich nach dem Eindrucke, den Sie gehabt, besorgen, daß diese Motivierung gegen meine Absicht zu

Digitized by Google

schwach ausgefallen ist; es liegt mir nur daran, Ihnen zu zeigen, daß es mir nicht an dichterischer Gewissenhaftigkeit gefehlt hat.

Und nun drücke ich Ihnen noch im Geiste innigst die Hand, die mich nicht wenig aufgerichtet hat und schließe mit der Versicherung meiner großen, aufrichtigen Verehrung, womit ich verbleibe

Ihr ergebener

Franz Nissel.

Winteraufenthalt in Meran.

Brief an die Schwester. Meran, Dezember 1892.

Liebe Lina! Mit dem Katarrh geht es mir etwas weniges besser; aber mein Kopf macht mir oft bang, ich bin wie betäubt und habe noch so viele Briefe zu schreiben. Ich habe auch über mein Buch schon sehr viel liebe Briefe erhalten. Unter andern auch von Müller-Guttenbrunn, der seinen Brief mit den Worten schließt: „Seien Sie versichert, daß ich, was in meinen Kräften steht, thun werde zur Verschönerung Ihres Lebensabends."

Mein Gott! wer vermag das? Kein Einzelner und auch nicht viele Einzelne zusammen, ja kein Gott kann das verlorene Leben und sein Glück mir zurückgeben, kann all das wieder erwecken, was in mir erstickt worden ist.

Was die Wohnungsfrage betrifft, so muß ich es ganz Dir überlassen; denn jetzt weiß ich Dir auch wirklich nicht zu sagen, was mit mir im Herbst 1893 geschehen wird; ja, es ist die Frage, ob mit mir überhaupt noch viel zu rechnen sein wird? Ich habe deshalb nicht den Mut, Dich zu etwas zu bestimmen.

Unendlich erfreut hat mich auch ein Brief aus Innsbruck von Adolf Pichler, dem ich das Buch noch nicht geschickt habe, der es aber anderswoher erhalten haben muß und mir sagt, „Agnes" sei voll Leidenschaft, groß und tief, „Corvin" ein architektonisches Meisterstück. „Corvin" gefällt überhaupt allgemein. Ludwig August Frankl hat mir sein Buch: „Gmunden im Liede" geschickt, in welchem auch meiner „Zauberin am Stein" erwähnt wird. Die Sage von ihr kommt darin fünfmal vor und in der Villa Regina (Friedländer) zu Altmünster ist ihr von Gustav Gaul gemaltes Bild zu sehen.

Die Flut der zu schreibenden Briefe fällt noch immer nicht, ich erliege dem fast (mit Kopf und Nerven, woher mir jetzt überhaupt mehr Gefahr droht) und komme zu gar nichts andrem, nicht einmal zu den Memoiren.

Friedrich Marx war sehr erfreut über mein Buch. Vom Luft-

Digitized by Google

spiel, das er erst kennen lernte, sagte er: „Was haben Sie aus der dürftigen Anekdote für ein prächtiges, von Leben strotzendes, in der Entwicklung und psychologischen Führung geradezu bezauberndes Stück gemacht!“ u. s. w. Was hilft das alles? Die Theater wollen nichts von mir wissen und die Journale scheinen, bis jetzt wenigstens, mich totschweigen zu wollen. Deine arme Freundin Philippine, die auch mir sehr sympathisch war, beklage ich mit Dir. Sie scheint auch gar kein Glück im Leben gefunden zu haben — noch weniger als wir, was gewiß viel sagen will! Was hat sie nun davon, wenn man ihr auch ein freundliches Andenken bewahrt?

Sehr lieb ist beiliegende Karte von Rosegger; der wird gewiß Wort halten. Uebrigens je mehr ich wieder — brieflich wenigstens — in Berührungen komme, desto deutlicher fühle ich, wie allein ich dastehe mit all meinem Empfinden und Denken und daß aus dieser Isolierung kein Ausweg mehr und keine Rettung ist! Ich werde am Sylvesterabend Eurer gedenken und besonders jenes Sylvesterabends 1888, den ich mit Dir allein hier zugebracht und dessen ich mich immer mit Rührung erinnere. Nochmals herzlichen Gruß von Deinem

Franz.

1893.

Brief an die Schwester. Meran, Jänner.

Liebe Lina! Mir geht es jetzt schlechter; wir haben große Kälte und noch immer keine Flocke Schnee. Diese Trockenheit der Luft reizt zum Husten. Besonders aber fühle ich meinen Kopf und meine Nerven angegriffen. Ich bin auch sehr verstimmt. Die Gleichgültigkeit der Wiener gegen mein Buch macht die ganze Unternehmung scheitern. Was nützen einzelne Stimmen? Freilich ist darunter die Besprechung eines der allerersten Litterarhistoriker und Kritiker Deutschlands, Rudolf Gottschall, in einem der größten Journale; in einigen Tagen werde ich sie Dir schicken nebst dem Berliner „Magazin für Litteratur“. Beide sehr günstig. Auch die Besprechung von Friedrich Marx im „Heimgarten“ ist sehr schön. Heute erhielt ich auch einen Brief von Paul Lindau und vor einigen Tagen einen von Julius Rodenberg. Vielleicht schreiben auch diese beiden etwas über mein Buch.

Saar wird leider nicht hierher kommen. Unlängst hat er im Verein der Litteraturfreunde und in der Grillparzergesellschaft eigene Dichtungen und Novellen unter stürmischem Beifall vorgelesen. Ja,

Digitized by Google

wenn ich das könnte! Wenn man persönlich mit ihnen verkehren kann, dann geht es.

Leider ist es mir noch immer nicht möglich, an eine dichterische Arbeit zu kommen oder die Memoiren weiter zu bringen. So ist mein Leben sehr trübselig und ich leide auch an manchem sonst, z. B. an der geistigen Vereinsamung, die übrigens nirgends von mir weichen wird.

Vor dem baldigen Wiederauftauchen der Wiener Wohnungsfrage und der Sommeraufenthaltsfrage graut auch mir. Vielleicht ist bis zum Frühling doch ein deutlicheres Bild von der nächsten Zukunft zu gewinnen. Für die fernere kann ich freilich jetzt keine Verantwortung übernehmen. Auch könnten ja meine Tage gezählt sein.

Es umarmt Dich im Geiste innig Dein Franz.

Brief an die Schwester. Meran, März.

Liebe Lina! Dem Aufenthalt in Gleichenberg sehe ich mit sehr gemischten Gefühlen entgegen und fürchte, daß mir der ganze Sommer verdorben wird, wenn wir nicht das Glück haben, eine besonders angenehme Wohnung zu finden; und mit Küche versehen gibt es dort nur wenige. Darum habe ich große Zweifel. Und wer weiß, wie viele Sommer ich noch vor mir habe?! Lang halt' ich das nicht mehr aus. Mir bangt auch vor dem nächsten Herbst und dem, was weiter erfolgen soll. Ich fühle, daß eine sehr schwere Krisis, die leicht zur Katastrophe werden kann, mich nahe bedroht, ja daß ich vielleicht schon in sie hineingeraten bin — eine Krisis, die moralisch, physisch und geistig zugleich sein wird. Sie noch glücklich zu überstehen, wenn es überhaupt möglich ist, glaube ich, der tiefsten Ruhe zu bedürfen, besonders wenn ich meine Memoiren schreiben und wenigstens noch ein bedeutendes Werk schaffen soll, was ich doch möchte; denn hätte ich auch dazu keine Hoffnung mehr, dann möchte ich mich lieber gleich zur ewigen Ruhe legen.

Auch Erfreuliches regt mich jetzt ungeheuer auf. Dicht aufeinander, am 3. und 4. März, sind nämlich in Wien zwei große Aufsätze über mein Buch erschienen, im „Fremdenblatt" (offenbar von Teuber) und in der alten „Presse" (von Hugo Klein), beide sehr günstig. Ich kann mich also, nachdem früher in der „Wiener Zeitung" und Sigmund Schlesingers Feuilleton im Szepsschen „Tagblatt" erschienen ist, nicht mehr über die völlige Indifferenz der Wiener Presse beklagen und so kann man denn nach und nach einen Erfolg der Unternehmung kon-

Digitized by Google

ſtatieren. Ich möchte auch, wenn irgend möglich, den nächſten Winter mit Dir zuſammen in Wien ſein.

Aber ich ſchließe, ſonſt bring' ich nichts andres mehr weg.

Mit herzlichem Gruße Dein Franz.

Brief an die Schweſter. Meran, im Mai.

Liebe Lina! Die „Zauberin am Stein" ſcheint doch einen ſehr ſchönen Erfolg bei ihrer Wiederaufnahme gehabt zu haben. Die meiſten Zeitungen bringen günſtige Berichte und Max Kalbeck gar im „Neuen Wiener Tagblatt" ein großes, ſehr warm geſchriebenes Feuilleton, in welchem er auch auf mein Buch zu ſprechen kommt und dem Burgtheater beſonders das Luſtſpiel zur Aufführung ſehr dringend empfiehlt.

Ich habe ſchon wieder zum Verzweifeln viel Briefe zu ſchreiben, und bin es kaum mehr im ſtande.

Ich wäre jetzt froh, wenn ich ſchon ruhig mit Euch im Rudolfshof ſäße! Ruhig? Wer kann das wiſſen? Wer weiß, was in Gleichenberg ſich wieder ereignet? Hoffen wir das Beſte!

In Eile mit herzlichem Gruß Dein Franz.

P. S. Soeben Zuſicherung von Dr. Burckhard erhalten, das Luſtſpiel nächſte Saiſon zu geben. Auch in München iſt es angenommen.

Am 12. Juli erkrankte der Dichter in Gleichenberg und am 20. Juli 1893 verſchied er daſelbſt im Rudolfshof. Die Leiche wurde nach Wien überführt und am 25. Juli auf dem Centralfriedhof in einem von der Gemeinde der Vaterſtadt gewidmeten Ehrengrabe zur letzten Ruhe beſtattet. Der Präſident der Concordia und die Jugendfreunde Sigmund Schleſinger und Ferdinand von Saar widmeten dem Verewigten würdige Nachrufe bei der Leichenfeier.

Caroline Niſſel.

Digitized by Google

Religiöse Betrachtungen

aus der Jugendzeit (1847—1849).

Digitized by Google

Es ist ein Gott!

Himmel und Erde geben Zeugnis von seinem Dasein.

Er ist der Urgrund alles Seins, das höchste, erhabenste Wesen, ein Geist, auf Erden unerfaßlich und unerforschlich, weil größer als jeder Begriff von ihm.

So offenbart er sich durch die Natur und den Menschengeist.

Dies ist die einzig wahre Offenbarung!

Nie hat eines Sterblichen Auge ihn gesehen, nie eines Sterblichen Ohr ihn gehört, nie hat er geredet durch Zeichen und Wunder.

Er offenbart sich durch den Menschengeist — durch ihn das Gesetz seines Willens. Und immer deutlicher wird dies erkannt von einem Jahrhundert zum andern. Und immer reiner strahlt es von einem Geschlechte zum andern. Es zu erkennen ist gegeben den Reinsten unter den Menschen und den Edelsten ihrer Zeiten, und sie verkünden es allen. In ihrer Brust wacht ihre Sendung auf, die Boten des göttlichen Lichtes zu werden — ein Drang, durch keine Macht der Welt zu überwinden. Gottes Atem erfüllt sie; doch unsichtbar ist sein Walten.

Es ist nur dies Prophetentum auf Erden!

Des Menschen Geist verbindet ihn mit Gott!

Durch seines Geistes Kraft schwingt er sich auf zu der Idee des Höchsten.

Ein Thor ist, der da glaubt, was seiner Vernunft widerstrebt.

Der Glaube ohne die Ueberzeugung ist tot!

Geschaffen ist nichts ohne Zweck und was geschaffen ist, das hat Bedeutung.

Doch was sein Gott mit dem Geschöpfe will, das ist dessen Ziel und Bestimmung.

Und jedem Wesen wurden jene Gaben, jene Kräfte, durch die es seine Bestimmung erfüllen kann. Dem All der Schöpfung aber wurde sein Gesetz durch Gott.

Digitized by Google

Das Ende alles Wirkens ist der Triumph seiner Absicht.

Wer vermag ihn zu hindern?

Des Menschen Sendung aber ist, freiwillig und bewußt, die ihm verliehenen Kräfte zu regen zu ihrem Zwecke, selbstthätig mitzuwirken zur Erreichung seiner Bestimmung — sie macht seinen Wert, seine Würde aus.

Die menschliche Bestimmung auf Erden ist des menschlichen Wesens Veredlung!

Veredlung ist die Bestimmung der Menschheit, des gesamten Geschlechtes — Veredlung ist die Bestimmung des Menschen, des einzelnen — die eine steht mit der andern in innigem, unauflöslichem Zusammenhang.

Wahrheit und Tugend aber veredeln das menschliche Wesen.

Das Streben nach Wahrheit und Tugend ist des menschlichen Daseins Bedeutung.

Wahrheit und Tugend in ihrer Vereinigung sind das göttliche Licht!

Der Triumph des göttlichen Lichtes auf Erden ist aller menschlichen Kämpfe letztes Ziel und Ende.

Doch keine wahre Tugend ohne Liebe!

Doch keine wahre Tugend ohne Freiheit!

Es lebt im Menschen ein Trieb, ein ewiges Sehnen, ein nie betäubter Wunsch nach Glück. Gott hat ihn gegeben!

Die Welt ist kein Jammerthal, der Mensch nicht geboren zum Leiden, sein Erbteil auf Erden ist nicht das Kreuz!

Doch auch kein echtes Glück ist ohne Tugend und Wahrheit, kein echtes Glück ist ohne Liebe und Freiheit.

Das Reich der Wahrheit und Tugend, der Liebe und Freiheit wird auch das Reich des Glückes auf Erden sein.

Dies Reich des göttlichen Lichtes wird kommen!

Es zu begründen ist dieser Lehre Ziel.

Sobald sie herrscht von Pol zu Pol, von Sonnenaufgang bis Niedergang, beginnt es.

Alle Menschen sind gleich vor Gott, gleich berufen, gleich auserwählt.

Wie jedem Geschöpfe gegeben ist nach seiner Bestimmung, so ist der Mensch nach der Natur seines Wesens mehr zum Guten geneigt als zum Bösen.

Wir wissen nichts von einem andern Zustand des menschlichen Wesens vor diesem!

Die Erbsünde mit ihren Folgen ist Dichtung und Fabel!

Digitized by Google

Die Arbeit ist Segen, nicht Fluch!

Die Wehen der Geburt sind die Quellen der Mutterliebe.

Der Tod ist das Gesetz der Natur, die da das Werkzeug ist Gottes.

Der Tod ist Anfang eines neuen Lebens!

Unsterblich ist das geistige Wesen des Menschen, die Seele, die nach andern, höheren Sphären entflieht.

Unsterblich ist des Menschen Wirken im Geiste Gottes auf Erden.

Es ist ein Gott!

Ihr sollt an ihn glauben!

Ihr sollt nicht glauben an falsche Götter und Götzen!

Gott ist der eine Geist, der durch die ganze Natur in ihrer Herrlichkeit zu uns redet. Wir wissen nichts von andern Geistern. Ihr sollt nicht glauben an solche, noch an Engel und Teufel!

Ihr sollt nicht glauben an Gespenster, noch an die Wiederkehr der Verstorbenen.

Ihr sollt nicht glauben an Weissagungen und Wunder.

Ihr sollt nicht glauben an Zauberkünste, Wahrsagungen, noch an den Einfluß der Gestirne und übernatürlicher Kräfte.

Ihr sollt nicht glauben an Vorzeichen, Schicksalswarnungen, nicht an Träume, noch an das Wort der Verzückten und Kranken!

Ihr sollt nicht glauben an böse Tage, Zahlen und Orte.

Ihr sollt nicht glauben an die Kraft der Gelübde, der Wallfahrten, Opferungen, Kasteiungen und Fasten!

Ihr sollt nicht glauben an die Kraft von Bildern und Amuletten!

Ihr sollt nur glauben an Gott, die eine Kraft, den einen Geist, der außer der Natur ist und über sie!

Verflucht sei Götzendienst und Aberglaube!

Es ist ein Gott!

Ihr sollt ihm vertrauen!

Schaut um euch her die Herrlichkeit seiner Werke, zählt die Gestirne, die Millionen Welten des nächtlichen Himmels — und wagt zu zweifeln an seiner Weisheit und Größe!

Auch euer Sein ist das Werk seines Willens. Er gab ihm Ziel und Bedeutung. Durch Wohl und Weh, durch Glück und Schmerz, durch Sieg und Niederlage geht mutig durch das Leben — in seiner Hand ist das Ende!

Digitized by Google

Wenn euch das Leid erdrücken will, erhebt zu ihm den Geist und glaubt an die Zukunft! Wenn Unrecht triumphiert und Laster herrscht, das Recht zertreten wird und Tugend geächtet auf Erden, erhebt zu ihm den Geist und glaubt an die Zukunft!

Wenn Wahrheit sich verbirgt und Lüge offen geht, die Finsternis das Licht besiegen will, wenn Freiheit stirbt und Tyrannei sich krönt, wenn Liebe flieht und Haß die Welt erfüllt, verzweifelt nicht, erhebt den Geist zu Gott und glaubt an die Zukunft!

Seid stark im Hoffen und verzweifelt nimmer!
Doch stark auch seid im Wollen und im Ringen!
Wer gottvertrauend ringt, der sei gesegnet!
Wer gottvertrauend feiert, sei verflucht!

Doch wer an Gott verzweifelt, sei beweint mit tausend Thränen des Mitleids; denn ihm ist keiner an Elend gleich!

Auf Erden unergründlich ist Gottes Wesenheit, in Dunkel gehüllt ist das Jenseits und offenbar nur das Gesetz unsres Wirkens im Diesseits. Begehrt nicht frevelnd nach einer Offenbarung außer dieser. Denn frommte sie Menschen hienieden, sie wäre gegeben!

Mehr suchen aber als zu finden ist, heißt fallen in Irrtum und Aberwitz. Die Menschheit ist oft so gefallen. — Mehr suchen als zu finden ist, heißt sich empören gegen Gott!

Verschwendet und verzehrt nicht die Kraft eures Geistes in fruchtlosem Brüten und nie belohntem Forschen. Ganz weihet sie und ungebrochen dem, was ihr auf Erden sollt. Ein Thor, der stolzen Sinns auf dies Gebot nicht achtet, er steuert dem Wahnsinn zu.

Das Unbekannte mutig zu erwarten, sei euer Stolz! Denn ihr sollt Gott vertrauen; denn er ist Gott — der Urgrund alles Seins, das höchste Wesen, das edelste — ist er gleich unerfaßlich, weil größer als eure Fassungskraft.

In Gottes Hand liegt unantastbar der Seele letztes Ziel in höheren Sphären. Gott ist Gewährsmann seiner Größe und Vollerfüllung. Wer kann daran zweifeln? Wer kann davor zittern? Sein Zweifel ist Thorheit! Sein Zittern ist Frevel! Gott offenbart sich uns wohl selbst in andern Sphären mehr und mehr — vertrauet ihm und denkt der Erdenpflicht.

Es ist ein Gott!

In Dunkel gehüllt ist sein Wesen und unergründlich auf Erden. — Wohl sollt ihr nicht versuchen, ihn zu erforschen, es ist vergeblich; nur was er nicht ist, findet unser Geist, gekräftigt von Jahr-

Digitized by Google

hunderten. Doch nähren möget ihr immer die Sehnsucht, die euch ins Herz gelegte, unendliche Sehnsucht nach ihm. Sie wird euch zur Weihe des Lebens werden, sie wird euch erheben und stärken im Streben nach eurem Ziel: der Veredlung! — Denn wisset und an dem Einen haltet fest: Wie auch in Dunkel gehüllt ist sein Wesen, eins strahlt uns, aus der Nacht ein Licht entgegen: Er ist das Edelste, Höchste — und edler werden heißt ihm näher kommen.

O nähret und pfleget die Sehnsucht nach ihm!

Sie ist der schönste Trieb des Menschen. Sie ist es, die uns begeistert zu allem Großen, uns hassen macht alles Gemeine.

Und hat sie auch Thränen der Wehmut — dennoch: wie sie beseligt nichts auf Erden.

Wer hat es nicht mit jauchzender Seele empfunden? — wenn er träumend empor zu den Sternen blickte — wenn er bewundernd den Sonnenaufgang sah — wenn eines Gewitters Donner verrollte und heller Friede plötzlich aus düsteren Wolken brach?

Wer nennt sie alle — die heiligen Augenblicke?

Nein — nichts beseligt wie nach Gott die Sehnsucht — nichts kann wie sie beseligen; denn sie ist seines Daseins lebendigste Offenbarung!

Wer da sich selber liebet, nähre sie!

Und wer ist, der sich selbst nicht liebt?

Es ist ein Gott!

Ihr sollt ihn lieben!

Ihr sollt ihn lieben als den Grund des Seins; ihr sollt ihn lieben seiner Größe willen, um seines heiligen Waltens. Doch eure Liebe sei die That, das Leben. Aus Liebe Gottes wollet, vollbringet das Gute, aus Liebe Gottes erfüllt eure Sendung, veredelt euch und das Geschlecht, dem ihr angehört — aus Liebe Gottes, nicht aus Gottesfurcht! Denn ihr sollt ihn nicht fürchten!

Ihr sollt ihn lieben über alles! Erfüllt das Gesetz seines Willens. Dann erst denkt an Vater und Mutter, an Weib und Kind — dann erst an euch und euer Erdenglück!

So wie ihr ihn nicht fürchtet, so fürchtet auch keinen Sterblichen und keine Erdenmacht. Erfüllt das Gesetz seines Willens. Erst dann denkt an Gefahr, Verfolgung, Kerker, Schmach und Tod!

Aus Liebe Gottes verachtet sie!

Es ist ein Gott!

Ihr sollt ihn verehren!

Digitized by Google

Verehrt ihn durch den Gedanken, der ihn bewundert! Verehrt ihn durch das Wort, das ihn bekennt, verehrt ihn durch die edle That!

Gott ist ein Geist! Ihr sollt ihn unter keinem Bilde verehren, noch ein Bild von ihm unter euch dulden. Ihr sollt ihn nicht verehren durch Form und Zeremonien. Ihr sollt nicht haben Symbole und Zeichen, noch unter euch Mysterien dulden. Ihr sollt ihm nicht nahen wollen wie irdischen Fürsten. Ihn ehrt kein entblößtes Haupt und das Beugen der Kniee ist nichts vor ihm. Gebet ist der Gedanke, der sich zu ihm erhebt — ihr sollt ihn durch kein andres verehren; denn das Bewegen der Lippen ist nichts vor ihm. Ihr sollt ihn nicht verehren durch Gelübde. Es gibt nur eins, ein heiliges, allgemeines — den Vorsatz alles Gute zu vollbringen — auch ungelobt. Verflucht sei, wer das Böse hält, das er versprochen, verflucht, wer durch das Böse Gott zu ehren glaubt. Ihr sollt ihn nicht verehren durch Opfer. Es gibt nur ein wahres heiliges Opfer — es ist das, welches der Mensch bringt, der leidet um seiner Bestimmung willen, und sich dahingibt in den Tod für das Edle.

Das Blut der Tiere ehrt ihn nicht, noch Weihrauch, noch Trank und Speise, noch Brot und Wein.

Ihr sollt ihn nicht verehren durch Formen und Zeremonien! Ihr sollt ihn nicht verehren mit den Sinnen; zu euren Sinnen spricht er einzig und allein durch die Natur und ihre Herrlichkeit; zu ihm erheben kann nur der Gedanke.

Aufrecht, nicht an der Krücke sollt ihr wandeln, auf daß das Zeichen euch nicht zum Wesen, auf daß die Krücke nicht zu eurem Gotte werde. Von eurer Gottesverehrung sei jeder Pomp entfernt und jedes Gepränge. Aus eurem Innern komme die heilige Stimmung; nicht hochgewölbte Räume, Dämmerlicht und Orgelklänge sollen euch erheben, noch Wohlgerüche, Weihrauch und Gesänge.

Was wollt ihr mit köstlichen Kleidern und goldnen Geschirren? Gott bedarf nicht der Schätze — ihrer bedarf euer leidender Bruder, der Arme und seine hungernden Kinder.

Was wollt ihr mit Bildern und der Farbenpracht der Standarten? Wenn ihr auszieht zu heiligen Zwecken, so folget der weißen Fahne ohne Sinnbild und ohne Verzierung.

Euer Gottesdienst aber sei das Wort, das euch von Gott, das euch von Wahrheit und Tugend, von dem göttlichen Lichte spricht, von allem spricht, was groß und edel auf Erden! Das Wort soll euch erheben, wenn ihr versammelt seid, es zu hören. Und ihr sollt euch

Digitized by Google

versammeln, um es zu hören. Euch predigen soll es vor allen der Priester, den ihr aus eurer Mitte frei gewählt habt, weil er der Weisesten, der Besten einer unter euch, weil er der Fähigste, des heiligen Amtes Würdigste. Frei wählen aber soll ihn die Gemeinde. Denn unter euch sei keine Kaste von Priestern, noch sollt ihr einen Priesterstand unter euch dulden.

Euer Gottesdienst sei die Vereinung in Liebe zur Vollbringung des Guten.

Gott ist der Unerfaßliche! Ihr sollt euch nicht darin gefallen, ihm Eigenschaften beizulegen wie Menschen, und wären es die des Edelsten. Ja, nicht einmal den Allmächtigen, Allwissenden und den Gerechten sollt ihr ihn nennen; denn was ihr meint damit, ist fern der Wahrheit. Ihr sollt ihn auch nicht den Allgegenwärtigen nennen, noch reden von seiner Einheit und Mehrheit. Ihn mißt nicht irdisch Maß, noch Zahl, noch Raum. Sein Wesen ist unermeßlich. Wisset — und an dem einen haltet fest: Wie groß ihr ihn denket und träumet, er ist größer, unendlich größer! Sein Wesen ist unerforscht; doch ehret ihn als das Vollkommenste.

Verehrt ihn jederzeit; denn jeder Augenblick ist sein und ihr sollt seiner nie vergessen. Verehrt ihn überall! Es gibt kein Gotteshaus; denn ihn schließt keines ein. Die ganze Welt sei euch ein Tempel Gottes. Die Tempel, die eure Hand erbaut, damit ihr euch darin versammeln könnet, nicht Gott sind sie geweiht — euch gehören sie und eurer Erhebung.

Die beste Verehrung Gottes aber ist ein heilig Leben, ist die Erfüllung seines Gesetzes.

Erfüllt eure Sendung auf Erden!

Ringt nach Veredlung eurer selbst. Erkennt die Wahrheit, übet die Tugend; mit jedem Tage werdet weiser, besser!

Wirkt zur Veredlung aller! — Lehret die Wahrheit, werbt für die Tugend. Bekämpfet früh und spät den Irrtum, die Lüge, das Laster.

Uebt keine Duldung gegen Verblendung, noch gegen Verworfenheit. Doch eure Waffen seien die Liebe und Ueberzeugung, das Wort und das Beispiel. In diesem Kampfe schließt niemals Frieden, noch Waffenstillstand.

Doch wer euch mit Gewalt verhindern will, Liebe und Tugend zu üben, Wahrheit zu lehren, den soll Gewalt überwinden, so euch von dieser gegeben ist.

Die Wahrheit lehret. Achtet nicht des Glückes, das sich auf Täuschung und Lüge gründet — es ist kein Glück. Fürchtet die

Digitized by Google

Wahrheit nicht, was sie auch Liebgewordenes (doch nicht der Liebe würdiges) zerstöre, fürchtet nicht, sie zu verkünden. Wen ihr nicht schmerzlos heilen könnt vom Irrtum, der finde Heilung im Schmerze.

Es kommt die Zeit, wo er euch dankt dafür.

Ihr sollt euren Mangel an Eifer nicht beschönigen mit der Schonung des Bruders. Wenn ihr ihn liebt, so haßt seine Thorheit.

Ihr sollt die Wahrheit allen verkündigen und nicht unterscheiden zwischen Reichen und Armen am Geiste.

Der Tugend Reich vermehrt!

Ihr sollt euch nicht mit dem Gedanken trösten: „Die Tugend stirbt nicht, das Edle verschwindet nicht von der Erde." Euer Sehnen und Ringen sei, daß es herrsche und triumphiere.

Doch eh ihr von der Tugend weichet, eh geht zu Grunde!

Weh dem, der einen leiden sieht und sterben für Tugend und Wahrheit und ausruft: Seht den Schwärmer!

Vermehrt der Wahrheit Reich!

Es soll euch nicht genügen, daß Gottes Licht nicht erlösche. Ringet, daß es die Finsternis überwinde und leuchte von Aufgang bis Niedergang.

Der Tugend und Weisheit die Krone — nicht den Dornenkranz! Die Tugend aber übet selbst zuerst und seid im Guten stark und vertraut eurer Stärke im Guten; denn ihr sollt nicht Duldung haben für eure eigenen Gebrechen, noch euch entschuldigen vor euch selbst und sprechen: Der Mensch ist schwach!

Seid kühn im Guten; denn eure Tugend soll nicht bescheiden, noch euer Eifer kleinlaut und schüchtern sein. Die Tugend gehe aufrecht — das Laster beuge sich! Dem Laster dient, wer sich der Tugend schämt.

Die Tugend übt, denn es ist Gottes Wille!

Uebt sie, weil ihr sie liebt; denn sie ist schön und groß!

Uebt sie aus edlem Stolz auf eure Menschenwürde!

Uebt sie; denn sie verherrlicht euch auf Erden!

Uebt sie; ihr findet nur in ihr des Daseins Frieden!

Uebt sie; ihr findet ohne sie kein Glück.

Denn nicht aus niedrem Eigennutz sollt ihr sie üben. Kein Lohn soll euch bestechen, noch eine Strafe schrecken, nicht auf der Erde, nicht nach dem Tode. Es gibt nicht Himmel, noch Hölle!

Doch eines glaubt: daß euch Veredlung hier auch eurem Ziel im Jenseits näher führt.

Digitized by Google

Ihr sollt euch nicht vor euch selbst entschuldigen und sprechen: Wie sollen wir sehen in unsrer Blindheit? Wie sollen wir handeln in unsrer Schwäche?

Ihr seid nicht geschlagen mit Blindheit! In eurer Brust ist eine Offenbarung, die sagt: Hier ist das Gute und Schöne — hier ist das Häßliche und Böse! In eurer Brust ist ein Gesetz, das spricht: So handelt — und: so handelt nicht!

Horcht ihr, gehorcht ihr ihm, durchströmt euch heiliger Friede und unendliche Freude. Verachtet es — und finster wird es in eurer Seele und ihre Einheit ist dahin und ihre Ruhe flieht.

Drum lauschet und lauschet dem leisesten Flüstern der inneren Stimme, auf daß ihr stärket das Ohr eurer Seele.

Euch ist gegeben die Vernunft, die Kraft des Denkens. Erkennet die Größe eurer Bestimmung, auf daß ihr sie liebet, auf daß sie euch erfülle mit edlem Stolze auf euer Menschentum; er wird euch stärken.

O laßt sie nicht versiegen die heilige Quelle des geistigen Lebens! Seht nicht gedankenlos die Tage kommen und gehen. Schaut um euch her die Welt, schaut in das eigene Innere mit offenem Auge! Vor Stumpfsinn wahret euch; denn er ist schlimmer, als die Erstarrung und Fäulnis.

Euch ist gegeben die Freiheit des Willens!

Freiheit! du heiliges Geschenk der Gottheit, unsterblich, unüberwindlich wie sie selbst! Wer vermag es, dich zu vernichten?

Du lebest und leuchtest noch in der Nacht der Kerker! dich zwingen nicht Ketten und Bande! Du redest die Sprache der Mannheit vor dem Richterstuhl der Tyrannen! dich überwindet nicht Furcht vor den Menschen. Du singst unter Qualen der Folter — du lächelst unter den Händen des Henkers!

Du kannst den Weg der Tugend wandeln, Mensch! du kannst der Wahrheit göttliches Wort verkünden! du kannst es durch deines Willens Stärke; denn du bist frei. Wer ist so mächtig, daß er dich zwinge in den Dienst des Lasters, der Lüge?

Wenn du durch Leiden und Opfer ringst nach dem Ziele in erhabner Begeisterung, nach der Vollendung durch das Märtyrtum — dann stirb frohlockend und keiner weine um dein Leben Thränen der Trauer; denn nicht Veredlung ist für dich mehr auf Erden. Es triumphiert durch dich die Menschenwürde. Groß, herrlich groß erscheint durch dich das Menschentum. Du leuchtest vor ein ewig erhabenes Beispiel deinem ganzen Geschlechte, dir folgt Bewunderung aller Zeiten.

Digitized by Google

Doch stark sind nicht alle, zu vollbringen das Schwerste!

Nicht allen ist gegeben vom höchsten Opfermute!

Nicht alle sind zum Märtyrtum berufen!

Stark ist der Geist — schwach ist der Leib und schön ist die Erde!

Schön sind die grünenden Fluren, die sonnigen Felder, die schattigen Wälder, die luftigen Berge!

Wer scheidet leichten Herzens von ihnen?

Und lieb ist die heimische Hütte, das flackernde Feuer des Herdes, der Kreis der Geliebten!

Warm ist der Druck von Freundeshand, süß ist die traute Umarmung des Weibes, süß ist das Schmeicheln der Kinder!

Hart ist Entsagung und bitter ist die Verlassenheit!

Ihr sollt darum auch nicht auf eure Stärke pochen noch wähnen, Versuchung bringe nicht Gefahr für euch.

Dem Willen nicht allein, der innern Freiheit nicht allein vertraut euch ganz; es ist ein Riesenwerk, in Ketten frei zu sein!

Ihr bedürft auch der äußeren Freiheit!

Ihr sollt nicht fürchten müssen Verfolgung und Aechtung, so ihr die Wahrheit sprecht:

Frei sei die Ueberzeugung, sei das Wort!

Ihr sollt den wahren Gott verehren dürfen vor der ganzen Welt:

Frei sei das Bekenntnis, frei sei die Lehre!

Ihr sollt euch vereinigen dürfen zum gemeinsamen Wirken und Forschen:

Frei sei die Versammlung!

Ihr sollt nicht dulden Willkür und Gewalt, noch zittern müssen, so ihr nicht unrecht thut. Ihr sollt frei sein als Menschen — frei als Volk! Denn heilig ist Menschenwürde und Menschenrecht. Und alle sind gleich vor Gott!

Er spendet nicht Kronen und Zepter; die Throne sind gebaut von Menschenhänden!

O liebt die Freiheit! liebt und achtet sie als euer höchstes Gut!

Erkämpfet sie, so ihr in Knechtschaft lebt!

Erweitert sie, so euch von ihr gegeben ist!

Befestigt sie, so ihr sie ganz besitzt!

Verteidigt sie mit eurem Blut und Leben!

Was ist das Leben ohne sie? Sie macht die Pflichten leicht und unsre Sendung froh. Sie macht selbst den Armen am Geiste zum Reichen im Erkennen; denn um ihn her tönt Wahrheit wie von den Zweigen der Vögelsang. Licht der Erkenntnis umströmt ihn wie Sonnenhelle und er muß schauen mit geschlossenen Augen.

Digitized by Google

Sie macht auch den Schwachen stark im Guten; denn Tugend begehrt nicht das Opfer des Liebsten; denn Tugend ist Ehre und Vorteil im Reiche der Freien.

Und wie auch herrlich glänze die Würde des Menschen im Märtyrtum, ihr sollt sie dennoch hassen, aus tiefster Seele hassen die schrecklichen Zeiten, in welchen das Edle *sterben* muß, um zu siegen; denn wollen sollt ihr, daß es lebe und blühe. Schön ist die Zeit, wenn Tugend und Glück sich vermählen. Es ist nicht die Zeit der Despoten.

*

Es ist hier der Ort, von der im Christentum anbefohlenen Feindesliebe zu sprechen. Ihr Gebot als die menschlichen Kräfte übersteigend, unnatürlich und nirgends in Wahrheit vorfindlich (wenigstens ihrem Wortlaut nach), schließen wir von den religiösen Pflichten aus. Ich kann meinem Feinde Gutes wünschen und thun, wo und wie es in meiner Macht steht, ich kann und soll ihm das mir zugefügte Unrecht verzeihen, ich soll ihn nicht hassen und verfolgen — so weit reichen die Kräfte meiner menschlichen Natur — ihn zu lieben vermag ich nicht, und wer behauptet, er vermag es, ist ein Lügner oder er täuscht sich selbst. Selbst Christus könnte diejenigen, die ihn anspieen und ins Antlitz schlugen, nicht lieben, wenn er sie gleich nicht haßte, ja selbst segnete.

*

Ich darf niemanden achten, der es durch seinen Menschenwert nicht verdient — sei es Vater, Mutter oder mein Blutsverwandter — von der Achtung aber hängt die reine, eigentliche Liebe ab. Ich kann den nicht wahrhaft lieben, dessen Thaten ich verabscheuen und verdammen muß. Unbedingt ist selbst nicht die Pflicht der Dankbarkeit der Kinder gegen die Eltern; die Erzeugung selbst hat keinen Anspruch auf Dankbarkeit — ihr Werk ist Gottes.

Jedenfalls aber hat das Kind die Pflicht, den Eltern in jeder Lage des Lebens beizustehen, sie liebreich zu behandeln.

*

Die Unauflöslichkeit der Ehe ist ein Gebrechen derselben, denn nichts ist eine größere Entweihung derselben, als die Aneinanderkettung zweier Wesen, die ihre heiligsten Pflichten nicht mehr zu erfüllen im stande sind und in ihrer Verbindung nur den Gegensatz dessen liefern, was ihre höchste Vollendung ist. Es ist demnach die

Digitized by Google

Pflicht der Gatten, mit aller Anstrengung ihrer Seelenkräfte, durch Liebe, Geduld und Opfer die Reinheit ihres ehelichen Verhältnisses, die Möglichkeit desselben bis aufs äußerste zu erhalten, dasselbe jedoch aufzuheben, sobald es ihnen nicht mehr möglich ist. Denn gewiß ist die Verbindung bis zum Tode ihre höchste Vollendung. Das Verhältnis der Eltern zu den Kindern selbst ist ein Grund gegen die Unauflöslichkeit der Verbindung, denn wie vermögen die Eltern in Hader und Zwietracht die Kinder gut zu erziehen?

*

Wir wissen nicht, welcher Art und Sphäre das Leben nach dem Tode ist, wir glauben nur, daß es ein höheres, edleres sein muß. Bedarf es mehr zu unsrer Beruhigung? Fürchte keiner den Tod; denn er ist Gottes Fügung. Bedarf es mehr, ihm mutig entgegenzusehen? Mag unsre Natur aus Staub ihn betrauern, dem Geiste ist er ein Schritt zur Vollendung. Es gibt kein Gericht nach dem Tode, all unsre Irrtümer auf Erden, sie ziehen keine Strafen nach dem engherzigen Erdenbegriffe nach sich. Gott ist kein Gott der Rache. Wohl aber — kaum dürfen wir zweifeln — mag unser Verdienst auf Erden, das heißt der Grad der Veredlung, den wir hier erreichten, den leichteren und schwereren Uebergang ins Jenseits — sowie unsre Stelle in andrer Sphäre bestimmen, die wie unsre Erde edlere und unedlere Wesen enthalten mag. So wie die Sünde des Körpers schreckliche Krankheiten erzeugt — so gibt es vielleicht Krankheiten der Seele.

*

Das Gebet, die Erhebung des Geistes zu Gott — als Pönitenz! — Die Erbsünde! Wie konnte der erste Mensch den Ehrgeiz besitzen, Gottes Macht selbst anzustreben, da doch dieser Ehrgeiz durch die Sünde erst entstand, eine der Folgen der Disharmonie in ihm ist.

*

Atheismus spricht von Atomen, Anziehungskraft, dem Zufalle — Naturkräften, die er nicht begreift — der Grund des Seins, den er nicht fassen kann, ist Gott. Er streite nicht um Namen und Worte.

*

Das religiöse Prinzip gegenüber gestellt der sogenannten Zivilisation. Betrachtung des wissenschaftlichen, des Kunst-, überhaupt des Kulturzustandes, der, wenn auch nicht auf solcher wie heute, doch schon auf hoher Stufe stand in Zeiträumen, welche für das menschliche

Digitized by Google

Geschlecht die schmachvollsten und traurigsten waren: Mittelalter: Baukunst, Dome, gotische Paläste, bildnerische Werke, dichterische (Rafael, Michel Angelo, Tasso, Arioſto). Zeiten der römischen Zivilisation — Ludwig XIV. goldnes Zeitalter.

*

Die Anzeichen, welche, wie die Kirche lehrt, dem Untergange der Welt vorhergehen, sind auf Verhinderung geistiger Reform berechnet, als: Erscheinen des Antichrist — um durch solche Bezeichnung Schrecken vor jedem neuen Religionslehrer einzuflößen.

*

Jedes geistige Wesen ist edler als jede, auch die gewaltigste Naturkraft. Der denkende Mensch ist edler als die Elemente, die in ihrem Aufruhr seinen Leib vernichten können, nicht sein geistiges Wesen, denn das unedlere kann das edlere nicht vernichten.

*

Wer die Lehre von Gottes Unerfaßlichkeit trostlos findet — der suche Hilfe in den „Geheimnislehren", die das Vernunftwidrige zu glauben zwingen, im vorhinein erklärend, sie seien nicht zu begreifen und doch für wahr zu halten. Die Vernunft, die uns keinen Aufschluß über Gottes Wesenheit gibt — sie sagt uns laut und deutlich, was Gott *nicht* ist, *nicht* sein kann, und wahrt uns so vor Irrtümern, die uns an der Erreichung unsrer Bestimmung hindern könnten!

*

Diese Lehre gegenübergestellt der christlichen von der göttlichen Vorsehung, hält den erhabenen Begriff Gottes fest gegenüber dem kleinlichen. Er tritt der Anmaßung des Menschen entgegen, der da die Einwirkung der göttlichen Hand in den kleinlichsten Lebensverhältnissen begehrt und erwartet — *diese* Lehre weckt zur Selbstthätigkeit, indem sie offenbart, daß Gott alles, was er durch ihn auf Erden erreichen will, der Wirkung seiner eigenen Kräfte anvertraut — sie zerstreut die Zweifel, sowie die Verzweiflung an Gott bei den oft traurigen Erscheinungen auf Erden, hebt alle Widersprüche auf und steuert der erschlaffenden Ergebung, selbst in das Unrecht.

Die Verfolgung des Lasters, der Finsternis, sie vernichtet den religiösen Aberglauben und steht endlich jener von der Vorsehung an Kraft der Beruhigung nicht nach, denn wie jene den leidenden

Digitized by Google

Menschen auf das ewige Leben, so weiset ihn diese auf die Unantastbarkeit seines höchsten, letzten Zweckes hin.

Es ist unwürdig des denkenden Menschen, einen Grundsatz einzig und allein als wahr anzunehmen, weil derselbe von einem Manne herrührt, der vielleicht sonst manches Wahre gedacht und ausgesprochen, deshalb aber doch immer ein Mensch bleibt, der sich irren kann — ja der selbst, wenn er sich nicht geirrt — sich vielleicht gerade in dem fraglichen Punkte falsch ausgedrückt. Es ist eine von den Theorien derjenigen, die sich die Herrschaft der Menschheit sichern wollen, dieser zu beweisen, daß sie etwas annehmen mußte, ohne es zu prüfen, ohne darüber zu denken, was absurd ist, da dem Menschen die Denkkraft nicht umsonst gegeben sein kann.

Skizzen über die Bestimmung der Menschheit und des Menschen.

Die Bestimmung der Menschheit ist ihre eigene Vervollkommnung als solche.

Ihr untergeordnet, ihr anpassend, sie fördernd und bezweckend ist die Bestimmung des einzelnen Menschen, die seiner Veredlung als solcher. Durch die Vervollkommnung, Veredlung aller einzelnen Individuen, entsteht die Veredlung der Gattung, der Gesamtheit der Menschheit als solche.

Der Mensch ist also nicht Selbstzweck — nicht nur jeder einzelne hat seinen vereinzelten Zweck und alle übrigen in Beziehung auf ihn nur den auf ihn einzuwirken — es gibt auch einen Gesamtzweck der Menschheit ohne Rücksicht auf den einzelnen — sonst würde das Wechseln der Generationen einen Widerspruch enthalten. Den Menschen einzeln als Selbstzweck hinstellen, heißt den Egoismus sanktionieren.

Hier zeigt sich der hauptsächlichste Irrtum des Christentums in Anschauung der Menschenbestimmung. Es nimmt keine zusammenhängende Bestimmung des Geschlechtes, sondern nur eine Bestimmung aller einzelnen als einzelne an, so zwar, daß in jeder Generation alle Glieder derselben ihre vollkommene Bestimmung, die ewige Seligkeit durch frommen Lebenswandel erreichen und so die nächste Generation wieder von vorne anfängt und so fort bis an das angenommene Ende der Welt, so, daß die Fortpflanzung der Menschen als eine unnütze, gleichgültige Vervielfältigung erscheint, während sie eine fortwährende großartige, notwendige Repräsentation

Digitized by Google

des Menschengeschlechtes ist, das fortlebt und sich veredelt, wenn auch die Individuen wechseln und vergehen, deren Dasein immerhin notwendig ist, da es auf die Gesamtheit einen wichtigen, unvergänglichen Einfluß ausübt.

*

Das Christentum stellt es als Pflicht auf für den Untergebenen, dem Vorgesetzten zu gehorchen, „die rechtmäßige Gewalt" zu erkennen, auch wenn sie mißbraucht wird; denn Unrecht dulden, ist Verdienst vor Gott.

*

Jener Beweis, den man für die Göttlichkeit Christi in seinem reinen Leben und seiner Aufopferung findet, ist dadurch am besten zu entkräften, daß man nachweist, daß auch andre Menschen ihm gleich stehen, die von allen und stets nur für Menschen gehalten wurden, z. B. Huß — Sokrates? — die Apostel selbst — viele Ketzer — politische Märtyrer ꝛc. — Propheten des Altertums.

Eine Reform im Christentume ist stets unzulänglich, denn einmal von der Göttlichkeit Christi abstrahierend, findet man keinen Grund mehr, ein neues Religionsgebäude auf den Grund seines Namens zu bauen, als ihn als den besten, edelsten und größten der Menschen anzunehmen. Das ist aus zwei Gründen unstatthaft: Erstens darf kein einzelner als das angesehen werden; denn das hieße die Menschheit im ganzen zu sehr demütigen und im Glauben an sich selbst entmutigen — hieße gestehen, daß seit ihm keiner ihm gleichgekommen — das hieße den Fortschritt, die Veredlung leugnen.

Zweitens, so erhaben sein Leben ist, so großartig sein Wirken, so ist es doch nicht ganz frei von den Irrtümern, der Befangenheit seiner Zeit (von welcher kein Mensch, wenn auch ihr vorauseilend, sich ganz trennen kann und darf). Die christliche Lehre von all ihren Schlacken reinigen, einen neuen, erhabenen Glauben, wenn auch mit vielen schon vorhandenen und beibehaltenen Grundsätzen, den christlichen nennen — und behaupten, so habe ihn Christus gelehrt, heißt abermals unsre Zeit der vor zweitausend Jahren nachsetzen, Fortschritt und Veredlung leugnen. (Das ist die Träumerei des sogenannten Urchristentums.)

Die Gottheit Christi wird ferner bewiesen aus der Erhabenheit seiner Lehre im Vergleiche zu seinem niederen Stande, dem Mangel an wissenschaftlicher Bildung. Dieser Beweis ist aus demselben Gesichtspunkte zu verwerfen. Die Geschichte weist der Beispiele mehrere auf, wo ungebildete Menschen aus der niederen Klasse die besten Religions- und Sittenlehrer wurden. Die unabhängige Würde und

Digitized by Google

Kraft der Religion des Menschentumes bedarf der sogenannten Wissenschaft nicht.

Wie mutlos, wie niederdrückend und demütigend für das Menschentum, jene Annahme, der, welcher so groß und edel war, könne unmöglich ein Mensch, er müsse ein göttliches Wesen gewesen sein. Wie sehr erinnert diese Annahme an die Beschränktheit der ältesten Völker, die jeden, der sich unter ihnen auszeichnete, unter die Götter versetzten — wie gefährlich ist dieser Glaube für das Prinzip des Guten in der Welt, für das edle Selbstvertrauen des Menschen.

*

Aus der Uebereinstimmung der Sagen und religiösen Mythen aller Völker mit der sogenannten Offenbarung des alten Bundes geht nicht die Wahrheit dieser, sondern der Beweis hervor, daß die religiöse Entwickelung in ihrer Kindheit sich bei allen Völkern bei gleicher Fassungskraft gleich zeigt — der Beweis, daß nicht bloß das jüdische Volk das auserwählte Gottes war.

*

Das Mönchstum ist als Folge der vom Christentume aufgestellten, irrtümlichen Menschenbestimmung zu betrachten; denn so oft eine gewaltige Sache die Menschheit ergreift und begeistert, so gibt es einzelne Männer, die sich ihrem Zwecke ganz hingeben, mit Aufopferung ihres ganzen Wesens, aller Privatwünsche und Bedürfnisse ihren allgemeinen Gedanken verfolgen. Die Bestimmung des Christentums weist aber auf die ewige Seligkeit, betrachtet die Erde als Ort der Prüfung; daher die Asketik.

Philosophie und Religion.

Philosophie im Gegensatze zu Religion ist Egoismus auf die höchsten Interessen des Menschen angewendet.

Philosophie ist ein Zufluchtsort, ein geistiges Asyl für den einzelnen.

Religion ist Eigentum der Gesamtheit.

Dies beweiset die Geschichte.

Der menschliche Geist — (der Geist des einzelnen) der in der verderbten Religionsform seine Stätte nicht mehr findet, sucht auf eigenem Wege sein Heil — er bildet sich seine Philosophie.

Philosophie ist Vereinzelung — Philosophie schließt den einzelnen

Digitized by Google

in sich selbst ab — Philosophie ist das individuelle, geheime Glaubensbekenntnis, über welches jeder nur sich selbst Rechenschaft zu geben hat — es ist daher ein solches Glaubensbekenntnis kein fürs Leben bindendes — daher kommt es z. B., daß Philosophen aller Zeiten sich äußerlich der angenommenen Religionsform gefügt haben; wie Sokrates, der seine Kinder in dem Glauben der Götter erziehen ließ, wie Philosophen der neueren Zeit sich dem Kultus, in welchem sie getauft wurden, fügen, ihre Kinder in diesem Kultus taufen, erziehen lassen, was deutlich beweist, daß sie gar nicht darauf ausgehen, ihre Philosophie je zum Gemeingut aller zu machen.

Religion ist Offenbarung Gottes. Religion ist der Inbegriff aller Wahrheiten, die der gesamten Menschheit notwendig — für die die ganze Menschheit empfänglich ist — die der gesamten Menschheit angehören; — das religiöse Glaubensbekenntnis ist daher ein fürs Leben bindendes, weil seine Erfüllung in der That zur Pflicht gegen Gott und die ganze Menschheit wird.

Die Philosophie vereinzelt die Menschheit solange, bis die Religion sie gereinigt — die Religion, die neu auftauchende, vernichtet daher alle vor ihr aufgetauchten, ihr vorhergehenden, sie vorbereitenden Philosophien — so mußten die Philosophen der Griechen und Römer dem Christentume weichen — so waren die Philosophen der Griechen und Römer nicht im stande, der Entsittlichung, des gänzlichen Verfalls der Tugend zu wehren (weil sie nur darauf ausgingen, um sich selbst und die Ihrigen eine Schranke gegen diese Seuche zu ziehen). Es kam das Christentum — es kam die Religion und hemmte den sittlichen Verfall.

So z. B. war Cicero mit seinen religiösen Ansichten — seiner Philosophie Egoist, denn er ging nicht darauf aus, sie zum Gemeingut aller machen zu wollen. Sein ganzes Leben beweist es.

Es ist noch ein Unterschied zwischen Philosophie und Religion, welcher der letzteren den Vorrang gibt.

Religion ist der Drang nach Veredlung — der Drang nach Gott hin.

Philosophie ist diesem Drange entsprungen, er ist ihre Quelle und ihr Endziel. Philosophie kann ohne Religion nicht bestehen. Religion bedarf zu ihrem Bestehen nicht der Philosophie, die Philosophen, wie uns die Erfahrung lehrt — sind gewöhnlich nicht die edelsten Menschen — ihre philosophische Ueberzeugung gehört allein ihrem Verstande an — sie erkennen, was recht und gut ist — es fehlt der Wille, das Gefühl, welches den Willen erzeugt, das recht und gut Erkannte auszuüben.

Digitized by Google

Die religiöse Ueberzeugung gehört dem Geiste und dem Gemüte zugleich an — sie ist das Erkennen des Wahren und Guten und zugleich das Gefühl für das Wahre und Gute, das den Willen erzeugt, das Wahre und Gute auszuüben.

Doch will ich nunmehr die Bestimmung, die Aufgabe der Philosophie untersuchen und von den Zeiten vor dem Christentume beginnen. Das Heidentum — der mythologische Götterglaube war über die Erde verbreitet — je weiter die Menschheit fortschritt, desto unzulänglicher ward dieser Begriff von Religion, und anfangs nur wenige — nach und nach mehr und mehr *einzelne* sagten sich — doch eben nur als einzelne von diesem Begriffe los — es waren die Philosophen — sie sonderten sich gleichsam von der übrigen Menschheit ab und lebten für sich und vielleicht einen kleinen Kreis von Anhängern ihres philosophischen Systems — sie versuchten es nicht, der gesamten Menschheit ihre Ueberzeugung mitzuteilen, oder wenn sie es versuchten, so mißlang der Versuch, eben weil ihre Philosophie nicht auf das Ganze paßte. Aeußerlich, wie schon früher bemerkt, übten sie gewöhnlich den Kultus ihrer Staatsreligion aus. Je weiter aber die Menschheit fortschritt, vermehrte sich die Zahl dieser einzelnen und sie wirkten immer kräftiger zur Zerstörung des unzulänglich gewordenen Religionsbegriffs, ohne einen besseren, der Zeit entsprechenden hinstellen zu können.

Die Philosophie also ist das Prinzip der Zerstörung des Schlechteren, um dem Besseren Platz zu machen — nicht aber absolut dieses Bessere selbst (und wenn auch ein Besseres, doch nicht das für das Allgemeine passende Bessere).

Der Verfall des einen Religionsbegriffs erzeugt aber den besseren mittelbar durch den der Menschheit innewohnenden Drang nach Religion, ohne den sie nicht bestehen kann.

Die Philosophie also zerstörte den falschen Religionsbegriff, das heißt sie zeigte der Menschheit: das Bestehende, an dem ihr bis jetzt gehangen, ist Thorheit und Irrtum. — Die Menschheit wandte sich nun zur Philosophie selbst — sie fand auch hier nicht das Richtige, für ihre Gesamtheit Passende — zu welchem sie nun durch natürliches Gefühl gelangte. Es tauchte die neue Religion, der neue, bessere, für die Zeit passende Religionsbegriff auf — es war das Christentum (für den Orient bald der Islam).

In diesem Augenblicke nun war die Mission der Philosophie zu Ende — sie mußte untergehen, der neue Religionsbegriff mußte sie vernichten, die er nicht mehr bedurfte. Denn der menschliche Geist, so weit er gelangt, hat seinen Ausdruck gefunden — die ganze Mensch-

Digitized by Google

heit hat ihn erfaßt — der einzelne also bedarf keine Zufluchtsstätte, kein geistiges Asyl mehr — er kann zur Menschheit zurückkehren — ja, er muß es, um sie in ihrem Kampfe um Anerkennung des neuen Religionsbegriffs zu unterstützen — sondert er sich noch ferner ab, während er der Absonderung nicht mehr bedarf als einziges Rettungsmittel für seinen Geist — so wird er Egoist. So hat das Christentum die Philosophie der alten Welt gestürzt — und das Christentum in seiner Reinheit ist in der That das bessere im Vergleich der alten Philosophien.

Das Christentum, nun der neue Religionsbegriff, hat sich die Geltung erkämpft, hat sich über den Erdboden verbreitet. Doch die Menschheit bleibt hier nicht stehen (außerdem daß sich das Christentum auch noch verfälscht), und je weiter sie fortschritt, desto unzulänglicher ward auch dieser neue Religionsbegriff, und anfangs einzelne, dann mehrere sagten sich auch von diesem Begriffe los und sonderten sich von der Gesamtheit ab, der sie jedoch äußerlich angehörten, denn sie waren getauft, sie ließen ihre Kinder taufen und im Christentume erziehen. (Die neueste Zeit hat die Philosophie als Stand sogar sanktioniert mit dem Doktorat der Philosophie.)

Doch auch hier wieder hat die Philosophie als zerstörendes Prinzip das Christentum untergraben, auch hier wieder finden wir keine der verschiedenen Philosophien für die ganze Menschheit passend — die Menschheit ächzt nach einem neuen Ausdrucke ihrer geistigen Errungenschaft, ihres moralischen Wertes — nach einer neuen Religion.

Und wenn diese auftaucht, wird auch die Philosophie der Neuzeit untergehen — denn sie hat ihre Mission erfüllt — und wo sie sich der Vereinigung der Menschheit entgegensetzt und auf ihre Absonderung beharrt, dort wird sie als Egoismus, als Feindin von dem neuen Religionsbegriffe bekämpft und überwältigt werden. Und der neue Religionsbegriff wird zur Geltung gelangen, doch auch hier wird die Menschheit nicht stehen bleiben.

Wir sehen wieder, daß der Zweck der Philosophie ein genug erhabener ist, wo er recht erkannt wird — doch nicht, wo er sich anmaßend in den Vordergrund drängt und (nach Art der Kunst) wohl gar zum Selbstzwecke werden will, wo er nur Mittel zum Zwecke ist.

NB. Philosophie will den Weg der Rettung suchen ohne Gott, auf sich selbst beschränkt, daher erzeugt sie häufig den Atheismus. Die Philosophie zersplittert die Menschheit; denn da das System des einen Philosophen nicht für den nächsten einzelnen paßt, sieht sich dieser genötigt, ein eigenes System zu bilden, um sich gegen die

Digitized by Google

Angriffe des ersteren zu wehren, da jedes herrschende, philosophische System sich als unanfechtbare, logische Wahrheit anpreiset und die ihm nicht Anhängenden als unlogisch, unvernünftig bezeichnet.

Philosophie ist System der Reflexion.

Religion: gefühltes Naturgesetz.

Diese neue Religion, welche hinführt zur Bestimmung des Menschen, seiner Veredlung — sie begreift in sich die soziale Bewegung, denn sie zertrümmert die Vorurteile der Gesellschaft und zielt auf einen brüderlichen Zustand des Menschengeschlechtes hin — sie begreift in sich die Reform in Bezug des bisherigen, elenden Begriffes von Religion, denn sie hebt diese auf, sie vernichtet sie, denn nur im Kampfe gegen alle Vorurteile, politische, soziale, religiöse, führt sie zur Bestimmung des reinen Menschentums. Indem sie also jede dieser drei Bewegungen in sich begreift, muß sie notwendig höher stehen, als jede einzelne für sich, das heißt sie ist die wahre Aufgabe der Zeit in ihrer umfassenden Vollständigkeit.

*

Also Kampf gegen das Christentum — den Atheismus und Materialismus, den Nationalfanatismus, Gelehrtendünkel und Ignoranz, Schöngeisterei und Philistertum, Bildungshochmut, soziales Unrecht und Vorurteil, Einseitigkeit und Materialismus der sozialen Reform, jede Unnatur.

Also zu lehren: Naturreligion, reiner Patriotismus, edles Streben nach Wissen, ohne dessen Ueberschätzung, sowie ohne Verachtung des braven Minderwissenden, mit voller Anerkennung des gesunden Menschenverstandes und der Gefühlsoffenbarung.

Digitized by Google

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
in Stuttgart.

Ausgewählte dramatische Werke

von

Franz Nissel.

Inhalt: Perseus von Macedonien. — Heinrich der Löwe. — Agnes von Meran. — Ein Nachtlager Corvins.

Preis geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.

Aus meinem Leben.

Von

Alfred Ritter von Arneth.

Zwei Bände.

Mit zwei Porträts.

Preis geheftet 12 Mark. Elegant gebunden 15 Mark.

Achim von Arnim

und die ihm nahe standen.

Herausgegeben von **Reinhold Steig** und **Herman Grimm.**

Erster Band:

Achim von Arnim und Clemens Brentano.

Preis geheftet 7 Mark. Elegant gebunden 9 Mark.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

YC 67608

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C024948887

176510

Digitized by Google

Digitized by Google